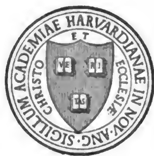
DEUTSCHE SPRACHE UND DEUTSCHES LEBEN: SPRACH- UND KULTURGESCHICHTLICHE BILDER FÜR LEHRER UND FÜR FREUNDE UNSERER MUTTERSPRACHE

Johannes Zelter




SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV·ANG·
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS

Deutsche Sprache und deutsches Leben.

Sprach- und kulturgeschichtliche Bilder
für Lehrer und für Freunde unserer Muttersprache.

Von

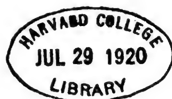
Johannes Zelter.

Mit einem Begleitwort von Dr. Prinz.

„Die Sprache ist der Spiegel eines Volkes. Wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes, treffliches Bild von uns selbst daraus entgegen." Schiller.



Arnsberg,
Verlag von J. Stahl.
1907.



Druck von Grimme & Trömel in Leipzig.

Vorwort.

Die in vorliegender Schrift gesammelten sprach- und kulturgeschichtlichen Bilder sind größtenteils aus Vorträgen erwachsen, die ich vor einer Reihe von Jahren in amtlichen Konferenzen, in Lehrervereins-Versammlungen und im hiesigen Zweigvereine des „Allgemeinen Deutschen Sprachvereins" gehalten habe. Die Vorträge über „Familien- und Ortsnamen", sowie über Sprachreste aus dem alten Rechtsleben unter der Überschrift: „Alte Sprachmünzen", wurden bereits als Aufsätze vor fünf und mehr Jahren in einigen Fachblättern veröffentlicht.

Die freundliche Aufnahme, welche diese wie auch die andren Vorträge bei Lesern und Zuhörern gefunden haben, ermunterte mich, die Aufsätze aufgrund der Ergebnisse der neuesten Sprachforschung noch erheblich zu erweitern und zu vertiefen und sie in Buchform unter dem Titel: **„Deutsche Sprache und deutsches Leben"** der Öffentlichkeit zu übergeben, um sie einem größeren Leserkreise zugänglich zu machen.

Die Arbeit ruht auf sicherer wissenschaftlicher Grundlage. Sie will allen Freunden der deutschen Sprach- und Kulturgeschichte nicht nur einen unterhaltenden, sondern auch einen anregenden und belehrenden Lesestoff bieten.

Vor allem aber will sie den Lehrern in der Aufhellung der schönen, tiefen Sprachbilder, woran unsre Muttersprache so voll ist, sowie in der Erklärung dunkler Worte und Namen ein möglichst zuverlässiger Ratgeber sein.

„Nichts fesselt den Schüler so lebhaft," sagt mit Recht Dr. O. Lyon, „als wenn er einen Einblick erhält in die Entwicklung der Worte und der Wortbedeutungen und an sprachlichen Erscheinungen den Gang der Kulturgeschichte betrachten lernt."

Sollte der eine oder andere Leser hier und da in der Worterklärung anderer Meinung sein, so bin ich für ein begründetes Urteil sehr dankbar und werde dasselbe bei einem Neudruck gerne berücksichtigen. Im übrigen:

„Einzelnes mögt ihr schelten,
laßt nur das Ganze gelten!“

Wiesbaden, im Mai 1905.

Der Verfasser.

Benutzte Schriften und Aufsätze.

(Schriften und Aufsätze, die nur das eine oder andere Mal erwähnt wurden, sind in dem Verzeichnis nicht angeführt.)

Andresen, K. G. Dr., „Die altdeutschen Personennamen in ihrer Entwickelung und Erscheinung als heutige Geschlechtsnamen." 2. Aufl. Verl. C. G. Kunzes Nachfolger, Mainz 1876.

Derselbe, „Über deutsche Volksetymologie." Reisland, Leipzig 1889.

Arnold, W. Dr., Ansiedlungen und Wanderungen deutscher Stämme. Marburg 1880.

Behaghel, O. Dr., Die deutsche Sprache. 2. Aufl. G. Freytag, Leipzig 1902.

Beneke, O. Dr., Von unehrlichen Leuten. Verl. v. W. Hertz, Berlin 1889.

Birlinger, A. Dr., Alemannia. XIII.

Blumschein, G. Dr., Streifzüge durch unsere Muttersprache. Verl. Paul Neubner, Köln.

Derselbe, Kulturgeschichtliches in unserer Sprache. Wissenschaftl. Beihefte zur Zeitschrift des „Allgem. D. Sprachvereins" Nr. III u. IV.

Cramer, Frz. Dr., Rheinische Ortsnamen aus vorrömischer und römischer Zeit. Verl. von Ed. Lintz, Düsseldorf 1901.

Die Besiedelung der Eifel. Kath. Zeitschrift für Erziehung und Unterricht. 46. Jahrg., 2. Heft. Verl. Schwann, Düsseldorf.

Esser, Dr., Keltische Ortsnamen auf -acum und -iacum. Schulprogramm 1874.

Günther, L. Dr., Deutsche Rechtsaltertümer in unsrer heutigen deutschen Sprache. Fr. Wilh. Grunow, Leipzig 1903.

Hähnlein und Patzig, Zur Wortbildung und Wortbedeutung im deutschen Sprachunterricht. Verl. Ferd. Hirt & Sohn, Leipzig 1893.

Heintze, Alb., Die deutschen Familiennamen. Halle 1882.

Hruschka, Al., Über deutsche Ortsnamen. Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Nr. 56.

Kaiser, W. Dr., Die Götterwelt der alten Deutschen. Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Nr. 60.

Kaufmann, F. Dr., Deutsche Mythologie. Sammlung Göschen 1890.

Khull, Frd., Deutsches Namenbüchlein. Braunschweig 1891.

Kluge, Frd. Dr., Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Verl. v. K. J. Trübner, Straßburg 1883.

Knorr, W. Dr., Die Familiennamen des Fürstentums Lübeck, I. u. II. Teil. Beilage zum Programm des Großherzoglichen Gymnasiums in Eutin 1876 und 1882.

Linnig, Frz., Bilder zur Geschichte der deutschen Sprache. Paderborn 1881.

Lucae, K., Die alten deutschen Personennamen. Preußische Jahrbücher. 45. Bd., 6. Heft 1880.

Maidorn, B. Dr., Deutsches Leben im Spiegel deutscher Personennamen. Thorn 1898.

Pfaff, Frd. Dr., Deutsche Ortsnamen. Berlin 1896.
Pflugk, Gustav, Aus der Sprache des Volkes. 2. Beilage zum Leipziger Tageblatt 1900.
Rosenkranz, C., Anklänge an die altdeutsche Mythologie in unsrem Volksleben. Neuwied 1892.
Richter, Alb., Deutsche Redensarten. Leipzig 1894.
Schaible, K. G. Dr., Deutsche Stich- und Hiebworte. 2. Aufl. Trübner, Straßburg 1885.
Schrader, G. Dr., Der Bilderschmuck der deutschen Sprache. Verl. Felber, Weimar 1894.
Schröder, Friedr. Dr., „Über den Bedeutungswandel der Worte", Unterhaltungsbeilage zur „Täglichen Rundschau" 1895, Nr. 177.
Simrock, Karl, Handbuch der deutschen Mythologie. 5. Aufl.
Tesch, P., Neuhochdeutsche Sprachgeschichte. I. u. II. Teil. Halle a. S. 1902.
Vilmar, Dr., Deutsches Namenbüchlein. 5. Aufl. Marburg 1880.
Waag, Alb. Dr., Bedeutungsentwicklung unsres Wortschatzes. Verl. Moritz Schauenburg, Lahr i. B. 1901.
Wackernagel, W. Dr., Altdeutsches Handwörterbuch. 5. Aufl. Basel 1878.
Wegeler, Jul. Dr., Coblenz in seiner Mundart. Verlag von R. F. Hergt, Coblenz 1876.
Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des „Allgemeinen Deutschen Sprachvereins". Heft 3, 4, 21.
Zeitschrift des „Allgemeinen Deutschen Sprachvereins". Verschiedene Jahrgänge.
Ziemann, Frz. Dr., Etymologische Belehrungen im Seminar. Verl. Ferd. Hirt, Breslau 1898.



Erklärung der Abkürzungen.

ahd. = althochdeutsch.
agſ. = angelsächsisch.
an. = altnordisch.
aſ. = altsächsisch.
fränk. = fränkisch.
got. = gotisch.
mhd. = mittelhochdeutsch.
ndd. = niederdeutsch.
nhd. = neuhochdeutsch.



Begleitwort.

Johannes Zelter ist es nicht vergönnt gewesen, die vorliegende Schrift veröffentlicht zu sehen: ein zu früher Tod hat ihm die Feder aus der Hand gewunden und seiner rastlosen Tätigkeit ein Ziel gesetzt. — Dem Wunsche der Verlagshandlung, seine letzte Arbeit zum Drucke zu befördern, bin ich um so lieber nachgekommen, als die Hochachtung, die man dem ganzen Wirken und Streben des verdienten Mannes zollen muß, diesen Dienst von mir zu fordern schien[1]).

Zelter war nicht bloß ein gewissenhafter und treuer Schulmann, der namentlich der jüngeren Lehrerschaft als nacheiferungswürdiges Muster hingestellt werden darf, sondern auch ein Mann voll ernsten, höheren wissenschaftlichen Strebens. Eingehend beschäftigte er sich mit dem Studium der deutschen Sprache und ihrer Geschichte; und man kann ihm die Anerkennung nicht versagen, daß er, welchem der damalige Seminarunterricht auf diesem Gebiete nur ganz Mäßiges zu einer etwaigen Grundlage hatte bieten können, sich in den gewaltigen und schwierigen Stoff wacker und sicher hineingearbeitet und hineingelebt hatte. Seine vielen und tüchtigen schriftstellerischen Arbeiten liefern dafür den Beweis.

---

[1]) Über das Leben und die schriftstellerische Tätigkeit Zelters möchte ich aufgrund der Mitteilungen, welche mir die Gattin des Hingeschiedenen gemacht hat, folgendes hier hervorheben:

Johannes Zelter wurde am 16. März 1852 zu Dieblich a. d. Mosel geboren. Nachdem er die Volksschule seines Heimatortes und das Seminar in Boppard durchlaufen hatte, wurde ihm im November 1873 die Verwaltung der Schulstelle in Stauderheim a. d. Nahe anvertraut, in der er alsdann im Januar 1877 endgiltig bestätigt wurde. Nach fast siebzehnjähriger Tätigkeit wurde er im November 1893 in das benachbarte Sobernheim versetzt und fünf Jahre später zum Hauptlehrer der dortigen katholischen Volksschule ernannt. Ein Herzleiden, das er in seinem Berufseifer zu wenig beachtet hatte, zwang ihn, bereits 1905 sich in den Ruhestand versetzen zu lassen: im März siedelte er nach Wiesbaden über — schon am 15. Juli darauf wurde er, kaum 53 Jahre alt, in die Ewigkeit abberufen.

Sehr viele seiner Arbeiten hat Zelter in Tagesblättern und Zeitschriften veröffentlicht, so in der „Koblenzer Volkszeitung", der „Kreuznacher Zeitung",

Auch das vorliegende letzte Werk liegt auf dem Gebiete der Sprachforschung, auf dem noch so manches strittig ist. Es bietet sich dar als eine Sammlung von Abhandlungen, welche verschiedene bedeutungsvolle Themata zur geschichtlichen Entwicklung der deutschen Sprache behandeln, und die namentlich dem deutschen Unterrichte in unseren Lehrerseminaren im Anschlusse an die Forderungen des Ministerialerlasses vom 1. Juli 1901 treffliche Dienste zu leisten vermögen, indem sie den betreffenden Unterrichtsstoff zu erweitern und zu vertiefen recht sehr geeignet sind. Aus diesem Grunde möchte ich unsere Seminarlehrer auf die Schrift besonders aufmerksam machen und sie den Seminaristen zum ergänzenden Eigenstudium recht warm empfehlen; ich glaube: der

---

der „Westdeutschen Lehrerzeitung“, dem „Archiv für Schulpraxis“; den letzten Aufsatz: „Der Lehrer, das Fremdwort und der Allgemeinen Deutsche Sprachverein“ brachte zwei Monate vor seinem Tode die hiesige „Pädagogische Woche“.

Von den in das Gebiet der Sprachforschung einschlagenden weiteren Arbeiten Zelters nenne ich:

- Sprachreste aus dem alten Rechenwesen.
- Sprachreste aus dem alten Münzwesen.
- Unehrliche Leute.
- Ein Blick in das deutsche Schimpf- und Spottwörter-Lexikon (vgl. unten die 3. Abhandlung).
- Unserer Lieben Frauen Lob und Preis in der deutschen religiösen Volksdichtung.
- Der Weinstock in Geschichte, Sage und Dichtung.
- Unser Getreide in Sage und Dichtung, im Volksglauben und Volksgebrauch.
- Sprachliche Zeit- und Streitfragen.

Pädagogische Abhandlungen:

- Das deutsche Schulwesen im 16. Jahrhundert.
- Ein Kapitel über häusliche Erziehung.
- Der selige Johann Baptist de la Salle (13. Heft der Pädag. Vorträge in Abhandlungen).

Sonstige Arbeiten:

- Der Disibodenberg bei Staudernheim a. d. Nahe.
- Eine Wanderung im herbstlichen Wald.
- Die Charwoche in der Pflanzenwelt.
- Eine Plauderei über den Schnee.
- Eine Wanderung durch das Siebengebirge.
- Ergötzliche Bilder aus einer alten Naturgeschichte.
- Das wirtschaftliche Leben des deutschen Volkes im Mittelalter.
- Stammt das moderne Duell aus dem Mittelalter?
- Über Wappen.
- Das Wappen des alten preußischen Talers.
- Vergeben und Vegessen. (Eine Erzählung.)
- Der Name Friedrich in der Geschichte der Hohenzollern. (Die Arbeit wurde der Kaiserin Friedrich gewidmet, welche dem Verfasser Allerhöchstihren Dank dafür aussprechen ließ.)

grammatische Unterricht des Seminars wird sie mit nicht geringem Nutzen verwerten können.

Bezüglich der Herausgabe muß ich bemerken, daß die Handschrift, so wie sie mir vorlag, abgedruckt worden ist. Änderungen sind meinerseits nicht vorgenommen: ich hielt mich dazu nicht für befugt; nur wo sich offenkundige Schreibfehler oder kleinere sonstige Irrtümer vorfanden, von denen ich annehmen durfte, daß Zelter selbst sie bei der Lesung der Korrektur gefunden und ausgemerzt hätte, habe ich die verbessernde Hand walten lassen.

Gewiß fordert manche Stelle des Werkes zum Widerspruch auf, wie es eben auf diesem Felde nicht anders sein kann. Meine anfängliche Absicht, meine abweichenden Ansichten an den betreffenden Punkten in Fußnoten darzulegen und zu begründen, habe ich aufgegeben, und auch darauf habe ich verzichtet, diese Stellen hier hervorzuheben: es sollte eben das Werk gänzlich Zelters Arbeit sein und bleiben. —

So wünsche ich denn, daß das Buch in die Hand recht vieler strebsamer Seminaristen und anderer Freunde unserer herrlichen deutschen Sprache gelange und sie zum tiefergehenden Studium veranlasse: ich würde mich freuen, wenn ich dazu beigetragen hätte, das Andenken an einen verdienstreichen Lehrer für lange Zeit wachzuerhalten.

Arnsberg, den 15. August 1907.

Prinz.

Inhaltsverzeichnis.



I. Der Wortbedeutungswandel.

„Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!" Goethe.

Die Sprachwissenschaft hat von jeher mit besonderer Vorliebe die Laut- und die Flexionslehre, den Wortkörper oder die Lautgestalt und ihre gesetzmäßigen Veränderungen zum Gegenstand ihres Studiums gemacht, um durch dasselbe die Erkenntnis der Verwandtschaft der indogermanischen Sprachen zu erschließen. Der Lehre von der Wortbedeutung jedoch, der Wortseele, standen die Sprachgelehrten, weil ihre Ansichten über den Wert dieser Lehre noch weit auseinander gingen, meistens kühl gegenüber. Erst in den letzten Jahrzehnten gewinnt die Wortbedeutungslehre, der man gar den gelehrtklingenden Namen „Semasiologie" gab, in den Kreisen der Fachgelehrten größere Beachtung. Man sucht aus der Fülle und Mannigfaltigkeit der Einzelerscheinungen, die man nach bestimmten Gesichtspunkten ordnet, nach etwas Festem, Bestimmtem, Regelmäßigem. Wer sich mit dem Studium des Bedeutungswandels beschäftigt, der kann in der Tat nicht leugnen, daß in der verhältnismäßig kurzen Zeit die Erforschung dieses jüngsten Zweiges der Sprachwissenschaft schon zu einer Reihe von Ergebnissen geführt hat.

1.

Unsere Sprache ist ein lebender Organismus. Wo aber Leben ist, da ist auch Bewegung und Veränderung. „Es gibt keinen Augenblick, wo die Entwickelung der Sprache stille steht. Nach innerer Notwendigkeit werden unablässig neue Formen und neue Verbindungen von Wörtern, ja ganz neue Wörter geschaffen," sagt Behaghel, und er hätte noch hinzufügen können: nicht minder häufig tritt auch fortwährend ein Wechsel in der Wortbedeutung ein. Auch der Bedeutungswechsel gehört zum ureigensten Wesen unserer Sprache und ist nicht bloß „ein Spiel der Phantasie", wie man früher meinte.

Wortschatz und Wortbedeutung aber verändern sich nicht nur bei verschiedenen Geschlechtern, sondern auch bei Angehörigen desselben Geschlechtes; ja bei denselben Menschen in den verschiedenen Abschnitten ihres Lebens, oder bei verschiedenen Umständen, unter denen sie sich des Wortes bedienen. Es werden andere Vorstellungen in mir lebendig, wenn ich z. B. jemand im eigentlichen Sinne einen „Helden" nenne, oder wenn ich es spöttisch tue; andere, wenn ich das Wort „Vater" als Kind oder als Rechtsgelehrter anwende. Ein eigentlicher Bedeutungswandel liegt freilich bei vereinzelter Anwendung eines Wortes in abweichendem Sinne, wie es ja das Leben tagtäglich mit sich bringt, noch nicht vor. Ein solcher ist im strengen Sinne vielmehr erst dann gegeben, wenn ein Wort innerhalb eines ganzen Sprachgebietes eine von seiner ursprünglichen verschiedene Bedeutung angenommen hat, wenn also die gelegentliche Bedeutungsverschiedenheit zur gebräuchlichen geworden ist. Und dabei ist es ganz gleichgiltig, ob die ursprüngliche Bedeutung des Wortes ganz untergeht, oder ob, was wohl der häufigere Fall ist, beide Bedeutungen sich selbständig nebeneinander behaupten und die Gleichheit der betreffenden Wörter vom Sprachbewußtsein nur noch wie eine zufällige empfunden wird.

Die Wege, die der Wortbedeutungswandel einschlägt, sind verschiedener Art. Die einfachste Art zeigt uns das Wort „Krieg". Ursprünglich bedeutete es „Anstrengung", „Streben nach etwas", dann auch „Widerstreben", „Streit und Kampf" überhaupt, unter anderm auch „Rechtsstreit". Jetzt verstehen wir darunter nur den „Völkerkampf". Die Bedeutung des Wortes ist also auf ein engeres Gebiet beschränkt worden.

Dieser Vorgang, dem man die Bezeichnung **Verengerung** oder **Einschränkung** des Bedeutungsumfangs gegeben hat, vollzieht sich desto leichter, je häufiger die gelegentliche Verwendung eines Wortes im gleichen Satzband, im bestimmten Sinne wiederkehrt, und je mehr der durch das Wort bezeichnete Gegenstand für die Gesamtheit von Interesse, von Wert und Wichtigkeit ist.[1])

Die Fälle der Bedeutungsverengerung sind sehr zahlreich. Wir wollen im nachstehenden nur einige Beispiele unter bestimmten Gesichtspunkten zusammenstellen.

Mehr als alle andern Gemeinschaften ist die **Kirche** in bezug auf die Bedeutungsverengerung von Einfluß gewesen. Es kam hier eben noch dazu, daß man sich scheute, ein Wort im welt-

[1]) Vgl. Waag, Bedeutungsentwicklung, S. 9.

lichen Sinne zu verwenden, wenn es durch den Gebrauch der Kirchensprache zum heiligen Dienste geweiht schien. Aus diesem Grunde betrachten wir zunächst die eingeschränkten Ausdrücke, die im **kirchlichen Leben** gebräuchlich sind. So ist „Beichte" (mhd. bîht, zusammengezogen aus bijiht, zu mhd. jëhen, d. i. „bekennen") ursprünglich „Geständnis", „Bekenntnis" jeder Art und wurde erst später infolge häufiger Anwendung auf den bekannten religiösen Begriff eingeschränkt. — „Abendmahl" ist nicht mehr dasselbe wie Abendmahlzeit, sondern bedeutet, besonders bei den Protestanten, ausschließlich das Abendmahl des Herrn und die zu dessen Gedächtnis stattfindende Feier. — Auch „versehen" in der Wendung: „jemanden versehen" hat sich landschaftlich nur auf das Bringen der h. Sterbsakramente beschränkt: so auch „Versehgang" = Gang des Priesters zum Kranken mit den h. Sterbsakramenten. — „Buße", (verwandt mit „besser"), das ursprünglich „Besserung" (vgl. „büßen" = ausbessern) bedeutete, hat sich schon im Mittelhochdeutschen zu dem rechtlichen Sinne „Schadenersatz" und der daraus entwickelten religiös-sittlichen Bedeutung eingeschränkt. — Bei der Wendung: „man macht eine Wallfahrt" (zu wallen) denkt man heute nur an eine Wanderung an h. Stätten, während ursprünglich jede Wanderung gemeint sein konnte. — „Andacht" (mhd. dâht, „Gedanke", von „denken") bedeutete früher einen Zustand der Seele, in dem sie an irgend etwas dachte; heute hat sich die Richtung der Gedanken nur auf heilige Dinge, auf Gott, beschränkt. — „Fromm" hatte im Mittelhochdeutschen die Bedeutung von „nützlich", von „tüchtig" überhaupt (vgl. die Wendung: „Zu Nutz und Frommen" und den Ausdruck: die „frommen Landsknechte"), während es jetzt eine Einschränkung auf das Religiöse erfahren hat.

Auch das **Familienleben** weist eine Anzahl Wörter auf, die ihren Bedeutungsumfang verengert haben. Die bekanntesten sind: „Hochzeit", das früher, noch bis ins 17. Jahrhundert, jedes „große Fest" im allgemeinen, ob kirchliches oder weltliches (vgl. hochgezîte im Nibelungenlied), bedeutete, wurde allmählich auf das Fest der Vermählung beschränkt. — „Ehe" bezeichnet heute nur den gesetzlichen Bund zwischen Mann und Frau; während es in alter Zeit so viel wie „Gesetz", „gesetzliche Ordnung" (vgl. altiu und niuwiu ê = Altes und Neues Testament) bedeutete. Aus dieser ursprünglichen Bedeutung hat sich auch der Sinn des Eigenschaftswortes „echt", zusammengezogen aus der ndd. Form êhacht = gesetzmäßig entwickelt. — Ebenso ist „Gatte" ein eingeengter Begriff, der genauer durch „Ehegatte" bezeichnet

wird, indem er früher „Zusammengehöriger“, „Genosse“, „Gleicher“, „der mit einem andern gleichstehend, mit ihm zusammengehörig“ bedeutet. — Auf „ledig“, ursprünglich „frei, ungehindert“ (vgl. „seiner Sorgen ledig sein“), ist heute auf das Eheverhältnis eingeschränkt.

Sehr anziehende Beispiele vom Bedeutungswandel im eingeschränkten Sinne finden wir in den **Standessprachen.** Bemerkenswert ist die Bedeutungsentwicklung von „Gut“, dem substantivierten und ursprünglich vieldeutigen Eigenschaftswort „gut“ in der Bedeutung von Besitztum, wie in „Landgut“; ein Wort, das in uns auch die Ausdrücke „Frachtgut“, „Eilgut“, „Steingut“, „Glockengut“ wachruft. — Mit „Stall“, d. i. ursprünglich der Ort, wohin etwas gestellt wird (vgl. mhd. burcstal, Platz, auf der eine Burg gebaut ist) bezeichnet man heute nur den Raum für das Einstellen des Viehes. — Unter „Schneider“, das im allgemeinen Sinne zwar in Zusammensetzungen, wie „Haarschneider“, „Steinschneider“, „Krautschneider“ (landschaftliche Bezeichnung) noch weiterlebt, verstehen wir heute nur mehr den Kleidermacher. — „Gerben“ (mhd. gerwen, zu mhd. gar) das ursprünglich „etwas fertig machen“, „zurecht machen“ bedeutete, ist jetzt auf „Felle zu Leder zurechtmachen“ eingeschränkt. — „Dach“ ist eigentlich das „Deckende“, die „Hülle“, wie es z. B. im „Erec“ Hartmanns von der Aue heißt: „ez wâren ir rocke unde ir dach (Überwurf) von swarzem samîte.“ Doch in der Sprache der Bauleute wurde es auf das „Dach des Hauses“ beschränkt. Wenn der Jäger von „Anstand“ spricht, meint er damit den Standplatz, von dem aus er das Wild zum Schuß erwartet. Und der Kaufmann versteht unter „Kunde“ (ursprünglich „Bekannter“) heute jeden Menschen, der bei ihm kauft. In seinem Interesse liegt es, die Ware möglichst „billig“ (d. h. heute nur mehr „wohlfeil“) zu verkaufen. Früher hatte das Eigenschaftswort, worin der Stamm „Bill“ = „Recht“, „Gerechtigkeit“ steckt, die Bedeutung von „recht“, „dem Rechte gemäß“ (man vgl. die Wendung „recht und billig“). — „Zeile“, unter dem man früher allgemein „Reihe“ verstand, hat sich in der Sprache der Schreiber in „Buchstabenreihe“ zurückgezogen. Die häufige Anwendung dieser eingeschränkten Bedeutung ist so zur eigentlichen Bedeutung geworden, daß andere Verwendungen als bildliche erscheinen, z. B. die „Zeil“ in Frankfurt a. M. oder „Reben in Zeilen“ (Goethe), „Straße langer Zeile“ (Schiller). — „Anwalt“ (früher jemand, der an Stelle eines andern zu verfügen hat) ist jetzt schlechthin „Rechtsanwalt“. Das Tätigkeits-

wort „vermachen“, das ehedem den Sinn von „in den Besitz jemandes übertragen“ hatte, ist jetzt, wie auch die Ableitung „Vermächtnis“ nur auf testamentarische Bestimmung eingeengt.

Eine landschaftliche Einschränkung ihres ursprünglichen Bedeutungsumfanges erfuhren sodann verschiedene Begriffe für **Nutzpflanzen**, namentlich für diejenigen, welche in einzelnen Gegenden besonders häufig angebaut werden und daher für dieselben von großer Wichtigkeit sind. So wird z. B. das Wort „Kraut“, das überhaupt Pflanzen mit reichem Blätterwerk bezeichnet, in Süddeutschland für das norddeutsche „Kohl“, auch in den verschiedenen Zusammensetzungen von Sauerkraut, Rotkraut, Weißkraut, Apfelkraut gebraucht. — Auch „Frucht“ gehört hierhin. In der Schriftsprache drückt es die Frucht der Obstbäume aus. In Süddeutschland, in der Rhein-, Mosel- und Nahegegend dagegen ist es in der Volkssprache die Bezeichnung für „Getreide“. „Die Frucht steht schlecht,“ sagt der Bauer. (Man vgl. auch „Fruchthalle“.) Der heutige Sinn von „Getreide“ beruht ebenfalls auf einer Verengerung seines Bedeutungsumfanges. In der ahd. Zeit (11. Jahrhundert) bedeutete Getreide (ahd. gitregidi, zu „Erträgnis“) alles, was getragen wird, wie Kleidung, Gepäck; dann alles, was der Boden trägt: Gras, Blumen, Einkünfte; die nhd. Bedeutung beginnt im 14. Jahrhundert. Der Zusammenhang aber wird hier nicht mehr gefühlt, weil einesteils die nhd. Lautform sich vom Stammwort zu sehr entfernt hat, und andernteils die ältere allgemeinere Bedeutung untergegangen ist. — Unter „Korn“, mit dem man früher jedes Samenkorn, wie Mohnkorn, Senfkorn, bezeichnete, versteht man heute in einigen Gegenden nur den „Roggen“, in andern Landschaften wird das Wort für „Dinkel“ oder „Weizen“ oder „Hafer“ gebraucht.

Eine besondere Art von Einschränkung der Wortbedeutung ist eine Änderung nach der guten oder schlechten Seite hin. So ist „Herzog“ = (aus mhd. her = „Heer“ und mhd. -zoge = „Führer“) also ursprünglich „Heerführer“ heute sogar in die Reihen der „Fürsten“ eingerückt. — Und „Marschall“ (aus mhd. mareschalc) das ursprünglich „Pferdeknecht“, dann Aufseher über das Gesinde auf Reisen und Heerzügen bedeutete, steht heute in hohem Ansehen. — Den „Kanzler“, unter dem man früher nur den Vorsteher einer amtlichen Schreibstube verstand, hat Bismarck zu höchsten Ehren gebracht. — Auch „Minister“ (zu lat. minus gehörig) ehedem ein „Diener“ überhaupt, hat in seiner jetzigen Bedeutung als hoher Staatsbeamter, als oberster Rat des Königs, eine erhebliche Werterhöhung erfahren.

Es ist äußerst lehrreich manche Wörter zu verfolgen, wie sie durch andere eingeschränkt, dadurch im Gebrauche seltener und somit als edlere, gewähltere empfunden werden. „Pferd" bezeichnete in der mittelhochdeutschen Zeit nur das gemeine Zug- und Reittier, während „Roß" im Sinne von „Streitroß" gebräuchlich war. Dann aber trat Vermischung der Bedeutung ein: „Pferd" wurde in der Schriftsprache das häufigere, „Roß" dagegen das seltenere und somit als das edlere, gewähltere Wort gefühlt. Im Oberdeutschen dagegen erhielt „Roß" die Oberhand, wodurch man dort „Pferd" als das feinere Wort gebrauchte. — Von dem gebräuchlicheren „Wiese" wurde „Matte" in das Alemannische zurückgedrängt und hat schließlich als edleres Wort in der Dichtersprache eine Heimstätte gefunden. — Auch „Maid" mit der ursprünglichen Bedeutung von Magd wurde nach dem Verschwinden der mhd. Form durch Wieland als edles Wort der Poetensprache wieder neu belebt. — „Knabe" ist jetzt ein edleres, vornehmeres Wort als Bube oder Junge, weil es in verschiedenen Landschaften durch diese aus der Umgangssprache verdrängt ist. — Nachdem das metaphorische „Kopf" in der Alltagssprache zur Herrschaft gelangte, erfuhr „Haupt" in der Schriftsprache eine Werterhöhung. So klingt auch „Zähre" in dieser Sprache edler, vornehmer, als das volkstümliche „Träne". Dieselbe Erscheinung gewahren wir bei dem Worte „Lenz" (vielleicht aus lat. lenis = milde entstanden), das im Althochdeutschen noch allgemeine Bezeichnung war, heute mit einem poetischen Schimmer umgeben ist, während das jüngere „Frühling" (erst seit dem 15. Jahrhundert nachweisbar) jetzt die volkstümlichere Bezeichnung der schönsten Jahreszeit ist. — Auch das Eigenschaftswort „licht" stieg in seiner Werterhöhung, als es in der Alltagssprache durch das auf den Gefühlssinn übertragene „hell" abgelöst wurde. (Vgl. Waag S. 33.)

Weit größer ist die Zahl der Worte, die sozusagen in ihrem Werte sinken, die ursprünglich z. B. sittlich oder gesellschaftlich Höheres bezeichneten, als in einem Zeitabschnitte der Sprachentwicklung. Die Beispiele dafür sind bekannt. „Ketzer" nimmt seinen Ursprung von der Sekte der Katharer, der Reinen; „Magd" (mhd. maget d. i. Jungfrau) stand früher im poetischen Gebrauch; „Bube" hat im Schriftdeutschen eine Nebenbedeutung starker sittlicher Mißachtung. Ähnlich steht es mit „Weib" und „Dirne"; „Herr" und „Frau", ursprünglich die Bezeichnung für gesellschaftlich Höherstehende, sind heute zur allgemeinen Anrede auch dem gesellschaftlich Tieferstehenden gegenüber geworden.

Der „Kellner" nimmt heute in der gesellschaftlichen Rangordnung nicht gerade die erste Stelle ein, und doch führte einst der Statthalter von Tirol den Titel eines „Kellners von Tirol". Hierher gehören auch viele Schimpf- und Spottwörter. (Vgl. die Abhandlung: „Über Schimpf- und Spottwörter.")

Man hat diese Erscheinung oft beklagt und sie einen „pejorativen Zug in der Sprache", gewissermaßen einen Hang der Sprache zum Gemeinen und Niedrigen genannt. Eher aber dürfte im Gegenteil ein sympathischer, menschlicher Zug ihr zugrunde liegen: indem man nämlich die Bezeichnungen, die von Haus aus nur gesellschaftlich Höherstehenden zukamen, auch niedriger Stehenden zuerkannte, wobei übrigens das auf allgemeinen Ursachen beruhende Zurückgehen der Standesunterschiede auch ein gewichtiges Wort mitsprach, verloren diese Titel mit ihrer eingeschränkten Anwendung notwendig auch ihre „höhere" Bedeutung. Das gleiche Schicksal hat übrigens auch Wörter anderer Art betroffen: *zwar, gewiß, wohl, sicherlich* dienten einst, entsprechend ihrer eigentlichen Bedeutung, zur Bekräftigung einer Aussage und suchten den Zweifel an ihrer Wahrheit zu beseitigen; heute werden sie im Gegenteil eher als Abschwächung gebraucht und aufgefaßt. — Erst als man das „*fast*" (als Umstandswort zu *fest*, vielmehr *sehr, ganz*) oft neben Begriffen, die gar keiner Verstärkung fähig sind, gebraucht und — gesagt hatte: *fast alle* (ursprünglich = ganz und gar alle) *fast nichts, fast nicht*, gewann der hier geradezu überflüssige, nichts besagende Zusatz die heutige abschwächende Bedeutung.

Zu dieser Art des Bedeutungswandels, nämlich zur Verengerung des Bedeutungsumfangs, gehören auch die Personen-, Familien- und Ortsnamen. (Siehe das Nähere darüber in den entsprechenden Abhandlungen dieses Buches.)

2.

Der Bedeutungsverengerung gerade entgegengesetzt ist die **Bedeutungserweiterung**, oder die *vielseitige Anwendungsfähigkeit* eines Wortes. Sie beruht darauf, daß von den Einzelvorstellungen, welche die Gesamtheit eines Begriffes ausmachen, einzelne derselben als wesentliche besonders hervor-, die anderen dagegen unbewußt zurücktreten können. Einige Beispiele mögen diesen psychologischen Vorgang veranschaulichen. Unter der „*Scheibe*" eines Fensters verstand man ursprünglich eine Glasplatte von runder Gestalt, wie die alten Butzenscheiben

waren. Daß das Runde eigentlich zur Bedeutung der Scheibe gehört, geht ja auch aus vielen Verwendungen des Wortes hervor. Man sagt „Töpferscheibe“, „Sonnen- und Mondscheibe“, und in einigen Gegenden, wie am Rhein, nennt das Volk die Kegelkugel „Scheibe“. Die Grundbedeutung wurde aber bei Fensterscheibe allmählich vergessen; man verstand darunter nur die Glasplatte, ohne dabei noch an die Form zu denken. Und als statt der runden Glasplatten eckige aufkamen, konnte man, ohne sich des Widersinns, der darin lag, bewußt zu werden, auch diese als „Scheiben“ bezeichnen. Ebenso ist bei „Streichholz“ und „Feder“ (Schreibfeder) die Vorstellung des Stoffes (Holz, Gänsekiel) von der des Zwecks, zu dem diese Gegenstände dienten, derart in den Hintergrund gedrängt und verdunkelt worden, daß man beim Aufkommen neuer Erfindungen unbedenklich die Worte „Wachsstreichholz“ und „Stahlfeder“ bilden konnte. „Nadel“ (zu nähen gehörig, daher auch ursprünglich „Nähnadel“) findet jetzt auch Verwendung für Steck-, Strick-, Haar-, Busen-, Magnetnadel usw. Der Begriff „Feier“ (ursprünglich „Festtag“) hat sich durch das Zurücktreten einzelner Vorstellungen im Laufe der Entwicklung zu Feierabend, zu Ruhezeit überhaupt erweitert. In der Volkssprache kann man sehr oft die Wendungen hören: „Macht ihr Feierabend?“, d. h. ist die Tagesarbeit zu Ende? Oder: „Es wird gefeiert“, d. i. es wird nicht gearbeitet. Auch das Wort „Laune“ (mhd. lûne, aus lat. luna = Mond), das im Mittelhochdeutschen zunächst den „Mondwechsel“, dann „Wechsel an etwas“, jetzt „Wechsel in der Stimmung“ bedeutet, kann als Beispiel der Bedeutungserweiterung dienen. — Desgleichen hat das alte Wort „Fehde“ seinen Bedeutungsinhalt erweitert. Ursprünglich verstand man darunter „Haß“, „Feindschaft“, „Streit“, „Privatkrieg“. In Schillers Räubern werden „alle Fehden bei Todesstraf' verboten“, und heute werden sogar literarische Fehden ausgefochten; Bismarck läßt einmal sogar Eisenbahngesellschaften mit dem Fehderecht ausgerüstet sein.

Von Eigenschaftswörtern, deren heutige Bedeutung auf Bedeutungserweiterung beruht, sind besonders folgende zu nennen: „fertig“ (zu Fahrt gehörend, eigentlich zur Fahrt bereit, wie noch in dem heutigen „reisefertig“) erweiterte seine Bedeutung zu „bereit“ überhaupt, wie z. B. in „bußfertig“, „dienstfertig“, „friedfertig“, „schlagfertig“. Nachdem dann die Vorstellung in den Vordergrund trat, daß eine „Bereitmachung“ vollendet ist, entwickelte sich die heutige Bedeutung von Sachen „zu Ende ge-

bracht" z. B. „Die Arbeit ist fertig". So hat „hurtig" (von mhd. hurt = Anprallen im Lanzenkampf) bis in das 17. Jahrhundert noch die Bedeutung „tüchtig zum Angriff", und wird dann schließlich zu „gewandt" und „schnell" erweitert. „Garstig", das aus einem untergegangenen Substantiv (mhd. garst) gebildet ist, bedeutet ursprünglich nur „ranzig", „verdorben", besonders von Speisen, z. B. im 18. Jahrhundert garstiges Fett, Öl, Fleisch, heute ist es in den Sinn von „widerwärtig" übergegangen.

Äußerst anziehend ist die Bedeutungsentwicklung von den Adverbien „arg" und „sehr". Die Grundbedeutung von arg ist „feig", „geizig", woraus sich die Bedeutung „nichtswürdig" entwickelte, da Tapferkeit und Gastfreiheit bei den Germanen als die größten Vorzüge galten. Im Neuhochdeutschen hat „arg" einen milderen Sinn bekommen, nämlich „schlecht", später hat es den Sinn von „schlimm" angenommen, z. B. von Personen: „ein arger Spötter, Sünder", oder von Sachen: „es geschehen arge Dinge", „Argwohn", „das ist zu arg". Da arg schon in der Verbindung mit Wörtern, die an sich „etwas Schlimmes" bezeichnen, als eine bloße Verstärkung aufgefaßt werden kann, so ist im Adverbium die Bedeutung des Schlimmen ganz verblaßt. Das Adverbium arg wurde nur noch als Stärkung gefühlt und allgemein auch bei etwas Gutem, Angenehmem verwendet, z. B. „es hat mich arg gefreut". — Ganz genau so erging es dem Worte sehr, dem Adverbium zu einem jetzt untergegangenen Adjektivum „sêr" = „verletzt", zu dem auch versehren (vgl. Platen: „Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab versehren") und unversehrt gehören, ferner Richard Wagners „sehrende Not" und „sehrender Blick". Von dem Sinne „schmerzlich" ist sehr schon im Mittelhochdeutschen zu einer allgemeinen Verstärkung abgeblaßt, die zunächst nur neben dem Zeitwort gebraucht wurde, dann auch zu Adjektiven und Adverbien trat und das andere viel verdrängte (vgl. aus dem Nibelungenlied: „vieledle" Fürstin, „vielliebe" Schwester mein. Vereinzelte Reste dieses viel sind in „vielleicht" und „Vielliebchen"). Die oberdeutsche Volkssprache kennt das Wörtchen sehr in dieser Verwendung nicht.

Unter dem gleichen Gesichtspunkte, wie „arg" und „sehr", müssen wir aber eine große Zahl anderer Verstärkungen betrachten, in denen auch ein Teil des ursprünglichen Bedeutungsinhalts zurücktritt. So können wir in lebhafter Unterhaltung hören: „sie ist furchtbar nett", „ich freue mich schrecklich

darauf", „es ist grausam kalt", „er ist schändlich reich", „es regnet niederträchtig", „es ist ungeheuer groß"; der Student ist sogar im stande „etwas scheußlich schön zu finden".

Gewiß wird den Leser auch die Bedeutungserweiterung verschiedener Zeitwörter fesseln. Da ist zunächst „schenken" zu nennen, dessen ursprüngliche Bedeutung „Getränk eingießen" uns jetzt nicht mehr zum Bewußtsein kommt. Ebensowenig haben wir ein Gefühl mehr für den Zusammenhang mit der „Schenke", dem „Weinschank", der „Schankwirtschaft". Viel näher zu der ursprünglichen Bedeutung stehen der Ausdruck „Schenkamme" und die Wendung „ein Kind schenken" (d. h. nähren, stillen). Der heutige Sinn von „schenken" hat sich in „darreichen ohne Entgelt" erweitert. — „Schildern" von dem untergegangenen Worte „Schilder" (mhd. schiltære = Schildbemaler) abgeleitet, ist allmählich zu der Bedeutung „mit Worten lebhaft beschreiben" übergegangen. — Auch „stiften" (ursprünglich das Gründen eines Stifts) jetzt „begründen", „bewirken", auch „schenken", sowie „bilden" (eigentlich gestalten), heute auch „sein" in den Wendungen: „der Rhein bildet nicht die Grenze Deutschlands"; „er bildete den Gegenstand ihrer Unterhaltung"; und dann „begleiten" (aus „begeleiten"), dessen ursprünglicher Sinn des Führens ganz verblaßt ist und heute so viel als „mit einem gehen" bedeutet, gehören hierher.

Bei anderer Bedeutungserweiterung kann man zweifelhaft sein, ob man es mit dem eben beschriebenen psychologischen Vorgange dann zu tun hat, daß ohne Bewußtsein des Sprechenden ein Teil der Wortbedeutung schwindet, oder mit einem ganz andersartigen Vorgange. Wenn „machen" (eigentlich zusammenfügen und anpassen) und „handeln" (mit den Händen fassen, bearbeiten) den gleichen Weg, wie die vorgenannten Wörter, gegangen sind, so bleibt die Möglichkeit offen, daß die Verallgemeinerung sich auf dem Wege mehrfacher Übertragung auf andere Gebiete vollzogen hat, indem z. B. ein Tun, das eigentlich kein Zusammenfügen war, danach ein anderes und wieder ein anderes vergleichweise ein „Machen" nannte. Wir hätten es dann mit einer willkürlichen, mehr oder minder bewußten Änderung der Wortbedeutung zu tun. (Vgl. Dr. Ferd. Schröder.)

3.

Und damit sind wir zu einer dritten Art des Wortbedeutungswandels, zu der **Bedeutungsübertragung** oder zu den

Metaphern gekommen. Ihre Bedeutung für die Sprache hat man schon früh erkannt und gewürdigt. „In ihnen beruht," wie Gredy in seiner „Poetik" sagt, „vorzugsweise Anmut, Kraft und Glanz der Rede." „Alle Sprachen sind voll von Metaphern, ja, ohne sie würde eine vollkommene kaum denkbar sein," bemerkt Schröder; „und sollte es dennoch eine solche geben, so ginge ihr der poetische Reiz ab, den gerade durch ihre treffenden Metaphern die Sprachen — und unsre deutsche nicht an letzter Stelle — ausüben."

Es ist unmöglich, alle die Geistesblitze, wie man die Metaphern auch genannt hat, in dieser Abhandlung auf ihre Entstehung zu prüfen. Immerhin aber ist es fesselnd, wenigstens die wichtigsten Fälle kurz zu berühren. Viele Metaphern beruhen auf der Ähnlichkeit der Gestalt; so das Wort „Kopf", womit man ursprünglich ein „Gefäß von kuglichter Gestalt", eine „Trinkschale" bezeichnete, eine Bedeutung, die sich noch in „Tassenkopf", „Schröpfkopf", „Pfeifenkopf" erhalten hat, die aber dem jetzigen Sprachgefühl als uneigentliche Verwendung des Wortes erscheinen. Seine Bedeutung als „Haupt" verdankt das Wort einer zweifachen Übertragung: zuerst wurde die Hirnschale wegen der Ähnlichkeit der Gestalt als Kopf bezeichnet und dann dieser Teil für das ganze Haupt gebraucht. In diesem Sinne sind von Kopf zahlreiche Metaphern ausgegangen, wie: Kohlkopf, Krautkopf, Mohnkopf, Kehlkopf; Notenkopf, Nadelkopf, Nagelkopf, Brückenkopf, Säulenkopf, Bergkopf u. v. a. „Auge" ist metaphorisch Keim einer Pflanze (Kartoffel-Rebauge), dann Punkt auf dem Würfel, Pfauenauge, Fettauge. „Ohr" steht für Handhabe eines Gefäßes und „Eselsohr" ist eine umgeknickte Ecke eines Blattes. Auf der Ähnlichkeit mit der „Zunge" beruhen Landzunge, Seezunge (Fischart), Zunge an der Wage.

Für Geräte brauchen wir „Hahn", wegen seiner Gestalt als Wetterhahn, Hahn am Fasse, am Gewehr; und wegen der Ähnlichkeit mit einem Kranichhalse wird ein Werkzeug zum Verladen von Lasten „Kran" (Kranich) genannt. Die Ähnlichkeit in der örtlichen Lage gab den Metaphern Bart am Schlüssel, Bauch an der Flasche, Hals an derselben (mit scherzhafter Anspielung in der Wendung „einer Flasche den Hals brechen"), Geigenhals, Kellerhals; Arm eines Wegweisers, Talsohle, Kometenschweif, Bergrücken ihr Entstehen. In Fensterflügel, Türflügel, Flügel an der Windmühle; in Stahlfeder, Uhrfeder, Sprungfeder; in Fuß eines Tisches, Stuhles; in

Pflanzen-, Blattrippe, Rippe an Schiffen, Gewölben; in Familien-, Stadt- und Landeshaupt liegt nicht allein die Ähnlichkeit der Gestalt, sondern auch die Übereinstimmung in der Verwendung zugrunde.

Ferner sind die Bezeichnung örtlicher Beziehungen auf zeitliche, ursächliche auf andere Verhältnisse übertragen. Wir sprechen vom: Zeitraum, Zeitpunkt, Zeitabschnitt, Zeitspanne; die Tage gehen dahin, die Zeit vergeht, die Stunde kommt; — vor dem Feinde, — vor der Schlacht, — vor Angst. Die gleiche Bedeutungsentwicklung zeigen die Verhältniswörter: in, an, zu, auf, über, unter, um, von, nach; z. B. in dieser Woche, — im Mittelalter, — am Mittag, — zur Zeit, — auf ewig, — über kurz und lang, — von Stunde an usw.

Als metaphorische Bedeutungsentwicklung ist auch die Übertragung des Eindrucks eines Sinnes auf einen oder mehrere andere Sinne aufzufassen: vgl. schreiende Farben; knallrotes Kleid; das sticht grell[1]) ab; in hellen (d. i. lärmenden) Haufen, heller Kopf, Verstand; warmer, kalter, scharfer Ton; süßer Duft, Klang, in letzter Zeit sogar blühender Ton, daneben auch blühender Unsinn; Ohrenschmaus, Ohrenweide und Augenweide („Seiner Augen süße Weide." Hagedorn); die Zunge, den Gaumen, das Ohr kitzeln; prickelnder[2]) Geschmack, Duft, ja sogar prickelnde Novelle im Sinn von dem ganz entsprechend entwickelten „pikant"; sanfter Laut, Sinn, scharfe Linie, scharfer Klang, Essig, Pfeffer; saure, harte Arbeit, hartes Los, herbes Geschick u. v. a.

Die weitaus wichtigste Art der Metapher ist nach Behaghel die Bezeichnung aller geistigen Erscheinungen und Vorgänge durch Ausdrücke, welche dem Reich der Sinnenwelt entnommen sind. Ein solcher bildlicher Gebrauch ist ganz natürlich. Die Begriffe für dieses Gebiet der Erkenntnis bilden sich gemäß dem Gange der geistigen Entwicklung des Menschen, erst lange nachdem sich bereits ein reicher Schatz von Begriffen aus der sinnlich-anschaulichen Welt gebildet hat, und so liegt nichts näher, als daß diese abstrakten Begriffe ihre Benennung von denjenigen sinnfälligen Dingen und Vorgängen erhalten, mit denen sie die meiste Ähnlichkeit aufzuweisen scheinen. Der Psychologe kann dabei oftmals staunen über den unbewußten Tiefsinn, über

---

[1]) Von mhd. grëllen = laut schreien, vielleicht verwandt mit Grille

[2]) Dasselbe gehört zu dem mundartl. „Prickel" = Stachel, bezeichnet also ursprünglich eine schmerzhafte körperliche Empfindung.

die durchaus richtige Erkenntnis der geistigen Vorgänge, die in diesen Benennungen zutage tritt. Beispiele, die hierhin gehören, sind: einsehen, absehen, sich vorsehen, übersehen, versehen, fassen (wie ins Auge fassen), fallen (in die Augen fallen), erfassen, begreifen (mit einem Griffe umspannen, gleichsam mit dem Geiste von allen Seiten greifen), verstehen, Verstand, vernehmen, Verhalten, Zustand; erinnern ist eigentlich „hineinbringen“; lehren heißt „auf den Weg bringen“ (got. laisjan, verwandt mit unsrem Geleise), lernen „auf den Weg gebracht werden“; befehlen ist ursprünglich „übergeben“. Vernunft ist das Vernehmen, Angst und Bangigkeit das Gefühl der Enge (bange = be-ange); List, das noch mhd. im allgemeinen „Einsicht“ bedeutet, hängt mit lehren, lernen, Geleise zusammen. Vom Geisteskranken wird gesagt, er sei verrückt, d. h. aus dem richtigen Zustande gerückt; „es sei eine Schraube los“, „er habe einen Sparren zu viel“; oder daß fremde Gegenstände in seinem Kopfe sich bewegen: „es rappelt“, „er hat einen Vogel“. (Vgl. Behaghel, Die deutsche Sprache.)

In unzähligen Fällen sind diese sprachlichen Bilder, besonders die aus älterer Zeit uns überlieferten Metaphern, ganz verblaßt. Es liegt dies nicht allein an der einfach jetzt veränderten äußeren Gestalt der Wörter, sondern auch daran, daß alte Sitten und Anschauungen, frühere kulturgeschichtliche Erscheinungen und Zustände untergegangen sind. Sehr fesselnd und kulturgeschichtlich von größter Bedeutung ist die Frage nach den Gebieten, denen die Metaphern entnommen sind. (Vgl. den Aufsatz dieses Buches: „Dunkle Worte und Wendungen in unsrer Sprache.“)

4.

Als eine besondere Art der Metapher wird häufig die **Bedeutungsvertauschung**, die sogenannte **Metonymie** betrachtet. Zwar tritt sowohl bei diesem wie auch bei jenem sprachlichen Bilde ein Wort aus seinem ursprünglichen Bedeutungsbereiche heraus; allein, während bei der Metapher der Bedeutungswandel von der mehr oder weniger stark empfundenen Ähnlichkeit zweier Vorstellungen beeinflußt wird, ist er bei der Metonymie von dem räumlichen, zeitlichen und logischen Zusammenhang abhängig, der zwischen zwei verschiedenen Vorstellungen obwaltet. Aber auch hier, wie bei der Bedeutungsübertragung, müssen wir im Hinblick auf die große Fülle von Möglichkeiten, die den Bedeutungswandel bedingen, über den beweglichen Sprachgeist staunen.

Von den Begriffen, die räumlich und zeitlich zusammenhangen, wird der charakteristischeste Teil für das Ganze gesetzt. So gelten die gastliche Schwelle und das wirtliche Dach (bei Schiller: „sie flehen um ein wirtlich Dach“) für das „gastliche und wirtliche Haus“ selber; ebenso steht in dem Sprichwort: „Eigner Herd ist Goldes wert“ „Herd“ statt „Haus“, „Haushalt“, ferner Kiel statt „Schiff“ und Achse statt „Wagen“. Wenn Schiller von dem Eisenhammer spricht, dann meint er die Eisenhütten selbst. — Häufiger sind die Bezeichnungen von Personen nach besonders wichtigen Körperteilen. „Er zählt die Häupter seiner Lieben,“ sagt derselbe Dichter und versteht unter Häupter die Angehörigen der Familie selbst. Was ein graues, bemoostes, gekröntes Haupt zu bedeuten hat, ist jedem klar. So stehen auch kluger, geistreicher Kopf; Dumm-, Schaf- und Strohkopf für die Person selbst, die sich durch besondern Scharfsinn, bezw. Beschränktheit auszeichnet. Auch Geizhals und Geizkragen, Gelbschnabel und Langfinger bezeichnen Wesen, welche sich des Besitzes dieser Dinge erfreuen. (Vgl. den Aufsatz: „Über unsere Schimpf- und Spottwörter.“) Selbst die Haut vertritt den ganzen Menschen, wenn wir von guter, braver, ehrlicher Haut sprechen; und Balg (ursprünglich die abstreifbare Haut der Tiere) ist in einigen Gegenden jetzt üblich für Kinder.

Nicht selten wird sogar ein auffallendes Kleidungsstück für die Person gesetzt, die dasselbe stets trägt. Der Grünrock ist in unsern Augen ein Jäger, unter Blaujacke verstehen wir den Matrosen, mit Kutte meinen wir den Mönch, Schürze und Weißschürze sind gleichbedeutend mit „eine weibliche Person“ und mit „der Müller“; und mit Schlafmütze oder Schlafhaube bezeichnen wir einen trägen, schläfrigen Menschen.

Bei einer Örtlichkeit denkt man an die Personen, die sich dort aufhalten: das Abgeordnetenhaus wird berufen, die Handelskammer[1]) tagt, die ganze Stadt spricht davon, die

[1]) „Kammer“ (aus dem Lateinischen entlehnt, ahd. kamara, mhd. kamer, kamere) bedeutete ursprünglich „abgeschlossener Raum des Hauses“, dann besonders „Vorrats- und Schatzkammer“ eines Fürsten; daher auch „Kämmerer“ = Verwalter einer Schatzkammer. Von der „Schatzkammer“ aus erweiterte sich das Wort Kammer dann allmählich zu dem Begriff „öffentliche Kasse“ (vgl. Oberrechnungskammer), daher auch Kameralia = Finanzwissenschaft. Weit verbreitet ist ferner die Bezeichnung Kammer für die verschiedensten Behörden, die sich mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftigen, z. B. das Kammergericht, die Zivilkammer, Strafkammer, Handelskammer.

Schule macht einen Ausflug, die Kapelle spielt. — „Frauenzimmer“ ist ursprünglich ein Zimmer, in welchem sich die Hausfrau mit dem weiblichen Teil der Hausgenossenschaft aufhielt; später bedeutete es eine Mehrheit von Personen weiblichen Geschlechtes, und heute ist es der Ausdruck für eine einzelne Person. Ebenso wie „Frauenzimmer“ ist es dem „Burschen“ ergangen. Unter „Bursche“ (vgl. die lautverwandten Wörter Burse und Börse) verstand man einst ein Haus der Studenten, eine Studentenherberge. Aus der letzten Bedeutung, die im 15. Jahrhundert galt, entwickelte sich unsere nhd. Bedeutung von Bursche (s nach r wurde sch wie in Hirsch).

Werden hier Personen nach dem Orte benannt, so bezeichnet man auch wohl umgekehrt den Ort nach Personen, z. B. ein Gebäude nach der Behörde, die darin beschäftigt ist. Von einem Hause sagen wir: das ist das Zoll-, das Steueramt, das ist das Landgericht, das ist das Ministerium. Ein verwandter Fall ist, wenn die Bezeichnung für etwas Räumliches auf die dabei befindlichen Personen übertragen wird, z. B. die „Tafelrunde“, ursprünglich die runde Tafel des sagenhaften Königs Artus, dann die Gesellschaft, die sich daran zusammenfindet, heute oft die Tischgesellschaft überhaupt. Dieselbe Bedeutungsentwicklung liegt auch in „Liedertafel“ vor, ein Ausdruck, der von Zelter in Berlin 1808 für einen von ihm gegründeten „gesanglichen Tischverein“ erfunden wurde. Auch „Stab“ in Generalstab, benannt nach dem Stabe des Kommandierenden, ist durch Bedeutungsvertauschung entstanden.

Seltner besteht zeitlicher Zusammenhang: der norddeutsche Sonnabend (mhd. sunnenâbent) eigentlich der Abend vor dem Sonntag, bezeichnet heute den ganzen Tag; entsprechend werden jetzt Weihnachten und Fastnacht angewandt; morgen steht für den folgenden Tag. Auch die dichterische Umschreibung: „sie zählt erst zwanzig Lenze“, sowie die gebräuchliche Wendung des rheinischen Winzers: „ein guter Herbst steht in Aussicht“, d. h. nicht die Jahreszeit, sondern die Weinernte, gehören zu dieser Art Bilderschmuck.

Zahlreicher sind wieder diejenigen Fälle, in denen zwischen der alten und der neuen Bedeutung ein ursächlicher Zusammenhang besteht. Eine Wohnung, eine Gegend nennen wir gesund, nicht weil sie es selbst sind, sondern wegen der Wirkung, die sie ausüben, gesund zu machen oder zu erhalten. „Schreck“ bedeutete ursprünglich nicht die plötzliche Furcht, sondern, wie noch Heuschrecke (= Heuspringer) zeigt, die Wirkung dieses Seelenzustandes, das Aufspringen. Ebenso heißt sich entsetzen eigent-

lich „aus dem Sitze kommen", also auffahren. Beidemale ist also der Name für die Wirkung, den sinnlichen, sichtbaren Vorgang benutzt, um die Ursache, den seelischen Vorgang zu bezeichnen. — Ursache und Wirkung werden auch in folgenden Beispielen vertauscht: er fährt auf = bricht in Zorn aus, „man ist empört", „es schaudert mich", „ich werde stutzig"; „die Arbeit der Stiere" statt das Getreide; „schon mancher Rausch ist seitdem auf den Bergen gewachsen", sagt Hebel.

In den Sätzen: „die Presse ist eine Großmacht", „ein jeder hörte sie in seiner Zunge reden", „er schreibt eine schöne Hand", „er trägt den Stempel der Gemeinheit an seiner Stirn" benennt das Werkzeug das Erzeugte.

Der Fall kann auch eintreten, daß Tätigkeits- und Zustandsbezeichnungen für dabei beteiligte Personen und Zustände übergehen, z. B. Rat = Beratung für Behörde oder ein einzelnes Mitglied der Behörde; Griesgram bezeichnete früher die „mürrische Stimmung" und wurde im 18. Jahrhundert auf die in dem Zustand befindliche Person übertragen; Regierung bezeichnet die Vertreter der Staatsgewalt; Zunft (zu ziemen, eigentlich „was sich ziemt") wird zur Bezeichnung der Genossenschaft selbst. Einen anziehenden Entwicklungsgang hat Zeche; ursprünglich ist es „Reihenfolge", dann „Gesellschaft von Personen", die etwas in bestimmter Reihenfolge verrichten („Gewerkschaft von Bergleuten"), dann das von einer solchen bearbeitete Grundstück, weiterhin auch „Gesellschaft, die zu gemeinsamen Essen und Trinken zusammenkommt"; danach überhaupt „Schmauserei", „Trinkgelage", endlich die „Wirtsrechnung". Leib (verwandt mit „bleiben" und „leben") entsprach früher auch unserem „Leben"; diese Bedeutung blickt noch in „Leibrente" (eine Rente auf Lebenszeit), in „Leibzucht" (Lebensunterhalt), sowie in der Wendung: „bei Leibe nicht" (bei Strafe des Lebens nicht) durch.

Sodann kann die Handlung zur Bezeichnung des Ergebnisses der Tätigkeit dienen, z. B. Anlage (eigentlich das „Anlegen") vgl. Parkanlagen, Auflage, Arbeit (im Sinne des Produktes einer solchen: wie „Handarbeit", „Näharbeit"), Druck, Stich, Abhandlung, Versammlung, Bildung. Dann zur Bezeichnung des Ortes, wo die Tätigkeit geschieht: so ist Gang ursprünglich das Gehen, dann „der Raum durch den man gehen kann", wie „Eingang", „Ausgang", „Kreuzgang"; Tritt (auch Vorrichtung zum Treten); Gemach (ursprünglich „Ruhe", Wohlbehagen", „Bequemlichkeit", „Pflege", dann „Ort, wo man sich pflegt", „Zimmer"; Bann (ursprünglich „Gebot oder Verbot

unter Strafandrohung", dann „Bezirk, über den sich die Gerichtsbarkeit erstreckt". Ferner geht die Handlung zur Bezeichnung des Mittels über, wie in Geld (ursprünglich „Ersatz" „Zahlung"[1]), jetzt Bezeichnung dessen, „was als Zahlung dient"; Nahrung („Mittel zum Nähren"); Andenken („etwas, was zur Erinnerung dient"); Letze ursprünglich „Ende von etwas", „Abschied", dann auch„ was zum Abschiede gegeben wird", „Abschiedsgeschenk", „Abschiedstrunk" (vgl. die Wendung: „zu guter Letzt", eigentlich „als guter Abschiedsschmauß"). — Endlich ändern auch oft Worte, die eine Beschaffenheit bezeichnen, ihre Verrichtung in der Weise, daß sie den Gegenstand zu benennen beginnen, dem die Eigenschaft anhaftet. Macht (Truppen), Höhen, Tiefen, Jugend, Alter, Neuheit, Schönheit, Hoheit, Hausehre (Frau), Sänfte (ursprünglich „Sanftheit") bezeichnen nicht nur die Eigenschaften, sondern auch das, was mächtig, hoch, tief, jung, alt, neu, schön usw. ist.

Werfen wir noch einmal einen Rückblick auf die Wege, welche der Wortbedeutungswandel einschließt, dann können wir mit Behaghel sprechen: „Es ist ein sehr reiches, fast verwirrendes Bild, das sich uns bei Betrachtung der Bedeutungsentwicklung darbietet, und all diese Möglichkeiten laufen nicht bloß nebeneinander her, sondern sie kreuzen sich unablässig: ein und dasselbe Wort kann im Laufe der Zeit oder auch gleichzeitig die verschiedenartigsten Bedeutungen in sich vereinigen; es ist sogar möglich, daß bei einem einmaligen Aussprechen eines Wortes gleichzeitig mehrere Vertauschungen sich im Geiste vollziehen."

* * *

Wir stehen am Schlusse unserer Abhandlung. Dem aufmerksamen Leser wird es nicht entgangen sein, daß in den vor-

[1]) Diese ursprüngliche Bedeutung liegt auch eigentlich zugrunde in Zusammensetzungen, wie: Brückengeld, Schulgeld, Lehrgeld, Strafgeld, Fersengeld (d. i. „Vergeltung mit den Fersen", wobei man aber den Gegner nicht etwa tritt, sondern ihm die Ferse zeigt, indem man davonläuft). Das zu Geld (mhd. gëlt) gehörende Zeitwort „gelten" bedeutet zunächst „zurückerstatten", dann überhaupt eine Gegenleistung tun. Die weitere Bedeutung ist „kosten", „wert sein", „Bedeutung, Geltung haben". Diese letzte Bedeutung liegt vor in „gleichgiltig" und in dem volkstümlichen Ausrufewort „gelt" (vgl. „Du Schifflein, gelt, da fährt sich's gut in all die Luft hinein?" Reinick). „Gelt" ist abgekürzt aus „es gelte" und drückt eigentlich aus, daß eine Behauptung gelten soll, daß man sich, wie H. Paul sagt, gewissermaßen zur Wette damit erbietet (vgl. „was gilt's?"); es weist demnach darauf hin, daß der andere nicht umhin kann, die Berechtigung der Behauptung anzuerkennen.

stehenden Ausführungen auch bereits die psychologischen Vorgänge und damit die Ursachen des Bedeutungswandels zum Teil angedeutet sind. Es erübrigt noch, auf einige andere Ursachen etwas näher einzugehen. Man hat vielfach zwei Erscheinungen, die an sich nicht gerade als besonders lobenswerte bezeichnet werden können, für die Bedeutungsveränderung der Worte mit verantwortlich gemacht: die Unaufmerksamkeit auf seiten des Hörenden und die Bequemlichkeit auf seiten des Sprechenden. Würde immer auf die eigentliche Bedeutung der Worte geachtet, meint Dr. Fr. Schröder, so könnte es nicht zu Veränderungen kommen. Aber man begnügt sich mit einem Verständnis des Satzes, und darunter muß dann oft das einzelne Wort leiden. Und infolge des Bequemlichkeitsstrebens wendet der Sprechende möglichst geringe Kraft auf, um seinen Zweck, die Verständigung, zu erreichen. So können ohne Nachteil für die Verständlichkeit der Rede viele allgemeine Ausdrücke in einem besonderen Sinne verwendet werden, weil die Person des Sprechenden selbst, die Beschäftigung, die Gelegenheit, die Umgebung usw. über die richtige Bedeutung des gebrauchten Ausdruckes beim Hörenden keinen Zweifel aufkommen lassen. Ein jeder versteht — um nur ein Beispiel anzuführen — sofort den richtigen Sinn des Wortes „Rad", wenn der Fuhrmann, der Uhrmacher, der Radfahrer oder der Maschinist mit ihm sprechen, auch ohne die genauen, gewöhnlich längeren Ausdrücke, wie Wagenrad, Uhrrad, Fahrrad, Maschinenrad zu wählen.

Erfahrungsgemäß zeigt sich der Mangel an geistiger Anspannung besonders beim Ungebildeten und Halbgebildeten; daher dann auch die Erscheinung, daß solche Personen ganz verschiedene Bedeutungen in ein und denselben Ausdruck legen. Ein Lieblingsausdruck in diesen Kreisen ist „machen" (vgl. S. 10), womit alles Mögliche und Unmögliche ausgedrückt wird; wie die Wendungen: Geld machen, statt erwerben; Holz machen, statt spalten; voran machen, statt sich eilen; lang machen, statt viel Zeit gebrauchen; in etwas machen, statt handeln mit etwas; in die Stadt machen, statt in die Stadt gehen, zeigen.

Eine wichtige Rolle bei dem Bedeutungswandel spielt das Bedürfnis, das sich bald auf diese, bald auf jene Art einstellt: einmal durch das teilweise oder gänzliche Schwinden des Bedeutungsinhalts. „Fahren" konnte früher auch von einer Bewegung, die zu Fuße geschah, gesagt werden (vgl. Wallfahrt, fahrendes Volk, fahrende Schüler). Diesen alten Bedeutungsinhalt hat das Wort heute eingebüßt, und als Ersatz für den

Bedeutungsverlust wurde „reisen", das früher den Sinn von „zum Kriegszug aufbrechen" hatte (vgl. Reisige = Reiter, reisig = zu Kriegszeiten dienend, Reisenote = Melodie, die zum ritterlichen Auszuge gespielt wurde), in seiner ursprünglichen Bedeutung erweitert.

Ein anderesmal wird das Bedürfnis durch den Untergang ganzer Wörter bedingt. So sind z. B. die alten Wörter „Minne" und „minnen" (d. i. ursprünglich „Erinnerung", „Gedächtnis", „still gedenken") beim Übergang des Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen ausgestorben. Zwar sind dieselben durch die Romantiker des 18. Jahrhunderts in die Dichtersprache wieder eingeführt, die Schriftsprache jedoch ersetzt sie meistens durch Liebe und lieben[1]). Ebenso verhält es sich mit den verloren gegangenen mhd. mâc, mære und magezoge, die heute als Verwandter, als berühmt und als Erzieher in Gebrauch sind.

Des weiteren stellt sich ein Bedürfnis des Bedeutungswandels ein, wenn durch besondere Ereignisse und Erfindungen neue Begriffe geprägt werden müssen. Das Einfachste ist es, wenn man einen neuen Begriff durch ein bereits vorhandenes Wort bezeichnet und so dem alten Ausdrucke eine neue Bedeutung verleiht. Nach dem deutsch-französischen Kriege wurde in Deutschland eine neue Münze eingeführt, die Mark. Die Markrechnung war neu, das Wort aber ist alt. Schon Walther von der Vogelweide erzählt von seinem trefflichen Rosse, das „wohl dreier Marke wert war". Die Mark hatte also früher einen weit höheren Wert. Die alte Wortform dient jetzt dazu, einen neuen Münzbegriff zu bezeichnen. Wenn Bismarck den Ausspruch tat, der „Draht" zwischen Petersburg und Berlin dürfe nicht zerrissen werden, wenn wir von „Drahtantwort", „Drahtbericht", „Börsendraht", „rückdrahten" sprechen, so sehen wir, wie das alte Wort „Draht" unter dem Einflusse einer der großartigsten Erfindungen unserer Zeit einen neuen Sinn erhalten hat[2]).

Endlich ist das Bedürfnis auch da maßgebend, wo es sich um den Überfluß, das Zuviel an gleichbedeutenden Ausdrücken

---

[1]) In der Mundart erfreut sich „minnen" oder „meinen" einer längeren Lebensdauer. Ein hessisches Sprichwort sagt: „Die sich meinen (gern haben, lieben) werfen sich mit Steinen." Auch in der bekannten Wendung: „Freiheit, die ich meine", hat das Wort diesen Sinn.

[2]) Vgl. den Vortrag: „Die Bereicherung des Wortschatzes unserer Muttersprache", von Prof. Dr. Dunger im „Wissenschaftl. Beiheft" der Ztschr. des deutsch. Sprachver. IX. 1895.

handelt. „Dieser Zustand dauert aber in der Sprache niemals lange an: von zwei völlig gleichlautenden Wörtern muß sehr bald eines dem Untergang erliegen.“ So ist von klein (eigentlich „zierlich“, „fein“, vgl. Kleinod) und lützel = „klein“, „wenig“, das letztere aus der Schriftsprache gewichen und hat sich in die Mundarten und in die Ausdrücke: „Lützelkoblenz“, „Lützelsoon“ und Luxemburg (eigentlich Lützelburg) zurückgezogen. Auch das Adjektiv groß hat in dem sprachlichen Wettstreite den Sieg über seinen alten Nebenbuhler michel (groß) davongetragen. In den mhd. Dichtungen hieß es noch: „Vil michel was ir kraft“ und „vil michel danken“ (vgl. das Nibelungenlied). Heute lebt „michel“ nur noch in dem Ortsnamen „Mecklenburg“. So hat auch Kopf (vgl. S. 11) das in die edlere Sprache geflüchtete Haupt zum Teil verdrängt.

Nicht selten geschieht es, daß sogar beide gleichlautende Wörter lebensfähig bleiben; dann aber wird jedem ein besonderes Bedeutungsgebiet zugewiesen. So haben sich allmählich unter einer kleinen Veränderung der Form, die ursprünglich gleichlautenden ernstlich und ernsthaft, sächlich und sachlich, drucken und drücken, sammeln und versammeln, gelten und vergelten, geschieden. Aufgrund dieses psychologischen Vorgangs, den man in der Bedeutungslehre Bedeutungsdifferenzierung zu nennen pflegt, sind auch die sogenannten Zwillingswörter entstanden, wie: Jungfrau und Jungfer, Knabe und Knappe, Rabe und Rappe, Mücke und Mucke, Daunen und Dunen, golden und Gulden (gülden), Lump und Lumpen, Magd und Maid, schlecht und schlicht, schön und schon, zücken und zucken u. a. Auch dieser Vorgang hat zu der Bereicherung des Wortschatzes in hervorragendem Maße beigetragen und die Feinheiten des Ausdrucks vorteilhaft beeinflußt.

Dieses kleine, in Umrissen gezeichnete Bild des deutschen Wortbedeutungswandels mag genügen, um das ewig wechselnde Leben unseres Wortschatzes zu erkennen und das geheimnisvolle Walten des Sprachgeistes zu bewundern. Ja, in dem Wandel der Wortbedeutung spiegelt sich die Entwicklung des Denkens und Fühlens unseres Volkes wieder. „Die Bedeutungsgeschichte ist ein Stück Geistesgeschichte.“



II. Dunkle Worte und Wendungen in unserer Sprache.

„Die Sprache ist wie eine Galerie von Bildern des alten Lebens, nur gewöhnlich etwas verwischt, so daß man sie deuten und lesen lernen muß."
R. Hildebrand.

Man hat unsere Sprache nicht mit Unrecht ein Gefäß gegenannt, in dem das deutsche Volk all sein Denken und Empfinden, sein Wirken und seine Erfahrungen, überhaupt sein ganzes Leben und Streben niederlegt. Was im Getriebe des modernen Lebens längst verschwunden ist, in der Sprache führt es noch lange in zahlreichen Worten, Begriffen, Wendungen und Redensarten sein Dasein weiter. Zwar sind die Sprachbilder in unzähligen Fällen ganz verblaßt; ihre ursprünglich sinnliche Grundbedeutung ist jetzt so wenig mehr lebendig, daß wir — um nur einige Beispiele anzuführen — von einem „Beweggrunde" reden können, obwohl doch der feste Boden nicht den Anstoß zu einer Bewegung geben kann; daß die wenigsten Menschen in „Zweck", diesem Philosophen und Naturwissenschaftlern neuerdings so fatalen Begriff, einen materiellen Ursprung „den Nagel" in der mittelalterlichen Schützenscheibe vermuten; daß niemand mehr bei der Redensart: „der ist nicht weit her" daran denkt, daß dieselbe nur von Waren gebraucht wurde, die man früher in Deutschland stets gering schätzte, wenn sie nicht weit her waren.

Allein, man braucht nur einmal etwas schärfer hinzusehen und sich zu bemühen, bis zum sinnlichen Hintergrunde der Worte vorzudringen, dann wird man staunen über die Fülle kulturgeschichtlicher Lebensbilder aus entschwundenen Tagen, die in den abgegriffenen Sprachmünzen wieder vor unser geistiges Auge treten. Ja, alles, was das deutsche Volk gedacht und geträumt, was es erlitten und erstritten hat, alle großen Regungen der deutschen Volksseele, die ganze Entwicklung seines Kulturlebens können wir in dem Zauberspiegel der deutschen Sprache schauen.

Die Deutung und Aufhellung der alten, oft gänzlich verblaßten Sprachbilder, der „psychischen Petrefakten“, wie sie Mannhardt treffend nennt, wirft aber nicht nur helle Lichtstrahlen auf frühere Zustände, Sitten und Gebräuche, überhaupt auf die gesamte Kulturentwicklung unseres Volkes, sie ist nicht allein imstande, Volkscharakter und Volksgemüt früherer Zeiten schätzen und ehren zu lehren und Volkscharakter und Volksgemüt unsrer Tage zu heben, sondern sie ist auch so recht geeignet, uns in das Leben und in den Reichtum unserer lieben Muttersprache einzuführen; sie zeigt uns, wie stark dieselbe mit Bildern durchsetzt ist und wie wir uns dieses Schmuckes beständig bedienen. Kurz — die deutsche Sprache ist insofern eine unerschöpfliche Quelle für die Kulturgeschichte.

Das alles ist Grund genug, den bescheidenen Versuch zu wagen, der sinnlichen Bedeutung, die früher alle Worte und Wendungen unserer Sprache hatten und die immermehr dem abstrakten Denken zum Opfer fallen, nachzuspüren.

Die Worte, Ausdrücke und Redensarten, die ich in nachstehendem einer eingehenden Betrachtung unterziehe, berühren die verschiedensten Kulturgebiete: 1. die germanische Mythologie, 2. das Rechtsleben, 3. das Ritter- und das Kriegsleben, 4. Sitten und Gebräuche, 5. das Berufsleben, 6. das Eheleben, 7. das Geld- und das Rechenwesen, 8. das Spiel und 9. das Schrifttum.

1. Die germanische Mythologie.

Die christlichen Sendboten, welche unsern heidnischen Vorfahren das Licht des Glaubens brachten, konnten die alten Götter nicht mit einemmale den Vorstellungen der alten Germanen, die mit großer Zähigkeit und seltener Gemütstiefe an dem Althergebrachten festhielten, entreißen. Sie waren so einsichtig, möglichst schonend vorzugehen, auf heidnische Überlieferungen Rücksicht zu nehmen. Die alten Gottheiten wurden nach und nach von ihrer Höhe gestürzt, ihrer früheren Würde und Stellung, ihrer Macht und ihres Einflusses auf die Geschicke, der auf Mitilgard wohnenden Menschen entkleidet. Man stellte sie als Unholde hin; ja, sie wurden im Laufe der Zeit sogar in die Hölle gestürzt und zu Teufeln erniedrigt. Der Teufel und die alten Götter wurden in derselben Rangordnung aufgeführt[1]).

---

[1]) In der Abschwörungsformel der Neubekehrten wurden diese gefragt: „Forsachistu Diabolae?“ Darauf mußten sie antworten: „Ec forsacho

Von den alten Göttern hat besonders Wodan (nordisch Odin) die wesentlichsten Züge zum Bilde des deutschen Teufels geliefert. Als Oberster der Höllenbewohner und als Führer der Unholdinnen beim nächtlichen Ritte durch die Lüfte erscheint Wodan, der Führer des wütenden Heeres; daher auch die Redensart: „Scher (d. h. schare) dich zum Teufel!" Auf seinem milchweißen, achtfüßigen Rosse Sleipnir, dem Feuer aus den Nüstern sprüht, reitet nämlich Wodan an der Spitze seines Heeres, im Volksmunde „Nachtvolk", „tolles Gejäge", „wütendes Heer", „tolle Fahre", „wilde Jagd", „wildes Gejaide" genannt, sein Haupt mit einem breitkrämpigen Hute bedeckt und um die Schultern den blauen, gefleckten Sturmmantel (ahd. hachel) geschlagen, an welchen noch die in Westfalen und anderwärts gebräuchliche Benennung „Hackelbärend" und „Hackelberg", d. i. Mantelträger, erinnert.

Die Eule Tursel fliegt dem unheimlichen Zuge voran, Raben und Hunde begleiten ihn. Unter entsetzlichem Lärm, auf den noch unser „Höllenlärm machen" hinweist, verfolgt die wilde Jagd die Moosweibchen, einen Eber, ein Sturmroß oder eine geisterhafte Jungfrau. Wenn das wilde Heer durch offenstehende Häuser hindurchrast, so kommt es vor, daß der wilde Jäger einzelne von seinen Hunden, in denen die Seelen von Bösewichten stecken, zurückläßt. Ein Rest dieses heidnischen Glaubens steckt noch in dem Ausdruck „Teufelsvieh".

Wodan ist der weissagende Gott. Von seinem Hochsitz aus sieht er alles, was vorgeht. Jeden Tag läßt er zwei Raben, die Sinnbilder der Allwissenheit, über die Erde hinfliegen. Nach der Heimkehr setzen sie sich ihm auf die Schultern und raunen ihm alles Neue ins Ohr. Sie verkünden Sigurdh, was Regin Böses sinne. An diesen Glauben erinnern der geläufig gewordene Ausdruck „Unglücksrabe" und die Redensart: „Das hat mir ein Vöglein gesungen".

Auch der Schwan galt den Deutschen als weissagender Vogel. Er ist das Sinnbild der Walküren, jener gewaltigen Kriegsjungfrauen Odins, welche die von dem Orakel erlesenen

---

Diabolae, end allum diabol gelde, end allum diabole wercum end wortum, thunaer, ende Woden end Saxnote, ende allem them unholdum, the hira genotas sint." D. h. Entsagst du dem Teufel? Ich entsage dem Teufel und aller Gesellschaft des Teufels und allen Werken und Worten des Teufels, dem Donar und Wodan und Saxnot und allen den Unholden, die ihre Genossen sind. (Die Abschwörungsformel ist einer „pfälzischen Handschrift in der vatikanischen Bibliothek" entnommen, die sich schon bei den Akten der Liptinischen Kirchenversammlung 743 befindet.)

waffentoten Helden aufsuchen und nach Walhall begleiten. In den Schwänen, die über Land und Meer fliegen und in stillen Seen baden, sah man verwandelte Walküren — anderswo Schwanenjungfrauen genannt — die unter Umständen gezwungen werden konnten zu weissagen. Wenn wir daher sagen: „Es schwant mir", d. h. ich habe eine Ahnung, so setzen wir uns mit dieser Redensart gleichsam in den Besitz der Gabe des weissagenden Schwans.

Von dem Singschwan (cygnus musicus) erzählt die Sage, daß er seinen Tod durch Gesang ankündige; darum nennt man auch das letzte Lied eines Dichters seinen „Schwanengesang".

Odin heißt in altnordischen Denkmälern Thridi, d. h. der dritte; denn er erscheint entweder neben Hâr und Jafehâr (dem Hohen und Gleichhohen) als der dritte Hohe oder der Höchste; oder auch neben seinen Brüdern Vili und Ul, auch neben Hoenir und Lodr und neben Hoenir und Loki. Auf diese altheidnische Trilogie lassen sich mehrere Verwünschungen zurückführen: „In Dreiteufels Namen!" „Daß dir drei Teufel in den hohlen Leib fahren!" „Auf und davon wie drei deutsche Teufel!" (Bei Shakespeare.)

Auch die Bezeichnung „Wünschelrute" erinnert an Wodan. Ihm, als dem Wunschgotte, war nämlich die Hasel geweiht, aus deren Zweigen daher jene Zauberruten geschnitten wurden, mit deren Hilfe verborgene Schätze gehoben werden sollten.

Und wer denkt bei der Redensart: „Den Daumen halten" jetzt noch an Wodan? Nach Alb. Richter spielt der Daumen unter den Fingern eine besonders hervorragende Rolle. Das Gesetz der salischen Franken nennt ihn „Gottesfinger" und belegt seine Verletzung mit besonders hoher Buße, und allerlei Aberglaube hat sich an ihn geheftet; denn nach dem Glauben des Volkes war er vor den übrigen Fingern mit übernatürlichen Kräften begabt. Spieler suchten das Glück dadurch an sich zu fesseln, daß sie den Daumen eines Gehenkten, einen Diebesdaumen, bei sich trugen. Vergleicht man damit, daß der Raum zwischen Daumen und Zeigefinger die Wodansspanne genannt wurde, so wird man an Wodan, den Gott des Glückes und des Würfelspiels erinnert.

Auf seine Gemahlin, Berchta oder Holda, die in Frau Holle fortlebt und in christlicher Zeit zur verabscheuungswürdigen Unholdin und alten Hexe wurde, bezieht sich die an der Nahe, der Mosel, dem Rheine und auf dem Westerwalde geläufige Redens-

art: „Met de Holle fahren" oder „met de Holle gehen", d. h. eine Hexenfahrt machen, nachtwandeln.

Der deutsche Teufel hat jedoch mit Vorliebe die Erbschaft Donars angetreten; das bezeugen noch manche Ausdrücke und Redensarten unserer Sprache. Während Wodan auf weißem Wolkenrosse dahinsaust, fährt Donar auf einem Wagen, der mit zwei Böcken bespannt ist. Sein Kinn umwallen feuerrot die Haare, und in der Rechten trägt er einen Keil oder Hammer, der, so oft er geschleudert wird, in die Hand des Gottes zurückkehrt. Von seinen Böcken wurde Donar ehedem der „Bock" genannt, welche Bezeichnung auf den Teufel überging; daher auch der mittelalterliche Name „hellebock" für den Bösen. Wir gehen nicht fehl in der Annahme, daß sich auch in den Redensarten: „einen ins Bockshorn jagen" und „einen stößt der Bock", sowie in dem Fluche: „daß dich der Bock stoße", unter „Bock" der Teufel verbirgt.

Besonders charakteristisch ist das rote Haar; die Farbe des Bösen. „Das walte der rothaarige Donner!" rufen noch heute die Nordfriesen aus, und das Sprichwort: „Roter Bart, Teufels Art" verdankt dem christlichen Abscheu vor dem rotbärtigen Gotte seinen Ursprung. Auch die mittelalterlichen Sprichwörter: „Es sollen Frowen unde Man den roten Gesellen lassen gan!" und „Rot Har, bös Har!" gehen auf Donar zurück. In Erinnerung an sein rotes Haar wird in vielen Gegenden der rotblühende Hauslauch „Donnerbart" genannt.

Donar erscheint in Volkssagen mit einer blauen Peitsche. Die blaue Flamme schien göttlich und bei ihr wurde geflucht: „Donners Blöskên help!", d. h. Donners blauer Schein hilf. Die heutigen Ausdrücke: „blau pfeifen", d. h. hexen, „blaues Wunder", d. h. Teufelsstück, lassen sich davon ableiten.

An den Hammer Donars erinnern die niederdeutschen Verwünschungsworte: „Dat di de hamer sla!" „I vor den hamar!" „De hamar sla!" u. a., in welchen man „Hammer" mit „Teufel" vertauschen kann. „Da schlag doch der Teufel drein", heißt es im Volksmund. Ebenso steht auch die Bezeichnung „Meister Hämmerlein" für den Teufel in unverkennbarer Beziehung zu Donars Hammer. „Du bist ein Meister Hämmerlein", d. h. ein Teufelskerl.

Auch die Redensart: „Es kommt unter den Hammer", die wir jetzt noch anwenden, wenn etwas öffentlich verkauft werden soll, und wofür der Volksmund noch bezeichnender „Verklopfen" gebraucht, weist auf Donars Hammer hin. „Nach

altdeutschem Rechte wurden Grenzen und Maße durch den Hammerwurf bestimmt. Donars Hammer weihte den Scheiterhaufen, auf dem Baldur, der Götterliebling verbrannt wurde. Auch der Ehebund erhielt seine Weihe durch den Hammer. Als der Riese Thrym in dem verkleideten Donar die holde Freia als Braut gewonnen zu haben glaubte, rief er freudig aus: „Bringt mir den Hammer, die Braut zu weihen, in den Schoß legt ihn dann der Maid und gebt uns zusammen nach ehelicher Sitte.“ Als Zeichen der Weihe tritt der Hammer heute noch auf in den drei Hammerschlägen bei der Grundsteinlegung von öffentlichen Gebäuden.

Wie tief der Kultus des Gottes Donar im Volke Wurzel gefaßt hatte, beweist die große Zahl unausrottbarer Fluchausrufe und Beteuerungen, wie: „Zum Donner!“ „Donner und Teufel!“ „Donner und Doria!“ „Der Donner soll's holen!“ „Der Donner soll hineinfahren!“ „Donnerwetter!“ „Heiliges Gewitter!“ „Potz Donner!“ „Donner auch!“ „Donnerkeil!“ „Wetter!“ „Was für ein Wetter führt dich her?“ „Welches Donnerwetter hat dich gebracht?“ „Geh zum Kuckuck!“ „Hol dich der Kuckuck!“ „Das weiß der Kuckuck!“

Der Kuckuck, oder wie er im Altdeutschen heißt „Gauch“, war ein Bote Donars. Die letztere Benennung aber bezeichnet nicht nur den Vogel, sondern sie bedeutet auch Schelm, Betrüger: Beiname des Teufels. In manchen Ausdrücken und Wendungen steht für den Donar = Teufel der „Henker“, der mittelalterliche Scharfrichter, der ebenso wie der deutsche Teufel den Spitznamen „Meister Hämmerlein“ führte. Vielleicht hat auch die Bezeichnung „Hinker“ (vgl. mhd. hinken, henken) für den bocksfüßigen Teufel, oder die namenlose Furcht und Angst[1]), die das Volk vor diesem „unehrlichsten“ aller Menschenkinder, gleichwie vor dem Teufel hatte, die Vorstellung „Henker“ vermittelt. Man betrachte einmal die Wendungen: „Packe dich zum Henker!“ „Der Henker soll dich holen!“ „Das müßte mit dem Henker zugehen.“ „Ich kümmere mich den Henker darum.“ „Das mag der Henker wissen.“ (Vgl. Seite 37.)

Obwohl der Teufel dem Donar die meisten seiner äußeren Attribute verdankt, so hat er doch noch einige von andern Gott-

---

[1]) Das verraten uns schon die Benennungen, die der Volkswitz für den Mann des Schreckens ersonnen hat, wie „Angstmann“, „Peinlein“, „Schnürhänslein“, „Meister Fix, oder Kurzab“, „Meister Auweh“.

heiten erhalten. Der böse Gott Loki, der Anstifter jeglichen Unglücks bei Göttern und Menschen, der Vater der greulichsten Ungeheuer und der zerstörenden Kräfte, leuchtend in seiner Schönheit wie Luzifer, bald der treueste Gefährte und Freund, bald der hinterlistigste Verräter und Spötter, wurde ausgestoßen aus der Gemeinschaft der Götter und wegen seiner Übeltaten von ihnen auf drei spitze Felsen mit den Eingeweiden seines Sohnes gefesselt. Zur Zeit der Götterdämmerung (Weltende) aber wird er sich losreißen und den Untergang der Asen mit herbeiführen helfen. Nach J. Grimm erinnert daran die noch heute übliche Redensart: „Der Teufel ist los!", die eine gefahrdrohende Verwirrung bezeichnen soll.

Loki war aber nicht allein der Gott des Bösen, sondern, wie sein Name (Loki, d. i. der Leuchtende) sagt, auch ein Gott des Feuers, dem der Hahn geheiligt war. Dieser ist das Sinnbild der Flamme. Wenn er seine Schwingen zum Fluge entfaltet, schlagen Brände unter ihm auf. Deshalb gilt die für Brandstiftung jetzt noch übliche Redensart: „Den roten Hahn aufs Dach setzen"[1]).

Noch manches andere lebt in unserer Sprache fort, das mit seinen Wurzeln im Boden uralter Vorstellungen haftet, so z. B. die Redensarten: „das Lebenslicht ausblasen", „das ist ihm nicht an der Wiege gesungen worden", „den Lebensfaden durchschneiden", „sein Leben hängt an einem Faden", „der Lebensfaden ist zerrissen". Sie gehen auf den Glauben unserer Vorfahren an die Nornen oder Schicksalsgöttinnen zurück, welche an die Wiege des Neugebornen heran treten, ihm sein Schicksal raunen, ihm eine Kerze anzünden, deren Auslöschen das Erlöschen des Lebens zur Folge hat, die wie die griechischen Parzen den Faden seines Schicksals spinnen und

[1]) Zu dieser dem Grimmschen Wörterbuch entlehnten Erklärung der Redensart, macht Dr. Friedr. Kluge in dem Vortrage „Deutsche Geheimsprachen", den er 1901 in dem Zweigvereine Berlin-Charlottenburg gehalten hat, die Bemerkung (vgl. „Zeitschrift des Allgem. D. Spr.-V.", Januarheft 1901): „Aber mehrere gute Quellenzeugnisse verweisen die zuerst bei Hans Sachs belegte Redensart unter die Mordbrenner, und unter den Mordbrennern wie unter den Bettlern und Dieben gab es schon im 16. Jahrhundert eine besondere Zeichenschrift, die man neuerdings als Gaunerzinken bezeichnet. Wir kennen manche Zeichen oder Zinken der Mordbrenner des 16. Jahrhunderts, und eines dieser Zeichen faßt man als Hahn auf, der Brandstiftung bedeutet. Der rote Hahn unsrer Redensart deutet wohl auf den Rötel hin, womit die Gaunerzinken gern an Kirchen und Straßenecken oder einsamen Kreuzen angebracht wurden. Solche Gaunerzinken sind übrigens vom 16. Jahrhundert an von Zeit zu Zeit auch bekannt geworden."

diesen bei seinem Tode durchschneiden. In dem feinen Gespinst des Spätsommers erkannte man Abbilder der Nornengespinste. In Holstein heißt es, wenn das Feld mit Tausenden von Spinngeweben überzogen ist: „Die Metten (ags. mettena, d. i. die Messenden, die Nornen) haben gesponnen". In andern Gegenden nennt man diese Zeit „Altweibersommer", „denn auch sie, die waltenden Schicksalsfrauen, haben wie die Asen das Geschick gehabt, herabgesetzt und verunstaltet zu werden und leben in unseren Märchen als häßliche, alte Spinnerinnen fort". (Blumschein.)

Eine Erinnerung an die Schicksalsjungfrauen haben wir auch in dem uralten Kinderliedchen:

„Sonne, Sonne scheine!
Fahr über Rheine!
Fahr über das goldne Haus,
Gucken drei alte Jungfrauen raus.
Eine spinnt Seiden,
Die andere wickelt Weiden (d. h. Todesstricke),
Die dritte geht ans Brünnelein,
Find't ein goldig Kindelein!"

Ein Wort, das zwar aus der Schriftsprache längst verschwunden, doch in der moselfränkischen Mundart noch gebräuchlich ist und uns in das graue Altertum hinaufführt, ist der Ausdruck: „eiletzig" = einzeln, allein. „E eiletzig Framensch" ist ein unverheiratetes Frauenzimmer. Das Wort ist von ahd. hlizan, d. i. erlosen, das Los werfen, herzuleiten; es bedeutet also einen einlosigen Menschen oder einen solchen, dem von den Schicksalsgöttinnen das Los des Alleinstehens geworfen worden ist. So vermag das fast erstorbene Wort uns einen Blick in den Schicksalsglauben längst verklungener Zeiten zu eröffnen, nach dem das Alleinbleiben eine herbe Fügung des waltenden Geschickes ist[1]).

An den alten Aberglauben, daß an den Erlen im Moor Gespenster hausen, die sich dem ahnungslosen nächtlichen Wanderer als schwere Last anhängen, bis er durch das Anrufen des Namens Gottes davon befreit wird, erinnert die Redensart: „Erlenholz und rotes Haar (der Böse) — sind auf gutem Grunde rar".

Unserer Redensart: „das ist, um aus der Haut zu

[1]) Vgl. „Wissenschaftliche Beihefte" zur Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. Nr. III, S. 125.

fahren", liegt die Vorstellung zugrunde, daß sich ein Mensch durch Anlegen eines Wolfshemdes oder eines Wolfsgürtels in einen Wolf verwandeln könne, der dann Werwolf, d. i. Mannwolf, genannt wurde. Es ist eine Art Seelenwanderung, die dabei durch Zauber herbeigeführt werden sollte. — In vielen Gegenden erzählt man die Sage, man erkenne den Menschen, der Werwolf-Gestalt annehmen kann, an Fasern (Haaren) zwischen den Zähnen; daher die Wendung: „Haare auf den Zähnen haben". Es ist nun charakteristisch, daß die Redensart von Menschen gebraucht wird, mit denen schlecht anbinden ist, denen man im Kampfe grimmige, bissige Verteidigung zutraut, von Leuten, die man nicht reizen („reißend machen") soll. Der alte, tief eingewurzelte und weit verbreitete Werwolfglaube liegt also wirklich nahe.

Auch von den heidnischen Opferbräuchen ist manches in unserer Sprache haften geblieben. Unsere Vorfahren opferten sowohl Pflanzen als auch Tiere. Die Tiere, die zum Opfern getragen werden durften, nannten sie zëbar und daraus ist „Ungeziefer" (mhd. ungezibere), d. h. ein zum Opfern untaugliches, verworfenes Tier gebildet worden.

Die Opfer waren zugleich Schmäuse. Ein bestimmtes Stück des geschlachteten Tieres wurde dem Gotte dargebracht, das übrige Fleisch diente zur Speise. Fast immer opferte man die Eingeweide: Herz, Leber und Lunge. Als es später keine Opfermahlzeiten mehr gab, wurde doch noch die Leber in Gemeinschaft gegessen, und es verband sich bei dieser Mahlzeit ein besonderer Brauch. Jeder, dem die Schüssel mit der zubereiteten Leber dargereicht wurde, mußte einen Reim sprechen, worauf er sich also nicht erst vorbereiten konnte; das ist der Ursprung der Redensart: „frei oder frisch von der Leber wegreden".

An das bis in unsere Zeit hineinreichende festliche Austreiben der geschmückten Rinder (früher Opfertiere) durch den feierlich aufgeputzten Hirten, eine Sitte, die ein Nachklang der germanischen letzten Frühlingsfeiern ist, erinnert die Redensart: „geputzt wie ein Pfingstochse".

2. Das Rechtsleben.

Eine außergewöhnlich große Anzahl von Worten, Ausdrücken und Redensarten verdanken wir dem alten Rechtsleben. Alle Vorgänge des rechtlichen Verfahrens waren an strenge Formen gebunden, die meist in das Gewand des Stab-

reims gekleidet und auswendig gelernt wurden. Reste aus dieser Rechtssprache sind: „nach Jahr und Tag", „Schutz und Schirm", „los und ledig", „frank und frei", „recht und billig" u. a. „Die poetische Fassung unterstützte besonders das Gedächtnis, so daß sich diese Rechtsformeln jahrhundertelang von Mund zu Mund forterbten." Die lange Lebensdauer vieler Wörter und Redensarten erklärt sich auch daraus, daß früher sogar das Reden in gesetzlichen Worten durchaus erforderlich war, wenn nicht, wie Blumschein bemerkt, durch ihre Vernachlässigung der gegnerischen Seite Vorschub geleistet werden sollte.

Eine gerichtliche Verhandlung, einen Gerichtstag, nannte man früher „Ding", womit man heutzutage nur mehr eine einfache Sache bezeichnet. Die ursprüngliche Bedeutung des schon frühzeitig verallgemeinerten Wortes ist in „einen dingfest machen", d. h. einen festmachen, um ihn vor das Ding (Gericht) zu führen, sowie in „dingen", um einen vereinbarten Preis mieten[1]), „sich verdingen", d. h. sich vermieten, enthalten.

Die „Dinge" fanden in den frühesten Zeiten jährlich meistens zweimal unter freiem Himmel statt, nämlich im Frühlinge am Walburgistage und im Herbste auf St. Martin. Seit der Einführung des Christentums tagte das „echte"[2]), ungebotene Ding dreimal im Jahre und zwar zu Ostern, Peter und Paul und St. Martin. Daran erinnert uns noch heute die Redensart: „Aller guten Dinge sind drei". Die Gerichtsverhandlungen mußten nach dem alten römischen Grundsatze: „sol occasus suprema tempestas esto", zwischen Aufgang und Niedergang der Sonne, also am Tage stattfinden, weshalb das „Ding" auch tagedinc, tegedinc, teidinc hieß. Daraus ist tagedingen, d. h. eine Sache[3]) in einem Tage beendigen, im 14. und 15. Jahrh. vorteidingen und im Neuhochdeutschen „verteidigen", verhandeln, entscheiden, gebildet. Von dem „tagedinc" her hat sich das Wort „Tag" zur Bedeutung von Versammlung (Lehrertag, Reichstag) erweitert, woraus in neuester Zeit „tagen" (beraten) üblich geworden ist. Zu jedem echten gebotenen „Ding" waren die Freien der Gemeinde zu kommen verpflichtet. In

---

[1]) Vgl. „Es hat uns niemand gedingt". (Die Arbeiter im Weinberge.)

[2]) „Echt" von mhd. ê-haft, ndd. ê-hacht = gesetzmäßig; das „echte Ding" war also das gesetzmäßige, regelmäßige Volksgericht, während das „gebotene Ding" das besonders angesagte Gericht bezeichnete.

[3]) „Sache" bedeutet ursprünglich nur Streitsache (so noch unser Sachwalter), jetzt jede Sache, jedes Ding.

der Mitte des Gerichtsplatzes wurde ein Pferd mit dem Kopfe an einen Pfahl gebunden und mit dem Hinterteil herum gedreht, wodurch es mit den Hufen in den weichen Boden einen Kreis „schlug“, in den die Richter traten. Das ist die sinnliche Bedeutung der Wendung: „einen Kreis schlagen“. — Der Richter, auch „Vorstand“ genannt, saß mit verschränkten Beinen auf einem Stuhle, dem „Richterstuhl“ und hielt zum Zeichen seiner Macht den Stab in der Hand. Die Umstehenden bildeten den „Umstand“ und gaben durch Zuruf und Rühren der Waffen ihre Meinung kund. Der Vorstand hatte sich nach dem Umstande zu richten oder dem Umstande Folge zu leisten. Daher stammen die heute geläufigen Wendungen: „sich nach den Umständen richten“ und „den Umständen Folge geben“. War der Vorstand ein unentschlossener Mann, so ließ er oft wegen Kleinigkeiten den Hammer im Orte herumgehen, um den Umstand einzuberufen; er machte viele Umstände; er war ein „Umstandskrämer“, wie wir heute sagen würden. War er aber ein selbständiger Mann, dann kümmerte er sich wenig um den Umstand; er machte wenige oder keine Umstände. Unsere Sprache bezeichnet dies in übertragenem Sinne mit „Umstände machen“ und „umständlich sein“. — Wer in einer Streitsache Auskunft geben konnte, wurde von dem Vorstande in den Kreis „gezogen“ und „Gezeuge“, mhd. geziuc, geziuge genannt. Diese Formen gehen auf das Zeitwort „ziehen“ (ahd. ziohan) zurück. „Zeuge“ war also eigentlich der zur Gerichtsverhandlung „Gezogene“, „Zugezogene“. Der Vorgang des Ziehens in den Kreis der Richter pflegte durch Zupfen an den Ohren und später durch einen Backenstreich zu geschehen. Das ist der sinnliche Hintergrund der geläufigen Wendungen: „jemand bei den Ohren kriegen“ (ihn zur Verantwortung ziehen), „einem etwas hinter die Ohren schreiben“.

Zum Zeichen des Beginns der Gerichtsverhandlung, sowie auch, wenn nach ruchbar gewordener Missetat die schnelle Verfolgung und Ergreifung eines Schuldigen inswerk zu setzen war, pflegten die Glocken geläutet zu werden. An dieses Läuten erinnert uns noch heute die Wendung: „etwas an die große Glocke hängen“.

Nach den Vorschriften der alten Femgerichte mußte die Vorladung eines Angeklagten mit einem Dolche in seine Tür oder, falls er abwesend war, an einen Baum gesteckt werden, eine Förmlichkeit, die noch in den Ausdrücken: „es einem stecken“, „Steckbrief“ und „steckbrieflich“ verfolgen, nach-

klingt. Saß aber der Angeklagte auf einem Schlosse, das man ohne Gefahr nicht betreten konnte, so mußten die Schöffen des Nachts vor dasselbe reiten, in den Türriegel drei Kerben hauen, einen Königspfennig hineinlegen, den Ladebrief anheften, die Wächter rufen, damit sie die Ladung bestellen und schließlich die ausgehauenen Späne zum Zeichen mitnehmen. Diese Vorschriften sind noch in der Redensart: „einen Span wider jemand haben" zu erkennen.

War ein freier Deutscher angeklagt, einen Menschen ermordet zu haben, so wurde das „Ding" mit lautem Geschrei (Wehgeschrei) der Sippgenossen eröffnet. Hierbei bediente man sich der Klagerufe: Dibio, Mordio, Feindio, Hilfio, Wâsan, Heil, Heila, Heilal, Zeter[1]); daher noch der heutige Ausdruck: „Zetergeschrei", „Zetermordio". Bei der Klage auf Mord traten alle zum Wergeld berechtigten Verwandten des Erschlagenen vor Gericht, „verschrieen" den Mörder, und er und seine Tat wurde „verrufen", oder, wie die Ausdrücke im Niederdeutschen heißen: „verrucht", „berüchtigt"; er kam also in „einen schlechten Geruch", „in ein schlechtes Gerücht".

Das von dem Umstande (auch „Schöffen"[2]) genannt) ausgesprochene Urteil, durfte der Kläger „schelten" oder „anfechten". Dieses Recht stand auch einem zum Umstande gehörenden Manne zu. Man nannte dies: „zu Recht weisen".

Ein freier Deutscher, der irgend eines Verbrechens angeklagt und vor das Sendgrafengericht gestellt war, konnte sich durch einen Eid reinigen; auch war es Sitte, Männer als Zeugen zu laden, die zwar nicht die Sache selbst beschworen, sondern durch einen Eid bekräftigten, daß sie an die Wahrhaftigkeit des Schwures glaubten, den der Angeklagte ablegte. Diese Männer, gewöhnlich sechs, hießen „Eideshelfer". Mit dem Eidesschwörenden waren es also sieben. Die Beweisführung durch diese sieben Eide nannte man „besiebenen". Der gebräuchliche Ausdruck: „Meiner Sechs" oder wie es bei Goethe heißt: „Meiner Six", ist die Kürzung der Schwurformel: „Ich als siebenter meiner sechs Eideshelfer schwöre" oder des Ausspruchs: „Ich bin meiner sechs gewiß sicher". In noch früherer Zeit war es eine Pflicht, den nächsten Verwandten bei einem Todesfalle klagen

[1]) „Zeter" (ahd. zêtar, mhd. zêter) = ziehet har, ziet hër, ziehent hër; vgl. auch „zeter" und „Gezeter".

[2]) „Schöffen" (von ahd. sceffin, mhd. scheffe, schepfe) waren seit Karls des Großen Zeit „beisitzende Urteilssprecher", die das Recht „schöpften" oder „schufen".

zu helfen, wie überhaupt zu allem zu helfen, was einen Verwandten aus der Not retten konnte. Dieselbe Aufgabe hatte auch die weitere Verwandtschaft, so daß also zu den nächsten Helfern noch andere Helfer hinzukamen; woran unser „Helfershelfer" noch erinnert.

Konnte der Umstand aus Mangel an triftigen Beweisen das richtige Urteil nicht finden, so wurde die Enthüllung der Wahrheit Gott anheimgestellt: ein Gottesurteil oder Ordale wurde vorgenommen. Das meistens angewandte Ordale war die Feuerprobe; die in dem Gesetzbuche der ripuarischen Franken (534) vorgeschrieben war. Der Angeklagte mußte entweder die Hand ins Feuer halten, oder was am gebräuchlichsten war, mit bloßen Händen ein heißes Eisen eine Strecke weit tragen. Das entscheidende Urteil wurde nicht alsbald nach Vollzug des Gottesgerichtes gesprochen, sondern erst nach drei Tagen, nachdem vorher die Hand verbunden und versiegelt wurde. Das geringste Brandmerkmal bezeugte die Schuld des Angeklagten. Wie tief diese Urteile im Volksgemüte hafteten, sagen uns heute noch die Redensarten: „die Feuerprobe bestehen", „für jemand durchs Feuer gehen", „sich die Finger verbrennen". Von der Probe des geweihten Bissens, wonach der Beweisführer für schuldlos galt, wenn er ein Stück trockenen Gerstenbrotes oder dünnen Käses von bestimmtem Gewicht ohne Anstand hinunterschlucken konnte, dagegen für schuldig, wenn der Bissen ihm im Halse stecken blieb, scheint sich die Redensart herzuleiten: Da soll mir doch gleich der „Bissen im Halse stecken bleiben", oder ich will mir „den Tod an diesem Bissen essen", desgleichen der Wunsch, daß jemand „daran ersticken möge".

War über den Angeklagten das Todesurteil gesprochen worden, so brach der Richter über denselben den Stab[1]), das

[1]) Nach den neuesten Forschungen über die Sitte des Stabbrechens ist, wie Dr. Günther in seinem Buche berichtet, Ernst von Möller in einer Abhandlung (veröffentlicht in der „Zeitschr. der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte") zumteil zu neuen Ergebnissen gelangt. Danach handelt es sich hier vor allem um denselben, früher meist weißfarbigen Stab, den der Richter überhaupt als Symbol seiner Machtgewalt nach alter Rechtssitte während der ganzen Gerichtsverhandlung in den Händen halten sollte. Das Brechen dieses Stabes aber soll nicht sowohl — wie bisher meist angenommen wurde — den Tod des Verurteilten als das Urteil selbst symbolisieren. Da nämlich die Tatsache, daß der in Frage stehende Stab „der Amtsstab des Richters ist, im Einklange mit der Bedeutung des Stabbrechens stehen muß, so folgt, daß das Brechen des Stabes sich einerseits auf den Richter, andrerseits auf den Verbrecher beziehen muß, mit einem Wort, auf das Verhältnis, in dem beide zueinander stehen. Der Richter

Sinnbild der richterlichen Gewalt, und warf ihn dem Schuldigen zu Füßen zum Zeichen, daß er keine Gnade mehr zu erwarten habe. Auf diese richterliche Handlung weisen die Wendungen: „den Stab über einen brechen", „einem etwas vor die Füße werfen" und „einen wegwerfend behandeln", hin.

Sogleich vollzog man dann das Todesurteil, falls man nicht vorher „Gnade für (vor) Recht ergehen ließ". Das Begnadigungsrecht übten angesehene, hochstehende Männer und Frauen aus, die zum Zeichen ihres Schutzes den Verurteilten mit ihrem Mantel bedeckten. Besonders galt das Bedecken des Mantels einer Fürstin als Sinnbild des Schutzes. Nach der Sage vom Wartburgkrieg flüchtete Heinrich von Ofterdingen unter den Mantel der Landgräfin Sophie. Reste dieses Rechtsgebrauches finden wir noch in den Ausdrücken und Wendungen: „etwas bemänteln", „ein Mäntelchen umhängen", „mit dem Mantel der christlichen Liebe zudecken".

An die Langwierigkeit und Schwerfälligkeit, mit der in früheren Zeiten gerichtliche Verhandlungen und Prozesse geführt wurden, erinnert noch die Redensart: „Etwas auf die lange Bank schieben", d. h. etwas hinhalten, aufschieben, verzögern. Früher gab es in den Gerichtsstuben keine Schränke, sondern Bänke. Was nun zu unterst auf der Bank lag, das wurde sehr spät erledigt. Das langsamste Gerichtsverfahren oder die „längste Bank" war das Reichskammergericht zu Wetzlar. Dort gingen jährlich etwa 1000 Anträge auf Wiederaufnahme eines Prozesses ein; aber bei der geringen Anzahl der Richter und bei dem Mangel an Geldmitteln konnten nur etwa 100 Urteile gefällt werden. Um 1772, als Goethe in Wetzlar war, soll die Zahl der anhängigen Prozesse mehr als 60000 betragen haben.

Auch die alten, mehrfach verhängten Strafen klingen in unserer Sprache noch wieder. Eine der beliebtesten Strafen des Mittelalters, eine geradezu typische Strafe für Diebe, war die Todesstrafe durch Aufhängen am Galgen. Daher spielt derselbe noch heute in zahlreichen Wortverbindungen eine große Rolle in unserer Sprache; wie in „Galgengesicht", Benennung für einen Taugenichts, der allerlei „Galgenstreiche" (Schurkenstreiche)

---

wird nach dem Brechen des Stabes nicht mehr den Verbrecher richten, und der Verbrecher beim Richter kein Recht und keinen Schutz mehr finden. Der Richter aber handelt nur als Vertreter der Rechtsgemeinschaft. Darum zieht nicht nur der Richter, sondern die ganze Rechtsgemeinschaft ihre Hand vom Verbrecher ab, bricht mit ihm, stößt ihn von sich aus." (Vgl. Günther, S. 108.)

verübt, bis er als „Galgenvogel“ (ursprünglich die um den „Rabenstein“ fliegenden Raben und Krähen) an dem berüchtigten „Holze“ baumelt. Von „Galgenfrist“ und „Galgenreue“ sind wir nicht besonders erbaut. „Galgenhumor“, jene Mischung von Schmerz und Verzweiflung, die auch noch heute mancher unter sehr kritischen Umständen zeigt, lassen wir uns jedoch gefallen.

Einem euphemistischen Zuge unserer Sprache folgend, hat der Volkswitz für Galgen die Namen „Dreibein“, „himmlischer Wegweiser“, und für den Tod am Galgen die scherzhaften Wendungen: „in die Luft reiten“, „die Luft über sich zusammenschlagen lassen“, „fliegen lernen“, „mit den Winden zu Tanze gehen“, „an der Herberge zu den drei Säulen als Bierzeichen aushängen“, „am Hanfe (Stricke) sterben“, „in ein hänfenes Schnupftuch niesen“, „mit den Krähen sich durch ein Pfund Hanf beißen“, „das hänfene Pferd reiten“, „eine Hanfsuppe essen“, „mit der Jungfer Hänfin Hochzeit machen“ u. a. geprägt.

Auch der „Hals mit dem Kragen“ im Sinne von Kopf und Leben, sowie die Wendungen „an Hals und Hand“, „um den Hals reden“, d. h. so ungeschickt verteidigen, daß es ihm „den Hals kostet“ oder „bricht“ oder „an den Hals geht“, „an den Kragen gehen“, „den Kragen daran setzen“ führen uns die alte Strafe des Hängens vor unsere Seele.

Eine weit mildere Strafe für einen Dieb bestand darin, daß ihm eine Rute oder ein Besen auf den Rücken oder um den Hals gebunden wurde zum Zeichen des verwirkten Staupenschlages. Oft mußte der Dieb dies sogar selbst tun; daher die Wendung: „sich eine Rute auf den Hals binden“.

Die Strafe des „Staupenschlages“[1]) wurde ebenfalls von Henkershand und zwar öffentlich vollzogen. Deshalb machte diese Strafe den davon Betroffenen nach damaligem Ehrbegriff auch zugleich „ehrlos“, so daß schon damals der Ausruf des Geprügelten: „Ich bin ein geschlagener Mann“ nicht bloß im wirklichen, sondern auch in dem weiteren Sinne genommen werden konnte, den er heute allein noch behalten hat. (Günther S. 71.)

---

[1]) „Staupe“ (mhd. stûpe = Pfahl), woran der zu Stäupende gebunden wurde.

Auch die früher so beliebte Prangerstrafe wurde zu den schimpflichen Ehrenstrafen gezählt, die ebenfalls öffentlich stattfand. Gewöhnlich war auf dem Marktplatze oder auf einer Erhöhung vor dem Gerichtsgebäude ein Pranger[1]) errichtet, an den der Missetäter einen Tag oder etliche Stunden gestellt, zuweilen sogar mittels eines Halseisens angeschnallt wurde. Diese Strafart lebt im Bilderschmuck unsrer Sprache noch unter der jetzt übertragenen Wendung: „jemand an den Pranger stellen" fort. — In einer späteren Zeit hat man den zur Schau gestellten Dieben — gewöhnlich vor ihrer Hinrichtung — ein Schild oder eine Tafel angehängt, worauf ihre Taten geschrieben standen. Daher sprechen wir heute noch von „Schandtafeln", obwohl diese Strafe längst nicht mehr bekannt ist. Auch die Wendung: „einem etwas anhängen" geht darauf zurück.

Zu den sinnbildlichen Strafen gehörte das Hundetragen, wozu adlige Verbrecher gezwungen wurden, um anzudeuten, daß sie wert sind, gleich einem Hunde erschlagen und aufgehängt zu werden; das sagt uns heute noch die Redensart: „auf den Hund kommen". Einem Verleumder schnitt man das lange Gewand oder das freie, wallende Haar ab und stieß ihn dadurch aus dem Stande der Freien. An diese sinnbildliche Strafe erinnert noch unser: „die Ehre abschneiden", denn das Wort ‚Ehre' enthält in der alten Sprache nicht einen sittlichen, sondern einen gesellschaftlichen Begriff und bezeichnet den höheren, ausgezeichneten Stand.

Staatsempörer wurden früher aus der Gemeinschaft der Menschen ausgestoßen, den Vögeln in der Luft und den wilden Tieren des Waldes preisgegeben: eine Strafe, an die uns heute noch die Redensart: „jemand für vogelfrei erklären", erinnert.

Die weniger schweren Vergehen konnten im späten Mittelalter durch Erlegung einer sogenannten „Geld- und Viehbuße"[2]) oder „Brüche"[3]) (wie der mittelalterliche Ausdruck hieß) an den Verletzten, bezw. Beleidigten oder seinen Verwandten gesühnt werden. Dieses Wort „Brüche" hat sich noch in der Redensart:

---

[1]) Das Wort ist mit got. praggan verwandt, mhd. pfrengen = drücken, bedrängen, ndl. prang = Druck, Bedrängnis.

[2]) „Buße", mhd. buoze = Ersatz, Abhilfe, ist verwandt mit „baß", „besser", „best" (daher auch „büßen" = ausbessern, ersetzen, abhelfen, noch erhalten in „Lückenbüßer".

[3]) Der Ausdruck „Brüche" ist heute noch in Schleswig-Holstein üblich.

„in die Brüche gehen", jedoch unter Verlust seiner ursprünglichen Bedeutung in unserer Sprache erhalten. Nach einem alten Rechtsbrauche mußte der Hirt die Haut eines in seiner Obhut befindlichen verendeten Tieres dem Richter hintragen, damit dieser die zu entrichtende Buße bestimmen konnte. Aus diesem Brauche erklärt sich die Redewendung: „seine Haut auf den Markt tragen". Als später ihre ursprüngliche Bedeutung in Vergessenheit geriet, übertrug man den Ausdruck auf die menschliche Haut.

Als Strafmittel dienten auch „Stock" und „Loch". In den Stock (ursprünglich Block), worunter man später auch das Gefängnis verstand (daher „Stockhaus", im Österreichischen „Stöckl"), wurden Hände und Füße des Verbrechers gespannt, um dem Selbstmorde vorzubeugen. Das klingt in „verstockter Sünder" wieder. An „Loch", d. i. ursprünglich Verschluß, Höhle, dann Gefängnis, erinnern die Wendungen: „ins Loch kommen", „eingelocht werden". Auch die Familiennamen Stocker, Stöcker, Stockmann, Blöcker und Lochner finden hier ihre Erklärung. (Vgl. die Abhandlung: Über Familiennamen S. 109.)

Eine der entsetzlichsten Strafen im Mittelalter war das „Rädern" oder „Radbrechen", daß der Sachsenspiegel für Mörder, Verräter, Mordbrenner, sowie für Räuber und Plünderer, überhaupt für schwere Verbrechen androhte. Die Strafe bestand darin, daß man dem Verbrecher die Glieder des Körpers mit einem scharfkantigen eisernen Instrumente in der Form eines kleinen Wagenrades zerstieß („brach"). An diese schreckliche Strafe erinnern noch die Wendungen: sich wie gerädert fühlen" (nämlich nach einer großen, ermüdenden Anstrengung), eine Sprache „radebrechen", d. h. eine Sprache so stümperhaft sprechen, daß dadurch gleichsam ihre Glieder gerädert, zerbrochen werden.

Scharfrichter, die noch einiges Mitgefühl mit den armen Opfern besaßen, hatten es in der Hand, durch einen geschickt geführten Stoß auf das Genick oder die Herzgegend die Leiden der Geräderten zu kürzen. Das nannte man den sogenannten „Gnadenstoß geben". (Vgl. auch S. 26.) — Der Scharfrichter oder vielmehr „Henker", der das „anrüchigste" aller Gewerbe betrieb, war ehedem eine so viel genannte Person, daß das Wort „Henker" heute noch in den Verbindungen: „Henkersdienste", „Henkerlohn" (übertriebene Forderung für geringfügige Leistungen), „Henkersfreundschaft", „Henkersmahl" (ein Abschiedsmahl, das von guten Freunden aufgetischt wird) fortlebt. (Vgl. auch S. 26.)

Es ist auffallend, daß sich in unsrer Sprache gerade aus den Zeiten, wo die Strafen am grausamsten waren (vom 16. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts), die meisten Anklänge an die alten Strafen erhalten haben; aber doch wieder auch ganz begreiflich, wenn man bedenkt, daß die Vollstreckung fast aller Strafen damals öffentlich vollzogen wurde, um alt und jung, ja selbst den Schulkindern, die man an die Richtstätten führte, eine heilsame Scheu vor den Verbrechen einzuflößen. Der gewünschte Erfolg dieser eigenartigen Erziehungspraxis blieb zwar aus; dagegen gaben die schrecklichen Auftritte auf dem Richtplatze den Zuschauern einen willkommenen Unterhaltungsstoff, der ihre Sinne beständig so mächtig ergriff, daß die in demselben immer wiederkehrenden, auf die Vollstreckung hindeutenden Ausdrücke und Wendungen ganz geläufig, ja sogar volkstümlich wurden. Diese gingen schließlich noch von Mund zu Mund, als man jenes furchtbare Strafsystem nur mehr dem Namen nach kannte.

Auch die auf dem altdeutschen Rechte beruhenden Vorgänge bei Erwerbung und Veräußerung des Eigentums haben in unsrer Sprache viele Spuren zurückgelassen. Bei der Erwerbung eines Grundstückes war es Brauch, daß sich der Käufer auf einen dreibeinigen Stuhl setzen mußte. Diese sinnbildliche Handlung galt als ein Zeichen des rechtmäßigen Besitzes. Der Stuhl war nämlich früher nicht allein ein Sinnbild der Macht (vgl. Richterstuhl, Schöffenstuhl) sondern auch ein solches des Eigentums. Hieraus erklären sich die Ausdrücke: „etwas besitzen" (also gleichsam aufsetzen), „Besitzer", „sich in den Besitz von etwas setzen". Der Besitzer konnte „entsetzt" werden; das geschah dadurch, daß er sich auf einen vor dem Hause aufgestellten Stuhl setzen mußte. Unser: „einem den Stuhl vor die Türe setzen"; d. h. jemanden seines Besitzes verlustig erklären, jemanden seiner Macht entsetzen, weist noch auf diesen Brauch hin. „Entsetzen", das später soviel wie „aus dem Sitze bringen", dann „absetzen" (sein Amt verlieren) bedeutete, hat im Laufe der Zeit den Sinn von „sich fürchten", „erschrecken"[1]) angenommen. (Vgl. „Der Wind im Hain, das Laub am Baum saust ihm Entsetzen zu." [Hölty.])

Landübertragungen wurden nach einem uralten Rechtsbrauche durch Übergabe einer Hand voll Erde oder auch einer Erdscholle

[1]) Die Erklärung für diesen Bedeutungswandel ist einfach: Jemand sitzt ruhig auf seinem Stuhl, in Gedanken versunken, da — plötzlich ein heftiger Schlag und sofort springt er in seinem Schrecken unwillkürlich von seinem Sitze auf; er hat sich buchstäblich „entsetzt".

mit hineingestecktem grünen Zweige vollzogen, um anzudeuten, daß der Boden mit allem, was auf ihm gewachsen, dem neuen Erwerber zu eigen gehören sollte. Auf diese Symbolik ist wohl die bekannte Redensart: „nicht auf einen grünen Zweig kommen“, d. h. niemals etwas vorwärts bringen, zurückzuführen.

Später wurde die Erdscholle auf die Kaufurkunde gelegt, um dann von dem Käufer „aufgehoben“ oder „aufgenommen“ zu werden, ein Vorgang, der noch heute in den Wendungen: „Protest erheben“ und „eine Urkunde oder Geld aufnehmen“ wiederklingt.

Für Urkunden, die als Beweisstücke namentlich Rechnungen beigelegt werden, sagen wir „Beleg“ und „Belege“, denken aber bei diesen Ausdrücken nicht mehr an den realen Vorgang, wonach gewisse, von unzerstörbaren Stoffen genommene Zeichen von Markmeistern und Feldgeschwornen unter die Grenzsteine gelegt wurden, um für spätere Zeiten als Urkunden zu dienen.

Ganz besonders spielte bei Erwerbungen und Bekräftigungen in alter Zeit die „Hand“ eine große Rolle. Sie war das einfachste und natürlichste Zeichen der Gewalt und hatte im Lehnrecht des Mittelalters eine hohe Bedeutung. Viele Ausdrucksweisen, die in unserer Sprache heute noch geläufig sind, geben davon Kunde. Wenn jemand Güter, die ursprünglich sein Allodialeigentum waren, über welche er im Falle des Todes verfügen konnte, einem Vasallen oder Lehnsherrn übergab, so reichte der Vasall seinem künftigen Lehnherrn beide zusammengelegten Hände. Der Lehnherr legte seine Hände um die Hände des Vasallen, er konnte dabei stehen oder sitzen. Wenn er saß, so wurden die vier Hände zusammen auf seine Knie gelegt; dann umarmte er den Vasallen und beide gaben einander einen Kuß. Dies ist der Ursprung der Redensart: „Mit Hand und Mund“.

Nicht selten banden sich die Verbindenden beim Abschluß eines Bündnisses in Wirklichkeit die Hände aneinander, und zwar mit der bei den Germanen heilig geltenden Weide, die früher wida hieß und woraus sich widomo und schließlich unser heutiges „widmen“ bildete. In letzterem klingt also der vorhin erwähnte Vorgang noch wieder. Hieraus entwickelte sich zunächst der Begriff von „Verpflichtung“, dann weiter von „Brautgabe“[1]) (was der Bräutigam der Braut gibt) und endlich von „Schenkung“ und zwar Schenkung von Grundstücken an die Kirche. Das alles sagt uns noch heute noch das Wort „Wittum“.

---

[1]) Siehe Seite 57.

Die allgemeine Bekräftigung aller Gelübde und Verträge war der „Handschlag“. Durch ihn verbanden beide Teile ihre Gewalt gegenseitig; daher die mittelalterlichen Ausdrücke, die heute noch gebräuchlich sind: „hant slac“, „hant in hant geloben“. „Handgeld“, auch „Gottespfennig“ genannt, wird noch heute gegeben und ist das Sinnbild und Pfand der Eingehung einer Verbindlichkeit bei Kauf und Miete. Wer „Handgeld“ genommen, ist verpflichtet, die eingegangene Bedingung zu halten. „Gottespfennig festigt den Kauf“, sagte ein altes Rechtssprichwort. Das Handgeld hieß früher auch „Weinkauf“, ahd. „wincop“, d. i. ein vor einem Zeugen („win“) [der Stamm von „gewinnen“] abgeschlossener Kauf. Als man später „wincop“ nicht mehr verstand, bezog man das Wort auf das nach Abschluß des Vertrages übliche Trinken und nannte dieses „Weinkauf“ (mundartlich: „Winkoff“). Auch „tote Hand“ hat in dem Recht bis heute noch eine Bedeutung. Man verstand darunter ursprünglich das Gut eines Leibeigenen, über welches er für den Fall des Todes nicht selbständig verfügen konnte, das vielmehr seinem Herrn anheimfiel. Bald erweiterte man den Begriff dahin, daß man auch einzelne Leistungen darunter verstand, welche an dem Gute eines ohne Nachkommenschaft verstorbenen Mannes hafteten. Dann übertrug man diesen Begriff auf alle solche Güter, bei denen irgendwie einem dritten dauernde Leistungen geschuldet wurden und endlich auf Güter der Kirche und der Klöster, weil weder der zeitige Bischof, noch der Abt des Klosters über diese Güter ein Recht der Verpfändung und Veräußerung hatte. Diese Güter waren für ihn nicht lebendig, konnten nicht in den allgemeinen Verkehr zurückgeführt werden, und darum nannte man sie die „tote Hand“.

Traf jemand sein Vieh in fremdem Besitz, so mußte er, um es wieder zu erlangen, die Hand darauf legen, und so nennen wir die Beschlagnahme eines Gegenstandes noch heute: „die Hand darauf legen“.

Zum Schlusse dieses Abschnittes sei noch der Redewendung: „den kürzeren ziehen“ gedacht, weil sie den Übergang zu dem folgenden Abschnitte bildet. In dem alten Rechtsleben spielte der Stroh- oder Grashalm eine nicht unbedeutende Rolle. Beim Losen zählte man entweder die Knoten desselben, um durch den letzten irgend eine Antwort, eine bejahende oder verneinende, zu erhalten; oder man ließ aus einem Bündel ungleich langer Strohhalme einen herausziehen. Der längere brachte dem Ziehenden Vorteil, der kürzere dagegen Nachteil. Diese letztere Weise

zu losen hieß früher „daz græselîn ziehen“. In einem Liede in „Laßbergs Liedersaal“ heißt es:

„Sô ziehe wir zwei græselîn . . .
Ich mach einz kurz, das ander lanc:
Werderz will nû ziehen an
Daz lenger sol gewunnen hân.“

Ja, selbst als eine Art Ordale[1]) wurde das Halmziehen früher betrachtet, indem die streitenden Teile wichtige Rechtsfragen dadurch entschieden, daß sie aus einem Strohdache oder Strohschober Halme zogen[2]). Noch findet bei der spielenden Jugend, um die Reihenfolge oder irgend ein Vorrecht beim Spiel festzustellen, das Halm- oder Hölzchenziehen Anwendung. In manchen Gegenden werden bei einer Art von Kegelspiel, dem sogenannten Partel-(Partei) oder Kampfspiel, die sich gegenüber zu stehen kommenden Spieler durch Ziehen von Halmen oder Streichhölzchen bezeichnet. Und so ist denn auch die Redensart späterhin von dem alten Rechtsgebrauche auf den Kampf übertragen worden.

Ein bezeichnendes Beispiel für diese Übertragung gibt Zincgref in seinem Werke „Teutscher Nation Apophthegmata“ (Denksprüche), wenn er von Markgraf Albrecht von Brandenburg, auf die Schlacht von Sievershausen anspielend, sagt: „Als er mit Churfürst Moritz von Sachsen den kürtzeren gezogen, flohe er nach Hannover und sagte: Er hätte einen Karren umbgeworfen, müßte sehen, wie er einen Wagen wieder aufrichtete.“ Hier blickt die Vorstellung des gemeinschaftlichen Halmziehens der beiden Helden, die sich in der Schlacht gegenüberstanden, noch ganz deutlich durch. (Mitgeteilt von Rick „Rhein. Westf. Schulztg., 8. Jahrg. in Beilage Nr. 6“.)

3. Das Ritter- und das Kriegsleben.

Das Sinnbild der Herausforderung zum ritterlichen Zweikampfe lebt noch fort in der Wendung: „einem den Handschuh hinwerfen“, d. i. den Frieden aufkündigen, zum Kampfe auffordern. Die Wichtigkeit der Hand für alle Rechtshandlungen,

[1]) So scheint es auch Geiler von Kaisersberg zu betrachten, wenn er in seinen Predigten über Sebastian Brants Narrenschiff sagt: „Unser leben ist nüt anders dan das helme ziehen, einer wont (wähnt), er wel ein vast lang helmle ziehen, so würt eim etwan das allerkürzest.“

[2]) Eine solche Lösung einer Streitfrage ist z. B. noch in einer Urkunde vom Jahre 1403 vorgesehen.

habe ich in dem vorhergehenden Abschnitte berührt. Der Handschuh aber, ein notwendiges Stück der ritterlichen Bekleidung, galt als der rechtliche Vertreter der Hand selbst. Er war nicht nur ein Sinnbild des Rechts, sondern auch der Würde und Macht. Wenn der deutsche König einen Ritter mit einem Besitztum belohnen, oder einer Stadt das Münz- oder Marktrecht verleihen wollte, so sandte er, reichte dar oder warf er den Handschuh hin. Wie er den Handschuh auszog und ablegte, so begab er sich des übertragenen Gutes und Rechtes.

An die Verteidigung einer Burg erinnert die Redensart: „in die Bresche treten", d. h. bei einer Gefahr, die über mehrere einbricht, die Hauptarbeit des Schützens, des Beschirmens auf sich nehmen. War eine Öffnung, ein Riß in die Mauer geschlagen oder Bresche gelegt, so galt es, hier vor allem festzustehen und dem Eindringen des Feindes zu wehren. Goethe sagt: „Eine Bresche ist jeder Tag, die viele Menschen erstürmen."

Wie die Belagerten auf die drängenden Belagerer von Zeit zu Zeit „einen Ausfall machen", einen heftigen Angriff, so auch wir im Reden und Schreiben auf einen Gegner. Und wenn wir dem Stichelredner wehren wollen, sagen wir: Sei doch nicht so „ausfallend".

Vor allem haben die Turniere, jene glänzenden Kampfspiele einer ritterlichen Zeit, unserer Sprache viele Wendungen und Ausdrücke geschenkt, die heute noch in ihr fortleben. Der Turnierplatz war von Schranken umschlossen, und nur derjenige konnte sich an dem Kampfe beteiligen, der über die Schranken hereintrat, davon gibt unsere Sprache noch Kunde in den Ausdrücken: „für einen eintreten", „für etwas einstehen", „für jemand in die Schranken treten", „einen in die Schranken fordern". Schiller in „Don Carlos": „Arm in Arm mit dir, so fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken". Auch bei den Weiterbildungen: „einschränken", „verschränken", „schrankenlos" schwebte ursprünglich meist noch der umhegte Turnierplatz vor.

Bei den ritterlichen Turnierkämpfen kam es darauf an, den Gegner bügellos zu machen, ihn aus dem Sattel zu heben, auf den Sand, womit die Arena belegt war, zu strecken, ihn auszustechen. Das sagen uns die Redensarten: „aus dem Sattel heben", „einen auf den Sand setzen", „einen ausstechen", d. h. so viel als besiegen, mit einem etwas spöttischen Nebenbegriff.

Der im Kampfe Gefallene wurde von dem Aufseher des

Kampfspiels (dem griezwart) durch eine Stange (auch Baum genannt) vor weiterer Gefahr, vor dem verbotenen Nachstoßen geschützt. „Einem die Stange halten", heißt also so viel, wie einen in Schutz nehmen gegen unbillige Angriffe. Auch die Familiennamen Stangler, Stengler haben hier ihren Ursprung. Der Besiegte lag entweder mit dem Gesichte oder mit dem Rücken auf der Erde. Im ersteren Falle setzte der Sieger seinen Fuß auf den Nacken, in letzterem auf die Brust des Überwundenen, zum Zeichen der vollen Unterdrückung; der Daliegende war der Sklave des Siegers. Daher die Redensart: „einem den Fuß auf den Nacken oder die Brust setzen".

An das Turnierleben erinnern ferner: „für jemanden eine Lanze brechen", „für einen eine Lanze einlegen", d. h. mutig für ihn eintreten; „Stellung nehmen", „Stich halten", „einem die Spitze bieten", d. h. die Spitze des Schwertes entgegenhalten, durch den Kampf eine Entscheidung herbeiführen, zum äußersten Mittel greifen; „den Spieß umkehren", „die Oberhand behalten", dadurch, daß der Sieger die Hand über den Besiegten hält; „entrüstet sein", d. h. unwillig sein, ein Ausdruck, der ursprünglich bedeutete, dem Sieger alles, selbst die Rüstung herausgeben. Daß der Besiegte darüber ungehalten war, läßt sich begreifen. Wer über einen „entrüstet" ist, erscheint also in einer solchen Lage, wie der Ritter, dem die Rüstung abgenommen worden ist.

Das Stichblatt in der Wendung: „zum Stichblatt dienen" ist die Stahlplatte über dem Degengefäß, die zum Schutze der Hand dient. Ein ähnliches, ebenfalls kriegerisches Bild enthält das Wort „Zielscheibe".

Manche von den Wörtern, die an die Zeit erinnern, da das Reiten das augenfällige Kennzeichen des höheren Standes, des Ritterstandes war, sind so allgemein sprachüblich geworden, daß man ihnen das Bild kaum noch anhört. So ist es z. B. mit den Wörtern: „zügellos" und „spornstreichs". Und wie „zügeln" und „spornen" zu den alltäglichen Bildern gehören, so wird auch „reiten", das früher der Ausdruck für Turniere veranstalten, ritterliche Übungen zu Pferde treiben, üblich war, in vielen übertragenen Wendungen gebraucht, z. B. „einen ins Elend, in den Sumpf, in die Tinte reiten", „sich verreiten", „auf einer Sache reiten", „einem sein Steckenpferd vorreiten" u. a.

Auch das Wort „stechen" war in alter Zeit in dem Sinne, wie früher „reiten", allgemein gebräuchlich, z. B. „und stachen

die vom Augsburg all unter iren wappen". Es lebt noch fort in „stechen", „einen Stich machen", „jemand ausstechen", „abstechen", d. i. unfähig zum weiteren Kampfe machen. Die vielgebrauchte Wendung: „einen im Stiche lassen", erinnert an das Preisgeben eines Ritters, der beim „gestech" (Turnier) den kürzeren gezogen hat[1]). „Das ist nicht gehauen und nicht gestochen" ist ein unwilliger Tadel des Fechtlehrers (schirmmeister) beim „turnei durch lernen", wenn der Schüler nicht reinlich zwischen Hieb- und Stoßbewegung scheidet.

Ein ritterliches Bild ist auch der Ausdruck: „aus dem Stegreif", d. h. ohne Vorbereitung sprechen. Der Stegreif ist das alte Wort für Steigbügel. Die Redensart erklärt sich daraus, daß die Raubritter sich zu ihren Zügen nicht erst lange vorbereiteten, sondern sich sofort, wenn sie einen Reisenden auf der Landstraße daherziehen sahen, in den Sattel schwangen und über ihn herfielen. „Sich nern ûz dem stëge-reif" hieß es im Mittelalter, d. h. ohne Arbeit, durch Räuberei sich den Unterhalt verschaffen. „Einem den Steigbügel halten" ist als Bild kriechender Demut bekannt.

Die Redensart: „der ist gut beschlagen", deutet auf den zur Reise gerüsteten Ritter, der sein Roß für einen weiten Ritt hat neu beschlagen lassen. „Vernagelt sein" mag wohl auch zuerst von einem ungeschickt beschlagenen Pferde gebraucht und erst von da auf geistige Unfähigkeit übertragen worden sein[2]).

---

[1]) Gegen diese alte Erklärung der Redewendung: „einen im Stiche lassen" sind in letzter Zeit Einwendungen erhoben worden. Von verschiedener Seite wurde versucht, diese Redensart auf einen Vorgang im Fuhrmannsleben zurückzuführen. In dem gebirgigen Mittel- und Süddeutschland, sowie in Tirol versteht man unter „Stich" — darunter sich hier die mundartliche Form Stieg (gesprochen Sti[e]ch) verbirgt — eine besonders steile Wegstelle, die der Fuhrmann in der Regel nur mit Vorspann überwinden kann. Gewöhnlich fahren mehrere Gefährte zusammen und leisten einander Vorspanndienste. Dabei spannt dann manchmal der Vorspanner, wenn der erste Wagen oben ankommt, die Pferde rasch ab und bringt sie wieder zurück zum eigenen Wagen, sieht sich aber vom Gefährten, der nun ihm helfen soll, statt dessen aber davonfährt, im Stich gelassen. — Diese aus der lebendigen Anschauung gebotene Erklärung, meint Prof. Dr. Matthias, verdient in Erwägung gezogen zu werden; empfiehlt sie sich doch schon dadurch, daß sie die Verbindung der Redensart „im Stiche lassen" mit Person oder Sache gleich ungezwungen erklärt. (Vgl. die Nrn. 6 u. 10 der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins des 19. Jahrg. 1904.)

[2]) Ein buchstäbliches „Vernageln" aber findet bei den Kanonen statt, indem ein eiserner Nagel in das Zündloch geschlagen wird, um sie unbrauchbar zu machen.

Die Wendung: „er ist gestiefelt und gespornt“, erinnert uns ebenfalls an den zur Reise gerüsteten Ritter. Dabei ist an die hohen Reiterstiefel mit den mächtigen Pfundsporen zu denken, wie wir sie auf spätmittelalterlichen Bildern gerüsteter Ritter sehen. Wir sind uns im Sprechen so wenig der ursprünglichen Bedeutung bewußt, daß einer, der eben den feinsten Ballanzug angelegt hat, sagen kann: jetzt bin ich gestiefelt und gespornt. — Sporen, zumal goldene, waren ein Zeichen der Ritterwürde, sie wurden beim Ritterschlage dem jungen Ritter feierlichst überreicht; daher „sich die Sporen verdienen“.

An die Turnierspiele, bei welchen die Ritter näher aneinander heran- oder weiter voneinander liefen, wenn sie miteinander kämpften, erinnert die Wendung: „übel anlaufen“. Auch „anrennen“ und „umrennen“ galten ursprünglich nur vom Reiter. Der Turniersprache entstammt sodann weiterhin das Wort „fehlen“ (mhd. vælen), für vorbeistoßen, einen Fehlstoß tun.

Das Anprallen der Ritter gegeneinander hieß „hurten“, ein Wort, das uns bis auf das davon abgeleitete und verblaßte „hurtig“ verloren gegangen ist. Auch „hübsch“ hat im Laufe der Zeit seine ursprüngliche Bedeutung eingebüßt[1]). Früher war es nur eine Nebenform zu hövesch und bewahrte in seiner Anwendung durchaus den Zusammenhang mit „Hof“: „hövesche zucht“ war das Lebensideal des mittelalterlichen Ritters. Die frühere stolze Bezeichnung „schuften“, für galoppieren, ist in seiner ursprünglichen Bedeutung ebenfalls gesunken, heute hat es nur mehr den Sinn von: „sich anstrengen“, „hart arbeiten“ angenommen.

An das **Kriegsleben** einer späteren Zeit werden wir durch die Redensarten erinnert: „einen über die Klinge springen lassen“, nämlich den Kopf, der durch einen Hieb vom Rumpfe getrennt, über die Klinge hüpft, „einen vor seine Klinge fordern“, d. h. zum Zweikampf mit dem Schwert, „eine gute Klinge schlagen“. Letztere Wendung aber bedeutet im gewöhnlichen Leben, beim Essen tapfer einhauen (das Messer wird als Schwert gedacht).

„In Harnisch geraten“ stammt aus der Zeit des 16. Jahrhunderts, wo noch der Bürger seinen Harnisch und seine Waffen bereit haben mußte und dem Rate der Stadt selbst dafür verantwortlich war. Wer den Harnisch, der neben Helm und Schild

---

[1]) In Thüringen hat sich noch die alte Bedeutung erhalten, dort ist ein „hübscher“ Mann ein netter, liebenswürdiger, höflicher Mann.

das Hauptstück der Rüstung war, anlegte, zog wut- und zornentbrannt in den Kampf. Aus dieser Zeit ist auch die Wendung: „sich mit Geduld wappnen" hergenommen; eigentlich mit Geduld bewaffnen, wie man den Harnisch und die Waffen anlegte, um gegen den Feind zu kämpfen.

Aus dem Soldatenleben stammt die Redensart: „die Flinte ins Korn werfen", d. h. mutlos das Kämpfen und Ringen um eine Sache aufgeben, am Gelingen derselben verzweifeln. Ein Hasenfuß von einem Soldaten ergreift nach verlorner Schlacht eiligst die Flucht und wirft, weil er mutlos den Kampf aufgibt, die Flinte ins bergende Korn, weniger deshalb, um sie bei Gelegenheit wiederzuholen, als vielmehr, um ungehindert entfliehen und sich für einen gar nicht am Kampfe Beteiligten ausgeben zu können.

Das bekannte Wort „Zapfenstreich", d. i. die am Vorabende eines vaterländischen Festes gespielte Militärmusik, erinnert an die Zeit des Dreißigjährigen Krieges; es wurde von Wallenstein eingeführt, um den nächtlichen Zechgelagen der Soldaten zu steuern. Zu einer bestimmten Stunde (9 Uhr abends) mußten auf ein Zeichen die Marketender den Zapfen ihrer Fässer streichen, d. i. zuschlagen. Um jede unerlaubte Öffnung des Fasses zu verhüten, mußte der Profoß einen Streich (streg) mit Rotstift über die Tonne und den eingeschlagenen Zapfen ziehen. Daran denken wir aber bei dem Gebrauche jenes Wortes nicht mehr. Die damalige und die heutige Handlung sind verschieden; gemeinsam ist ihnen die Zeit, der Abend.

Auch das Wort „Kommißbrot" führt uns in das Wallensteinsche Heer. Damit seine Soldaten ihr Brot pünktlich erhielten, bildete Wallenstein Kommissionen zu seiner Verteilung. Daher wurde dieses Brot Kommissionsbrot genannt, woraus im Laufe der Zeit unser „Kommißbrot" geworden ist.

Aus der Zeit des Bauernkrieges stammt das Wort „Rädelsführer". Die aufständigen Bauern aus Süddeutschland nahmen als Wappenbild auf ihren Fahnen das Pflugrad (das Rädel) und schwuren, ungetrennt zu bleiben wie die Speichen des als Bundeszeichen erwählten Rädels. An das Rad und seine Bedeutung denken wir freilich heute nicht mehr, meinen aber mit Rädelsführer, durchaus richtig, die Anstifter und Anführer ungesetzlicher Handlungen.

Unsrem jetzigen Kriegsleben entstammen die Ausdrücke: „Musterung halten", „von der Picke auf dienen", „die Pioniere der Kultur", „das Panier", „der Hintermann",

„in Reih und Glied", „Fühlung haben", „bei Gewehr und Fuß", „einschwenken", „Schritt halten", „auf dem Posten sein", „aufmarschieren", „an der Spitze marschieren", „einem den Marsch blasen"; „das Pulver trocken halten", „auf einem Pulverfaß sitzen", „die Lach- und Beifallssalven", „Parade machen", „parieren", „das Lauffeuer" (bei dem einer rasch nach dem andern schießt), „in den Schuß kommen", „sich decken", „sich eine Blöße geben"; „das Kanonenfieber", „Front machen gegen jemand", „zwischen zwei Feuer kommen", „ins Hintertreffen geraten", „die Fahne hochhalten", „die Hurrastimmung" u. a. (Behaghel, Deutsche Sprache, II. Aufl.)

4. Sitten und Gebräuche.

Wie den ritterlichen Kampfspielen, so haben wir auch den ritterlichen Sitten und Gebräuchen eine Reihe von übertragenen Wendungen zu verdanken. Nach einer alten germanischen Sitte wurde der neuerwählte Fürst auf den Schild erhoben und, um von jedermann besser gesehen zu werden, dreimal im Kreise des versammelten Volkes herumgetragen, das durch Handschlag seinen Beifall zu erkennen gab. An diesen Brauch erinnert noch die Redensart: „jemand auf den Schild erheben", d. h. „jemand zum Führer einer Bewegung machen".

Zur Zeit der Turniere mußte jeder Ritter an seiner Rüstung, vor allem an seinem Schilde ein besonderes Zeichen tragen, das in der Regel gemalt war, und durch welches sinnbildlich der eigentliche Zweck des Kampfes angedeutet wurde. Wenn z. B. der eine Ritter eine Rose, eine Lilie oder Tulpe als Bild im Schilde hatte, sein Gegner aber einen Bären, Tiger, Wolf, so ersah man daraus, wie und warum gefochten werden sollte. Daher sagt man noch heute von einem Menschen, dessen Verhalten auf irgend eine Absicht schließen läßt: „er hat nichts Gutes (nichts Böses) im Schilde". Nach der Fechtsitte hat man vor einem Spiegel die eigenen Fechtübungen — die man also nicht ernsthaft auffaßte — beobachtet und dadurch den Ausdruck „Spiegelfechterei" geprägt. Auch „einen abführen", d. h. einen kampfunfähig machen, ist auf diese Sitte zurückzuführen.

Die Unsitte, Schuhe von ungeheurer Länge mit zurückgebogenem Schnabel zu tragen, wurde auch von dem immer mehr aufblühenden Bürgerstande, der in äußerem Glanze dem Ritter-

tum in nichts zurückstehen wollte, nachgeahmt, und hielt sich trotz aller Belehrungen und Verordnungen von geistlichen und weltlichen Behörden bis ins 16. Jahrhundert hinein. Von dieser Modetorheit ist heute nur mehr die Redensart: „auf großem Fuße leben" (Aufwand treiben) übrig geblieben.

Von einer anderen mittelalterlichen Sitte stammt die Redensart: „einem das Wasser nicht reichen". Nach derselben mußte man sich, da die zugeschnittenen Speisen damals meistens mit den Fingern — die Gabel war ein noch unbekanntes Tischgerät — zum Munde geführt wurden, vor und nach der Mahlzeit die Hände waschen. Bei großen Gastmählern wurde durch lautes Zurufen das Zeichen gegeben, daß jeder der Gäste an seinen Platz sich begebe und da warte, bis die Reihe des Händewaschens an ihn komme. Ein Edelknappe hielt dem Gaste eine Schüssel vor und goß aus einem Gefäße Wasser über dessen Hände, die dieser mit einem Handtuche abtrocknete, das um die Schultern des Edelknappen hing. „Einem das Wasser nicht reichen", heißt also eigentlich: nicht wert sein, Knappen- oder Knechtsdienste zu verrichten. Späterhin hat die Redensart den Sinn angenommen, nicht so tüchtig, klug und erfahren sein wie ein anderer.

An ein höfisches Mahl werden wir auch durch die Wendung: „die Tafel aufheben", erinnert. Nach altem Gebrauche wurden in der Tat die Tische von den Dienern aufgehoben und aus dem Saale getragen, wie ja heutzutage noch, wenn in demselben Raume getanzt wird.

„Das Tischtuch zerschneiden" war eine Sitte, die bei Verwandten und Freunden gebräuchlich war, wenn sie sich entzweiten. So zerschnitt Graf Eberhard der Greiner beim Mittagsmahle das Tischtuch, als sein Sohn Ulrich die Schlacht bei Reutlingen 1377 verloren hatte.

Uhland erzählt in der „Schlacht bei Reutlingen" in Strophe 21:

„Als nun von seinen Wunden Graf Ulrich ausgeheilt,
Da reitet er nach Stuttgart, er hat nicht sehr geeilt;
Er trifft den alten Vater allein am Mittagsmahl;
Ein frostiger Willkommen! kein Wort ertönt im Saal.

Dem Vater gegenüber sitzt Ulrich an dem Tisch,
Er schlägt die Augen nieder, man bringt ihm Wein und Fisch;
Da faßt der Greis ein Messer und spricht kein Wort dabei,
Und schneidet zwischen beiden das Tafeltuch entzwei."

An die frühere Sitte des Beschenkens werden wir durch

den Ausdruck „Angebinde“ erinnert. Dem Beschenkten wurden Blumensträuße und Geschenke an den Arm oder an den Hals gebunden. Schickte man zum Geburtstage Geschenke aus der Ferne, so versäumte man nicht, in dem Briefe das zum Anbinden gehörige Band oder Schnürlein einzulegen. Wenn ein Brief selbst nur Glückwünsche enthielt, so fügte man doch das Band bei und nannte solche Briefe „Anbindebrieflein“. Auch die Wendungen: „mit jemandem anbinden“ und „jemandem etwas aufbinden“ dürften in dieser Sitte ihre Erklärung finden.

Zuzeiten Karls des Großen war es Brauch, daß sich der Bittende vor demjenigen, der die Bitte erfüllen sollte, niederwarf, niederlegte; daher die Wendung ein „Anliegen vorbringen“.

In ländlichen Haushaltungen hing in alter Zeit neben dem hölzernen Salzgefäß ein Korb mit dem Hausbrot, das jedem stets zugänglich war. Keine Hausfrau hätte es gewagt, der Magd oder dem Knechte den Brotkorb durch Höherhängen unerreichbar zu machen; das hätte ihr zur ewigen Schande gereicht. Nur bei offenbarer Vergeudung wurde gedroht „den Brotkorb höher zu hängen“.

An die alte sinnbildliche Sitte, daß man früher bei Neubauten einen Hund in das Fundament vergrub, um das Haus sinnbildlich unter treue Wacht und Obhut zu stellen, erinnert die Redensart: „da liegt der Hund begraben“, deren ursprünglicher Sinn ist: das ist der Kern der Sache, worauf es ankommt.

Die Redensart „Manschetten haben“, d. h. Sorge, Furcht, Angst vor einer Sache haben, hat ihren Grund in der Sitte, daß in der sogenannten Zopfzeit an den Hemdärmeln weit über die Hände fallende, oft sehr kostbare Spitzen und Kragen getragen wurden, welche man Manschetten nannte. Sogar Soldaten, namentlich Offiziere und Adelige, liebten diese Sitte. Da die Manschetten aber beim Gebrauche der Waffen sehr hinderlich waren und durch diese litten, so war man sehr besorgt und ängstlich um jene, ja die Furcht, dieselben zu beschädigen, war oft sehr groß. Daher kam diese Sitte bei den echten Soldatennaturen in Verruf, und diejenigen, welche dieselben beibehielten, galten nicht bloß als Zierbengel, sondern auch als Feiglinge.

Zur Zeit unsrer Altvordern war es Sitte, daß die Stadttore bei einbrechender Dunkelheit geschlossen zu werden pflegten. Wer damals bei sinkendem Tage noch einen Ausflug ins Freie wagte, der tat gut daran, sich noch frühzeitig an diesen Vorgang zu erinnern, um „noch vor Toresschluß“ wieder hinter den Mauern zu sein und nicht noch eine besondere Gebühr für den

Einlaß entrichten zu müssen. Heute haben die meisten Städte zwar keine eigentlichen Tore mehr, die Redensart aber lebt zur Bezeichnung eines zwar noch rechtzeitig, jedoch im letzten Augenblicke erfolgenden Erscheinens im Volksmunde weiter. (Vgl. Günther, Rechtsaltertümer.)

Mit dem allmählichen, aber steten Verfall des Rittertums fand das nationale Leben in dem mächtig aufblühenden Bürgertum der Städte eine liebevolle Aufnahme und Pflege. Um jederzeit sein städtisches Gemeinwesen und Zunftrecht verteidigen zu können, übte sich der mittelalterliche Bürger in den Waffen. Dieser anfängliche Gebrauch wurde nach und nach eine notwendige Pflicht für ihn, der er mit großem Eifer nachkam. Denn auf seine Wehrhaftigkeit bildete er sich nämlich nicht wenig ein und legte sich mit Stolz den Namen „Spießbürger“ bei, d. i. ein Bürger, der zum Führen eines Spießes berechtigt und verpflichtet war. Erst später, als man noch mit schwerfälliger Zähigkeit an der veralteten Art kriegerischer Ausrüstung festhielt, nämlich zu einer Zeit, wo außerhalb der Stadtwälle schon die Feuerwaffen weite Verbreitung gefunden hatten, erfuhr der Ehrenname „Spießbürger“ eine Herabsetzung und wurde sogar zum Spottnamen.

Auch das „kluge“ Wort „Zweck“ führt uns zurück in das mittelalterliche Städteleben mit seinen Volksfesten und Gebräuchen. Es ist der Schützensprache entlehnt und bezeichnet den in der Mitte der Schützenscheibe angebrachten, ein wenig hervortretenden Nagel. Diesen Zweck aber mit dem Bolzen zu treffen (daher: „trefflich, vortrefflich“) oder, wie es auch hieß, den „Zweckschuß“ zu tun, um dann als Sieger bei dem „Zweckessen“ gefeiert zu werden, war das Ziel, das Streben eines jeden Schützen. Es hieß also ursprünglich: nach dem Zwecke zielen oder streben. Diese engere Bedeutung hat sich im Laufe der Zeit so verallgemeinert, daß die ursprüngliche sinnliche Bedeutung gänzlich verwischt ist. Nur in „Schuhzwecke“ und „Zeichenzwecke“ lebt der ursprüngliche Sinn noch fort. Auch die Ausdrücke „den Zweck verfehlen“, „etwas bezwecken“, „zwecklos“, haben den Zweck in der Schützenscheibe zum Hintergrund; während „den Zweck erfüllen“ und „zweckvoll“ auf den Schützengebrauch zurückgeht, die Bolzen in dem Zwecke stecken zu lassen, so lange eine Abteilung schoß. Nach einer zu beobachtenden Vorschrift durfte im Schützenraum, gewöhnlich Stand genannt, nur freihändig und sitzend geschossen werden. Dieser Gebrauch klingt noch in den Wendungen „sich in den Stand

setzen", „im stande sein", d. h. sich schußbereit machen oder sein, wieder.

Zum sicheren Zielen diente bei der Armbrust oder bei dem immer mehr in Gebrauch kommenden Feuerrohr eine kleine Erhöhung oben auf dem Laufe, nicht weit von der Mündung, das sogenannte Richtkorn, auch „Absehen" genannt (daher unser „Absicht"). Das Absehen mußte genau auf den Zweck in der Scheibe gerichtet werden, wenn der Bolzen oder die Kugel ihr Ziel treffen sollte. Das ist der sinnliche Hintergrund unsrer Wendungen: „es auf einen abgesehen haben" und „einen auf das Korn nehmen". Am unteren Teile der Waffe war noch ein Visier mit einem dünnen Einschnitt oder auch wohl nur ein Einschnitt, ein Strich der Länge nach auf dem Laufe angebracht. Daher die gleichsinnige Wendung „einen auf dem Striche haben". Auch die Redensarten „ins Schwarze treffen" und „den Vogel abschießen" sind der Schützensprache entnommen; und mit ihnen haben wir schon die Sprachmünzen berührt, die den verschiedenen Berufszweigen ihr Dasein verdanken.

5. Das Berufsleben.

Die alten Volksfeste zogen nicht nur eine vergnügungssüchtige Volksmenge, sondern auch manchen „ehrsamen Künstler" von zweifelhaftem Rufe herbei, der seine Kunst für Geld vor dem zusammenströmenden Volke, das an belustigenden und aufregenden Schaustellungen so gerne sich ergötzte, sehen ließ. Die Riemenstecher, die als „betrügerische Landläufer" einen Riemen mit gemachten Krümmen zusammenrollten und andere darein stechen ließen, verstanden es meisterlich, das dumme Volk so zu täuschen, daß der Stich daneben ging. Unser „Durchstecherei treiben" erinnert noch an die saubere Kunst.

In der Nähe dieses edlen Gaukelkünstlers stand auf seiner Tribüne im goldbordierten Scharlachrock und in mächtiger Allonge-Perücke, der bebrillte, weltberühmte Doktor Paffnuzius oder Schnauzius Rabuntius von Neapolis, welcher alle Sorten Morrisscher und Strahlscher Pillen, alle Revalentas und Malzextrakte seines Zeitalters in marktschreierischer Weise feilbot, daneben schadhafte Zähne mittels der Kneipzange oder des Schlüssels ganz delikat ausbrach und sonstige Operationen hinter dem diskreten Vorhange im Hintergrunde verrichtete. Währenddessen erhielt sein kreischender Diener, der buntgefleckte Hanswurst, durch seine verteufelten Späße ein hochlöbliches Publikum dergestalt

im schallendsten Gelächter, daß es das Angstgeschrei und Schmerzgeheul der gepeinigten Patienten vollkommen übertönte und stets neue Schlachtopfer — wahre Schafe — ins Netz lockte. An diese Quacksalbersitte erinnert nur mehr die Redensart: „schreien wie ein Zahnbrecher".

Wo die Vornehmsten unter der Künstlerschar, die paukenden Klopfechter, oder wie sie sich rätselhaft nannten: „St. Markus- und Lukasbrüder, Freifechter von der Feder, Fechtmeister von St. Marko und Löwenberg, und angelobte Meister des langen Schwerts von Greifenfels", die sich tatsächlich durch die Welt „schlugen", ihre Kunst ausübten, da strömte alles in hellen Haufen hin. Nach altem Gebrauche wurden die Waffen, ehe die „Vorstellung" begann, auf den Boden gelegt. Das Los bestimmte, wer zuerst die Waffe zum Kampfe aufnehmen durfte. Wie bei allen Handlungen dieser Markusbrüder, so wurde auch bei diesem Aufheben eine besonders feierliche Form beobachtet, um das schaulustige Volk in eine gewisse Spannung zu versetzen. Dieser Gebrauch lebt noch in den Redensarten: „es mit jemanden aufnehmen" und „viel Aufhebens machen" weiter. (Vgl. Dr. O. Beneke „Von unehrlichen Leuten", II. Aufl. S. 57 u. 59.)

Nach dem Dreißigjährigen Kriege, der auch den deutschen Handwerkerstand an den Rand des Verderbens gebracht hatte, haben nicht selten auch Handwerksburschen, namentlich solche, die in dieser verwilderten Zeit keine berufsmäßige Beschäftigung finden konnten, der Fechtkunst als „brotbringende" Kunst obgelegen, und sie in Städten und Dörfern vor den Türen gegen einen „Zehrpfennig" gezeigt. An diese ursprüngliche Bedeutung von „fechten" denken wir heute nicht mehr; „fechtende" Handwerksburschen sind nach dem jetzigen Sprachgebrauche „bettelnde" Gesellen, auch „Stromer" genannt, weil sie wohl wie ein Strom das Land überfluten. Im Rotwelsch, der Bettlersprache des 14. Jahrhunderts, bedeutete es „Kehlabschneider".

Die Redensart: „einen über den Löffel barbieren" stammt von den Dorfbarbieren des 17. und 18. Jahrhunderts, die in der Kunst des Rasierens ihren städtischen Kollegen weit nachstanden. Damit sich die eingefallenen und faltenreichen Wangen ihrer Bauern besser rasieren ließen, steckte der „Bartscher" seinen Kunden einen Löffel in den Mund, damit sich die Backe wölbe. Die Redensart bedeutete früher, einen behandeln wie einen Bauer, auf den man wenig Rücksicht nimmt. Später nahm sie den Sinn des Betrügens an. — An die Barbierstube alter Zeit, wo das Bart- und Haarscheren nicht so sanft abging,

dem „armen Opfer" vielmehr Tränen und Stoßseufzer auspreßte, erinnert auch der abwehrende Ausdruck: „laß mich ungeschoren"[1])! „Alles über einen Kamm scheren" hat seinen Ursprung ebenfalls in einer Haarschneidestube.

An den Scherenschleifer haben wir zu denken, wenn wir von „ungeschliffenen" Menschen reden. Es fehlt hier jene Bearbeitung durch gleitendes Reiben, welche Glätte und Glanz (bei einem Messer) hervorbringt.

Von dem Bergmannsleder, jenem halbrund geschnittenen Leder, auf dem der Bergmann bei seiner harten Arbeit sitzt, stammt der Ausdruck: „einem auf dem Leder sitzen", also dicht neben dem arbeitenden Bergmann sitzen; daher: jemand bei seiner Arbeit fortwährend streng beaufsichtigen.

Das Bild: „einem das Leder gerben", d. h. ihn durchprügeln, ist der Berufstätigkeit des Gerbers und Lederarbeiters entnommen.

Einem Kaufmannsbrauche verdankt die Redeweise: „er ist ein Ausbund", seine Entstehung. Warenstücke, die als Proben für die Güte des Eingebundenen sprechen sollten, wurden nach außen auf den Ballen gebunden. Da dieser „Ausbund" häufig auf Täuschung berechnet war, so wird mit dem Ausdrucke heute das denkbare Schlechteste, das Verächtlichste bezeichnet.

Von der schwarzgefärbten Zimmermannsschnur, welche gespannt und dann auf einen Balken niedergeschwirrt wird, um die Linie zu bezeichnen, über die nicht gehauen werden darf, ist die oft gebrauchte Wendung: „über die Schnur hauen" entlehnt[2]). Wer über dieselbe haut, richtet Schaden an. Hieraus ergibt sich die übertragene Bedeutung: die gesteckte Schranke nicht im Auge behalten, etwas tun, was gegen die Ordnung ist.

„Einem etwas pfeifen oder auch vorpfeifen", „alle Pfiffe und Schliche kennen", gehen auf die Lockpfeife des Vogelstellers zurück, mit welcher er die Stimmen der Vögel nachzuahmen sucht, die er in seinem Garne zu fangen wünscht. An das Stellen der Leimruten, des Garnes und des klemmenden Holzes (Sprenkel), das die Vögel fangen soll, erinnern die Ausdrücke: „auf den Leim gehen", „ins Garn gehen", „in

---

[1]) Der Ausdruck kann auch in der schimpflichen Strafe des Abschneidens der Haare, welches die Ausstoßung aus dem Stande der Freien zur Folge hatte, ihren Grund haben.

[2]) Die Redensart ist schon bei Hans Rosenblüt im 15. Jahrhundert belegt und, nach zuverlässigen Anzeichen zu schließen, auch früher schon im Gebrauche gewesen.

der Klemme sein" und „nachstellen" (Nachstellungen bereiten). Goethe im „Faust":

„Ich habe dir nicht ‚nachgestellt',
Bist du doch selbst ins ‚Garn gegangen'."

„Jemandem eine Falle stellen" und „in die Falle gehen" haben denselben Ursprung.

Besonders hat die „lustige Jägerei" unsere Sprache durch manche jetzt bildlich gebrauchte Wendung bereichert. „Sich drücken", d. h. sich heimlich entfernen, still eines Auftrags sich entziehen, ist von dem Wild genommen, das sich auf die Erde niederlegt, wenn es den Jäger wittert, um dessen Blicken zu entgehen. — Noch sicherer ist das Wild, wenn es vor dem verfolgenden Jäger in ein Feld Wicken geht, die mit ihren Ranken wie zu einem verfilzten Gewebe so ineinander wachsen, daß ein darin verborgenes Wild kaum aufzufinden ist. Die von diesem Vorgang stammende Redensart: „durch die Wicken gehen", heißt also so viel, wie entwischen, ohne Hoffnung der Wiedererlangung.

Bei einer Treibjagd müssen die Treiber ohne lautes Rufen hin und wieder auf die Büsche klopfen, um Vögel und anderes Wild aufzuscheuchen und dem Jäger entgegen zu treiben. „Mir hat geträumt, ich klopf' auf den Busch," sagt Uhland. Daher: „auf den Busch klopfen", d. h. im übertragenen Sinne, versuchen, ob man etwas aus einem herauslocken könne. Der Busch gilt also als bergender Schutz, Versteck, Hinterhalt, eine Vorstellung, die in der Wendung: „Büsche haben Ohren", zum Ausdruck kommt. „Mit allen Hunden gehetzt sein", heißt: so „durchtrieben", so schlau sein, daß man allen Gefahren sich zu entwinden versteht, wie ein Wild, das, von einer Meute Hunde verfolgt, immer zu entrinnen weiß. Ein „richtiger" Jäger beschleicht das Wild immer gegen die Windrichtung; im andern Falle würde das Wild von ihm Wind oder Geruch bekommen und so Zeit zur Flucht haben. Diesem Jagdgebrauch ist die Wendung: „Wind bekommen" von einer Sache, entlehnt; d. h. Winke, Andeutungen von einer Sache, die einem verborgen bleiben sollte. „Knall und Fall" erinnert an das Knallen der Flinte und an das gleichzeitige Fallen des getroffenen Wildes. Der Sinn des Ausdrucks ist also: mit einemmale, unvermutet, plötzlich.

Als man noch keine Wildzäune hatte, mußte das Wild vor einer großen Jagd aus einem umfangreichen Waldbezirke nach und nach zusammengetrieben werden. Zur Einhegung benutzte man

Seile, an denen bunte Leinwandlappen angenäht waren. Diese im Winde flatternden Lappen scheuchten das geängstigte Wild zurück. Durchbrach es nun aber doch die Einschließung, so ging es „*durch die Lappen*". — Das Bild: „*auf dem Sprunge sein*", ist den reißenden Tieren, besonders dem Löwen, entnommen, der sich auf seine Beute stürzt. — Wer vor einer Gefahr eilig flieht, wie der Hase, der bei der Flucht sein Schwänzchen in die Höhe streckt, der „*ergreift das Hasenpanier*".

Das auf einer Hetzjagd fast zu Tode gehetzte, erschöpft hingesunkene oder von den Hunden gestellte Wild empfängt zur Abkürzung seiner Leiden den „*Gnadenstoß*". Nach einer Jagd werden sämtliche erlegten Tiere zur Besichtigung nebeneinander gelegt, oder sie werden zur „*Strecke gebracht*". Schließlich muß jedes Tier seine Haut hergeben; daher: „*einem die Haut über die Ohren ziehen*", d. h. einem alles nehmen.

Auch dem *Schifferleben* entstammen viele Ausdrücke und Redeweisen, die das Volk in übertragenem Sinne anwendet; wie: „*Mit vollen Segeln fahren*", d. h. mutig auf ein Ziel lossteuern; „*unter Segel gehen*", d. i. aufbrechen; „*die Segel streichen*", d. h. sich unterwerfen. Von zwei kämpfenden Schiffen mußte nämlich das besiegte Schiff zum Zeichen der Unterwerfung die Segel streichen. „*Die Segel einziehen*" bedeutet im bildlichen Sinne mutlos und verzagt werden. Vom Steuer des Schiffes sind die Bilder: „*den Lügen steuern*", ihnen Einhalt tun; „*einer Sache zusteuern*", entlehnt. Wenn die starken Arme des Ankers[1]) in den Boden des Flusses eingreifen, dann gewähren sie dem Schiffe festen Halt, unbeweglich ruht es auf wildbewegter Wasserfläche; daher: „*vor Anker liegen*", d. h. sich dem behaglichen Stilleben ergeben; das Gegenteil: „*die Anker lichten*" (leicht machen), sich in Bewegung setzen. Von Bord[2]), dem obersten Schiffsrand, stammen die bildlichen Ausdrücke: „*über Bord werfen*"; „*einen an Bord nehmen*", z. B. einen Fußgänger in den Wagen. Wenn man auffordern will, mit gemeinsamer Kraft einer Gefahr entgegen zu treten, gebraucht man häufig den Ausdruck: „*Alle Mann an Bord*".

---

[1]) *Anker* ist ein früh bei den Engländern eingebürgertes lateinisches Lehnwort, das aber vor 1000 n. Chr. auch bei kontinentalen Deutschen und im Norden eingebürgert war.

[2]) *Bord* (hd. Brett) ist aus dem Niederdeutschen entlehnt. Als Schiffsausdruck für „Rand" begegnet es zuerst im Angelsächsischen; zudem ist *Rand*, *Ramft* die geläufigere oberdeutsche Form, für das, was der Niederdeutsche ‚bord' nennt.

In der Seemannssprache müßte es: „Alle Mann an Deck" heißen. Von dem Schiffe stammt auch das Wort „aufgetakelt", das in niedriger Sprachweise von einer weiblichen Person gebraucht wird, wenn man ausdrücken will, daß sich diese mit allerlei Putz und Flitter behangen hat. Takel oder Takelwerk sind nämlich die Taue, die zur Befestigung der Masten und zur Regierung der Segel dienen.

Die oft gebrauchte Redensart: „einen ins Schlepptau nehmen", d. h. jemand wider seinen Willen mitziehen, rührt ebenfalls von dem Schiffe her, das wegen Windmangels nicht vorwärts kommt und deshalb vom Schleppdampfer in den Hafen gezogen wird. Auch: „auf dem Trockenen sitzen", d. h. in Verlegenheit sein, stammt aus der Schiffersprache. Sich in der Lage eines auf das Trockene, eine Sandbank aufgelaufenen Schiffes zu befinden, ist gerade nicht beneidenswert. Der Hafen ist ein Bild der Ruhe und des Friedens: „in den Hafen einlaufen" bedeutet daher, in eine ruhige, behagliche Lebenslage kommen. „Still auf gerettetem Boot treibt in den ‚Hafen' der Greis." (Schiller.)

Mit der Redensart: „sein Schäfchen ins Trockene bringen", die zwar anscheinend aus dem Hirtenleben genommen ist, in Wirklichkeit aber dem Schifferberufe entstammt, will ich diesen Abschnitt beschließen. Das Wort „Schäfchen" ist aus Mißverständnis in die Redewendung gekommen. An den Küsten der Ost- und Nordsee ist es von jeher Brauch, daß die Schiffer ihre zum Fischfang benutzten kleinen Fahrzeuge, die in der niederdeutschen Sprache schepken, d. i. Schiffchen heißen, zur Winterszeit ans Land ziehen und unter einem Schuppen vor Regen und Schnee bergen. Im mittleren und südlichen Deutschland wurde nun aus „schepken", das dort unverständlich war, auf volksetymologischem Wege „Schäfchen".

6. Das Eheleben.

Die sittliche Auffassung unserer germanischen Altvordern von der Ehe, als von einer „unauflöslichen", „ewigen" Verbindung zwischen Mann und Weib, war den andern Völkern damaliger Zeit fremd. Schon das Wort „Ehe" begründet diese Auffassung; denn „Ehe" got. aiws, bedeutet ursprünglich „endlos lange Zeit", „Ewigkeit", eine Bedeutung, die wir noch in der Ableitung „ewig" und in dem alten Zeitadverb „je", ahd. êo = „immer" bewahrt haben. Daraus entwickelte sich später

in dem ahd. êwa = nhd. Ehe, die Bedeutung von „altherkömmlichem Gewohnheitsrecht", von „Gesetz", die noch in unserem „echt" von mhd. ê-haft = gesetzmäßig zugrunde liegt.

Unser „Heirat", im Mittelhochdeutschen hî-rât, hatte früher die Bedeutung von Haus-Rat, Hausbesorgung (vgl. got. heiwa = Haus); erst späterhin hat es den Sinn von „Vermählung" angenommen. Aus hî und dem mittelhochdeutschen leich = Spiel, Tanz, entstand das Wort hîlich d. i. Haustanz; ein Wort, das sich in einigen Mundarten vor dem Untergange gerettet hat. So gebraucht z. B. der Moselaner für Verlobung und sich verloben die alten längst verklungenen Ausdrücke: „Hillig[1]) und „sich verhilligen". Sie erinnern an jene Sitte, wonach bei der früheren Vermählung Tänze und Spiele aufgeführt wurden. Auf der „Hillig", die an der Mosel gewöhnlich abends gefeiert wird, geht es noch heute lustig zu.

„Niemand denkt heutzutage mehr daran, daß in dem Worte „Vermählung" (von ahd. gimahalan = versprechen, verloben) das alte „Mal" oder „Mahl" mit der allgemeinen Bedeutung von Volksversammlung, gerichtliche Verhandlung steckt, das noch in dem altertümlichen „Malstatt" (Gerichtsstätte) erkennbar ist. Erst später wurde der ursprüngliche Sinn des Wortes auf die rechtlichen Vorgänge bei der Eheschließung eingeschränkt. Der zwischen dem Bräutigam und dem Vater der Braut abgeschlossene Vertrag (die ursprüngliche Verlobung), der in rechtlicher Beziehung schon als Anfang der Ehe galt, wurde meist in öffentlicher Versammlung (mahal) vorgenommen, woraus sich auch der Gebrauch des Wortes mahal für „Ehevertrag" entwickelte. Auf den Zusammenhang der altdeutschen Verlobung weist heute noch das veraltete Wort „Mahlschatz" (mhd. mahelschaz) hin, das Brautgabe bedeutet, die bei der Verlobung gegeben wird als Pfand für die Einhaltung des Vertrags, während uns die Grundbedeutung in „Vermählung" ebenso aus dem Bewußtsein geschwunden ist wie in dem verwandten „Gemahl" und „Gemahlin", womit man anfangs nur die Verlobten im ursprünglichen Sinne nannte."

Gleichsam der umgekehrte Entwicklungsgang wie bei „Gemahlin" zeigt sich bei dem Worte „Braut", das in älterer Zeit die Bedeutung „Neuvermählte", „junge Frau" hatte und erst dadurch zu dem Begriffe der „Verlobten" übergegangen ist, daß

[1]) „Hillig" bezeichnet ursprünglich den hochzeitlichen Reigentanz (mhd. leich, got. laiks = Tanz, Spiel).

diese besonders am Hochzeitstage so bezeichnet wurde, auch bevor noch die Eheschließung vollzogen war. Auch daran haben sich in der Sprache der Gegenwart noch Nachklänge in den Ausdrücken: „Brautnacht", „Brautkammer" und „Brautbett" erhalten. (Vgl. Günther, Rechtsaltertümer S. 28 und 29.)

Nach einer alten Sitte pflegte der Ehemann seiner jungen Frau am Morgen nach der Hochzeit ein Geschenk, die sogenannte „Morgengabe" zu überreichen. Da dies ganz besonders bei Heiraten von Vornehmen mit Personen niedern Standes zu geschehen pflegte, so entstand dafür die Bezeichnung einer „Ehe auf bloße Morgengabe", woraus dann in dem schlechten Latein „matrimonium ad morganaticum" und daraus schließlich „morganatische Ehe" wurde.

Sogleich nach der Hochzeit mußte die junge Frau ihr schönes lang wallendes Haar, das als hohe Frauenzier galt, versteckt unter einer Haube tragen. Daher die Wendung: „unter die Haube kommen", d. h. sich verheiraten. Die Haube war ursprünglich wie die Spindel ein Sinnbild des Weibes. — Die Ehe wurde nach altem Rechtsbegriff nur dann als endgiltig betrachtet, wenn „die Decke Mann und Frau beschlagen hat". Dieser Vorgang fand im Beisein von den Eltern und Verwandten des Brautpaares statt. An diesen Hochzeitsbrauch, mit dem die vermögensrechtliche Einigung beginnt, erinnert die Wendung: „unter einer Decke stecken", d. h. ursprünglich verheiratet sein.

Nach altdeutschem Rechte stand die Tochter vor der Heirat unter der Muntschaft[1]) des Vaters. Mit der Hochzeit trat sie in die Muntschaft ihres Gatten. Das Sinnbild der durch die Verlobung bewirkten Muntschafts-Übertragung war der Schuh. Sobald die Braut den vom Bräutigam ihr dargereichten Schuh an den Fuß gelegt hatte, war sie seiner Gewalt unterworfen.

In der Sage von König Rother wird erzählt, wie dieser der Königstochter in Konstantinopel, um die er unerkannt wirbt, ein Paar prächtige Schuhe schickt. Nachdem die Königstochter

[1]) Der 1. Teil des Wortes „Munt" (mhd. munt, d. i. Hand, Schutz) stammt aus dem Niederdeutschen, wo es in dieser Bedeutung nachweisbar ist. Im Beóvulf 1462 heißt es: Thara the hit mit mundun bevand = „Wenn er es (sein Schwert) mit den Händen umfaßte", und im Heliand 5931: Uuelda ina mid iro mundon gripan = „Sie wollte ihn mit ihren Händen greifen". Aus dieser Grundbedeutung ist die Bedeutung „Schutz" abzuleiten. So wird im Heliand mund-burd öfters als Schutz oder Schutzherrschaft und mund-boro als Schutzherr gebraucht.

diese Schuhe angelegt hatte, war sie listigerweise nach altdeutschem Rechtsbegriff schon in Rothers Gewalt gebracht.

Wenn die Frau dadurch, daß sie in des Mannes Schuh trat, unter die Herrschaft des Mannes gelangte, so konnte man wohl da, wo die Frau in der Ehe die Herrschaft über den Mann erlangte, sagen, der Mann steht unter ihrem Schuh, oder „unter dem Pantoffel", wie wir heute sagen.

Der Hochzeitsbrauch, der Frau Schuhe zu übersenden, lebt wohl jetzt nicht mehr. Der Glaube aber ist weit verbreitet, daß von den Brautleuten die Herrschaft in der Ehe erlange, wer dem andern während der Trauung auf den Fuß trete. Gelingt es der Frau, den Mann auf den Fuß zu treten, so steht er unter ihrem Schuh, ihrem Pantoffel.

Hatte sich ein „Pantoffelheld" von seiner Frau schlagen lassen, so war er der Verachtung seiner Nachbarn preisgegeben. Nach einem alten Herkommen sammelten sich diese vor dem Hause des Bedauernswerten, stiegen ihm, falls er sich mit ihnen nicht abfand, mit Genehmigung der Ortsbehörde buchstäblich auf das Dach seines Hauses und rissen es bis auf die vierte Latte von oben her ab. In diesem jedenfalls sehr alten Brauche[1]), dem, wie Blumschein meint, die gesunde Auffassung zugrunde liegt, daß ein solches Haus zugrunde gehen müsse, und daß ein solcher Mann des Schutzes und Schirmes gegen Wind und Wetter nicht würdig sei, ist wohl der Ursprung der Redewendung: „einem auf das Dach steigen", zu suchen.

Nicht weniger schimpflich, als für den „Pantoffelhelden" das Abdecken seines Hausdaches war, war für den Liebhaber eines Burgfräuleins zur Zeit des Minnesangs die Art und Weise, wie der „Galan" von seiner „Donna" abgewiesen wurde. Nach damaliger Sitte mußte sich der Liebende, um eine Entscheidung herbeizuführen, in einen Korb setzen, der des Nachts von der Geliebten zum Fenster hinaufgezogen wurde, und den sie im Falle der Nichterhörung von einer gewissen Höhe fallen ließ. Oder, der Boden des Korbes war so zum Durchbrechen eingerichtet, daß der Freier durchfallen mußte. Diese Sitte hat sich bis in das 16. Jahrhundert hinein erhalten. Aus dieser Zeit

---

[1]) Solche „Dachabdeckungen" finden wir im 16. und 17. Jahrhundert nicht nur in Chroniken (z. B. in einem Mainzer Amtsberichte vom Jahre 1666) erwähnt, sondern sogar in Gesetzen (z. B. in den Blankenburger Statuten von 1594) vorgeschrieben, ja, selbst aus dem 18. Jahrhundert sind uns noch Fälle ihrer Vollziehung bekannt (so z. B. in den Jahren 1768/69 im Fürstentum Fulda).

stammt ein Lied von einem „verliebten Schreiberlein" betitelt: „Der Schreiber im Korb", worin dessen nächtlichen Abenteuers gedacht wird:

„Der Schreiber wollt gen Himmel farn,
Da hat er weder Roß noch Wagen,
Sie zog ihn auf bis an das Dach,
Ins Teufels Nam fiel er wieder rab."

In einer späteren Zeit schickte die Umworbene der Einfachheit wegen dem Abgewiesenen einen Korb ohne Boden. Heute denkt bei der Wendung: „einen Korb geben oder erhalten" niemand mehr an einen Korb. Mit der Zeit ist dieses Wort aus der Redensart sogar ganz verschwunden und nur das Zeitwort „durchfallen" ist festgehalten worden, wie z. B. in den Wendungen: „in der Prüfung durchfallen"; „mit einem Antrage durchfallen"; „als Bewerber (eines Amtes) durchfallen".

7. Das Geld- und das Rechenwesen.

Von jeher hat das Geld im Getriebe des sozialen und des gewerblichen Lebens eine hervorragende Rolle gespielt; es ist sogar zu einer gebietenden Macht geworden; denn: „Geld regiert die Welt," sagt das Sprichwort. Kein Wunder daher, wenn dieser vielbegehrte Mammon auch in unserer Muttersprache deutliche Eindrücke von seiner Herrschaft hinterlassen hat. Mit dem Worte „Geld" (mhd. gëlt) verbinden wir heute nicht mehr wie in alter Zeit den Begriff von Vergeltung, Ersatz oder gar von Opfer (Dankopfer), geschweige denn von Vieh. Der einzige Reichtum der ältesten germanischen Völker war das nützliche Herdenvieh[1]), das vor Einführung des römischen Geldes im Tauschhandel vielfach die Rolle des Geldes spielte. Dieses „Viehgeld" diente nicht nur zur Bestreitung des religiösen Opferschmauses, sondern auch zur Entrichtung der gesetzlichen Bußen. Wer diesen Verpflichtungen nicht nachkam, dem wurde ohne weiteres das Vieh von der Weide weggetrieben. Das ist der sinnliche Hintergrund der bildlichen Ausdrücke: „Geld ein- oder beitreiben". Die Schuld wurde also in diesen höchst einfachen Zeiten noch

[1]) Daher ist es auch erklärlich, wenn Vieh auf mehreren Sprachgebieten in die Bedeutungen: „Habe", „Besitz", „Geld" übergehen konnte. (Vgl. Kluge, Etymologisches Wörterbuch 1883, S. 102 unter „Geld", S. 287 unter „Schatz", S. 358 unter „Vieh".)

wirklich in „gangbarer", d. h. vierbeiniger Münze bezahlt, woran auch noch die früher gerade für Münzen gebräuchliche Formel „gang und gäbe" (d. h. geeignet zu gehen und gegeben zu werden) anzuklingen scheint. (Günther.)

Heute erweckt das Wort „Geld" in uns nur die Vorstellung von „geprägtem" Geld, von „klingender" Münze[1]). Die Entstehung mancher alten Münznamen ist sprachgeschichtlich äußerst anregend. Im Jahre 1492 wurde in Bern eine Münze geprägt, welche auf der einen Seite das Wappen der Stadt Bern, nämlich einen Bären zeigte. Aus der Koseform „Batz" (Petz) für Bär erhielt die Münze den Namen „Batzen"[2]), den sie auch noch behielt, als das Bärenbild von derselben längst verschwunden war. — Auch der alte „Rappen" hat seinen Namen von einem Tiere erhalten. Er wurde zu Freiburg i. Br. geprägt und zeigte auf der Bildseite einen Vogelkopf, den man für einen Raben hielt. Die sprachliche Nebenform von Rabe ist nun Rappe (vgl. Knabe und Knappe), die darum auch von schwarzen Pferden gebraucht wird. Den Namen „Rappen" übertrug man schließlich auf die Münze; daher auch unser: „berappen", d. i. bezahlen.

Wie „Batzen" und „Rappen" hat auch „Kreuzer" den Namen von seinem Bilde, einem liegenden Kreuze, erhalten. „Taler" und „Heller" dagegen sind nach ihrer Heimat benannt. Ersterer ist eine Abkürzung aus Joachimsthaler für „Gulden aus Joachimsthal" in Böhmen, wo die Grafen Schlick ihn prägen ließen; der Name Taler ist erst seit dem 15. Jahrhundert gebräuchlich. Heller verdankt seinen Namen der Reichsstadt Schwäbisch-Hall (also ursprünglich „Häller"), wo die Münze zuerst geprägt wurde. „Groschen", gleichbedeutend mit mhd., ahd. und franz. gros, ist aus dem mittellateinischen grossus, d. i. dick (also dicke Münze), entstanden und wurde um das Jahr 1240 in Tours zuerst geprägt. Der „Pfennig" (früher Pfänning) war ursprünglich eine Münze, die auf einer Seite rund gebogen war, also die Form einer Pfanne hatte; daher der Name. — Auch der „Schilling", eine kleine deutsche Münze, war eigenartig geformt: die eine Seite zeigte eine erhabene Prägung, die andere dagegen war hohl. Weil die Münze hell klang, wenn sie aufgeworfen wurde, nannte man sie „Schellchen"

---

[1]) Münze, von lat. moneta, wie die Römer ihre erste Münzstätte nannten.

[2]) „Sechs Batzen, dachte sie, gibt mir wohl jedermann." (Gleim, Der Milchtopf.)

oder „Schelling“, von ahd. scellan = tönen. „Düttchen“, auch vielfach „Deut“ genannt, ist eine kleine, geringwertige niederländische Kupfermünze, deren 430 erst einen Taler ausmachten. Die Redensart: „das ist keinen Deut wert“ ist eine verächtliche Bezeichnung einer unbedeutenden, geringfügigen Sache. Die kleinste Münze aber ist der „Scherf“ (daher auch wohl „Scherflein“). Das Wort ist eine Weiterbildung von „scharf“ und bedeutet eine scharf abgeschnittene kantige Münze. An diese Bedeutung denkt heute niemand mehr, der die Wendung: „sein Scherflein beitragen“, d. h. einen kleinen Beitrag geben, gebraucht.

Bei der Herstellung der Münzen wurde früher dem „Schrot“ und „Korn“ große Aufmerksamkeit geschenkt. Das „Schrot“[1]) ist der gesetzliche Abschnitt der Prägstange, das Rauhgewicht, und unter „Korn“ verstand man ursprünglich die von dem Kaiser bestimmte Anzahl von Körnern, gewöhnlich Gerstenkörnern, zur Festsetzung des gesetzlichen Gewichtes der Münzen, nämlich des Gewichtes des darin enthaltenen edlen und feinen Metalls. Die Vereinigung von Schrot und Korn will also sagen: äußeres Gewicht + innerer Gehalt. „Ein Mann von echtem Schrot und Korn“ ist demnach jemand, der seiner äußeren Erscheinung und seinem inneren Wesen nach echt, gediegen, ein ganzer Mann ist. Nicht selten haben die mittelalterlichen Fürsten, besonders, wenn sie in Geldnot geraten waren, durch Herabsetzung des „Kornes“, d. i. des Vollgehaltes der Münzen, ihre Untertanen genötigt, solche minderwertige Geldstücke als „voll anzunehmen“. Ein recht „unsauberes Geschäft“ trieben damals die sogenannten „Kipper“ und „Wipper“, welche den Wert der Münzen durch Beschneiden und Aushöhlen bedeutend herabsetzten. An ihr betrügerisches Tun und Treiben erinnern heute die geläufigen Ausdrücke: „Geldschneiderei“ für betrügerische Geschäfte treiben, sowie „schneiden“ und „sich schneiden“, d. i. betrügen, täuschen.

Die von der Prägstange abgeschnittenen Münzen wurden kurzweg auch „Stück“ genannt, ein Sprachgebrauch, der heute noch in „Geldstück“ verständlich ist, und auf den die übertragenen Wendungen: „gute Stücke auf etwas geben“, „große Stücke auf einen halten“; zurückgehen.

---

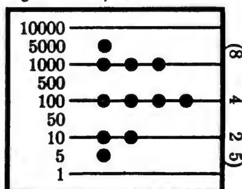
[1]) Schrot, mhd. schrôt, ist der Hieb, Schnitt; zu „schroten“, mhd. schrôten = hauen, abschneiden, auch Kleider zuschneiden, daher schrôtære = Schneider; schrôten heißt auch rollen, wälzen, daher der Familienname „Schröter“, Schröder, Schröer.

Daß auch schon früher Falschmünzerei getrieben wurde, erhellt daraus, daß die Münzen zur Feststellung ihrer Echtheit einer Prüfung unterworfen wurden, die darin bestand, daß man die Münzen auf einen harten Gegenstand warf, um an dem Klange die Echtheit festzustellen. Dieser Brauch, der noch heute bekannt ist, klingt in „Geldauswerfen" wieder.

Wie das alte Münzwesen, so hat auch das frühere Rechenwesen deutliche Spuren in unserer Muttersprache hinterlassen. Nach dem alten Rechenverfahren wurde mit Hilfe des Rechenbrettes[1]), das die Römer Abacus nannten, gerechnet. Auf diesem Brette waren wagerechte Parallellinien entweder dauernd eingeschnitten oder zum Wiederauslöschen für den augenblicklichen Gebrauch gezogen. Diese Linien bedeuteten, von der untersten angefangen: Einer, Zehner, Hunderte, Tausende usw. Der Raum zwischen zwei Linien bedeutete fünf Einheiten der vorhergehenden Ordnung. Die Einheiten in den verschiedenen Ordnungen wurden durch Marken oder Rechenpfennige dargestellt; welche man auf die Linien oder in die Zwischenräume legte. (Die Römer bedienten sich dazu kleiner Steine, die sie Calculus nannten, und die dem geschäftsmännischen Ausdruck: „kalkulieren" = ausrechnen, seine Entstehung gab.) Auf jede Linie konnten demnach höchstens vier, in jeden Zwischenraum konnte nur 1 Mark kommen. Aus dieser alten Art des Rechnens hat die volksgebräuchliche Redensart: „Vom Hundert ins Tausend kommen"[2]) ihren Ursprung. Joh. Agricola, † 1566, sagt zu dieser Redensart: „Wer hundert zu tausend wirft, und rechnet mit dazwischen die andern hundert, als zwei-, drei-, vier-, fünf-, sechs-, sieben-, acht-,

---

[1]) Veranschaulichung des Rechenbrettes:



[2]) Goethe gebraucht: „Vom Hundertsten ins Tausendste kommen." Bei Lessing heißt es: „Das Hundertste ins Tausendste schwatzen." Kant sagt: „Die Einbildungskraft geht vom Hundertsten aufs Tausendste." In Immermanns „Münchhausen" steht: „Aus dem Hundertsten ins Tausendste verfallen." Opitz und Schottel: „Das Hundert in das Tausend werfen."

neunhundert, und alsdann tausend, der machts also, daß niemand weiß, was er rechnet oder redet. Darumb wird dis wort gebrauchet wider die, welche viel gewesch machen und sagen viel, sie aber selbs wissen nicht, wo es hat angefangen oder wo sichs endet, die es hören auch nicht."

In dem alten Geschäftsleben waren bis ins 11. Jahrhundert hinein die römischen Ziffern gebräuchlich. Aus dieser Zeit stammt die Redensart: „einem ein X für ein U machen", d. h. ursprünglich: jemandem 10 statt 5, also „mit doppelter Kreide" anschreiben, dann überhaupt ihn überlisten, betrügen. Aus dem römischen Buchstaben V = 5 konnte nämlich sehr leicht eine X = 10 gemacht werden, und so mögen wohl superkluge Wirte dieses Mittelchen hier und da angewandt haben, um einem Zechbruder die doppelte Zahl anzukreiden. Diese Deutung kennt auch das „Lalenbuch" (erste Ausg. 1598):

„Der wirt war ein geschwinder man,
die kreid in seine Hand bald nam;
dieselb wie es dann pflegt zu gen
für einen strich recht kreidet zwen;
er mach ein X wohl für ein V,
damit kam er der Rechnung zu."

Auch Bürger hat an ähnliche Rechts- und Rechnungsfälschung bei den Worten gedacht:

„Trotz aller Klauseln glaube du,
Macht jeder dir ein X für V."

In früheren Jahrhunderten schnitt der Wirt jedes Glas Bier, das ein Zechbruder nicht gleich bezahlte, auf einem Holze ein, das von den Einschnitten, d. i. Kerben, den Namen „Kerbholz"[1]) trug. Doch nicht jeder Wirt hat dem Zecher eingekerbt. „Das kommt nicht aufs Kerbholz. Ich geb' es gern," sagt die Marketenderin in Wallensteins Lager, als der Wachtmeister ein Glas auf Piccolominis Wohl leeren will.

Und in dem Liede von der „Lindenwirtin" läßt Rudolf Baumbach die Wirtin sprechen:

---

[1]) Nach Lehrer F. Kunze (vgl. die „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde") soll das Kerbholz im Gasthause „Zum goldnen Hirsch" in Neuendorf bei Suhl von mehreren Altertumsverehrern Suhls noch benutzt werden, um die alte, gute Sitte nicht völlig verschwinden zu lassen.

„Und die Wirtin lacht und spricht:
‚In der Linde gibt es nicht
Kreid' und Kerbholz leider;
Hast du keinen Heller mehr,
Gib zum Pfand dein Ränzel her,
Aber trinke weiter!'"

Das Kerbholz vertrat oft die Stelle des Abrechnungsbuches. Es bestand aus zwei vierkantigen, genau aneinander passenden, meist aus einem Stück Buchenholz gefertigten Stäben. Jeder Gast, der auf Rechnung nahm, erhielt ein Kerbholz, das mit dem des Wirtes genau paßte. Wie heutzutage dem Schuldner die Rechnung übersandt wird, so wurde ihm damals das Kerbholz zur Mahnung an die Schulden vorgezeigt. Im 15. und 16. Jahrhundert diente das Kerbholz auch im Steuerwesen zur Berechnung und Kontrolle zwischen dem Einnehmer und Gegenschreiber. In einer Ulmer Gerichtsordnung von 1612 wird den Kerbhölzern noch gerichtliche Geltung zuerkannt. An diese merkwürdige, höchst einfache Buchführung erinnert heute noch die Redensart: „auf dem Kerbholze haben", d. h. mit einem noch etwas abzurechnen haben.

Bei dem im Rechenwesen oft gebrauchten Ausdruck: „Bausch und Bogen", d. i. Überschlagssumme, denkt man zunächst an eine Grenze, die nicht in gerader Linie fortläuft. Unter „Bausch" oder „das Gebauschte" versteht man die nach aufwärts gebogene Fläche, das Zuviel; ihr steht die Einbuchtung: der Bogen, das Abgebogene, das Zuwenig gegenüber. Durch eine Vereinigung von Bausch und Bogen wird also der Unterschied zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig ausgeglichen. Eine Geldsumme in „Bausch und Bogen" ist demnach eine ziemlich richtige Geldsumme.

Das „Richtigrechnen" ist eine Kunst, die gelernt sein will. Wer diese versteht, von dem sagt man auch wohl: er rechnet wie ein Adam Riese[1]), d. h. richtig. Zur Bestätigung des richtigen Rechenergebnisses hört man oft scherzweise die Redensart: „nach Adam Riese", z. B. $2 \times 2 = 4$ „nach Adam Riese".

Der Geldhandel lag zu Ende des Mittelalters lange Zeit in den Händen der unter dem Namen „Lombarden" bekannten

[1]) Adam Riese war Verfasser der ersten methodischen Anweisungen zur praktischen Rechenkunst in Deutschland. Er starb 1559 zu Annaberg, wo er das Amt eines Bergbeamten und Rechenmeisters bekleidete.

italienischen Kaufleute, die auch in Frankreich Geldgeschäfte trieben. Sie errichteten hier Leihhäuser, welche die Franzosen „lombard" nannten, ein Ausdruck den wir in „Lombard" und „lombardieren", d. i. „Pfand" und „verpfänden" aufgenommen haben. — In Italien hatten die Geldwechsler ihre Plätze im Freien; ihr Tisch wurde banca oder auch banco genannt. Wenn nun einer dieser Wechsler seinen Verpflichtungen nicht nachkommen konnte, so wurde ihm — und zwar schon bei den alten Römern — der Tisch zerbrochen, daher „banco rotto", d. i. „zerbrochener Tisch". Täglich wird unser von diesem italienischen Worte gebildeter „Bankerott" gelesen und gesprochen, ohne daß die allerwenigsten Menschen wissen, woher es kommt, und was es ursprünglich bedeutete.

8. Das Spiel.

Welch lebhaften Anteil das deutsche Volk zu allen Zeiten an dem Spiele nahm, bezeugt die große Zahl der Sprachbilder, die dem Spiele entlehnt sind. Vor allem hat das in Deutschland so beliebte Kartenspiel[1]) unsere Sprache mit vielen Ausdrücken und Redensarten bereichert, die sämtlich eine bildliche Anwendung erfahren haben. So z. B. „die Karten mischen", d. h. sich einen Vorteil verschaffen; ein geschickter durchtriebener Spieler soll die Karten sich zum Vorteil und dem Gegner zum Nachteil mischen können. Ein Spieler, der dem andern in die Karten schaut, erkennt sofort, welches Spiel sein Gegner spielt; „einem in die Karten sehen oder gucken" heißt demnach so viel als die Pläne, die er verheimlichen will, verraten. Denselben Sinn hat auch die Wendung: „die Karten verraten". Wenn wir ausdrücken wollen, daß jemand an einer Sache mit beteiligt ist, sagen wir: „die Hand im Spiele haben", „sich ins Spiel mengen", „einem das Spiel verderben",

---

[1]) Karte kommt vom lat. charta, womit besonders das aus der ägyptischen Papyrusstaude gewonnene Schreibpapier bezeichnet wurde, her. Die Idee des Kartenspiels — in Italien erfunden — ist militärisch: die 52 Karten stellen vier Kompagnien vor, von denen jede 8 Gemeine (2—9), 1 Pagen (Bube), 1 Stallmeister (daraus wurde unsere „Zehn"), also ein Gemeiner, 1 Königin, 1 König und 1 Fahne (unser „As") darstellen. Von den vier Farbenbezeichnungen bedeuten: Cœur = Herz, Carreau = Viereck, Pique = Spaten, Trèfle (gesprochen Trefel und nicht Treff) = Dreiblatt.

Skat — mit 32 Karten gespielt — stammt aus dem franz. écarter (entfernen) und dieses aus ex charta = aus der Karte; also ein Spiel mit (zwei) aus dem Ganzen herausgelegten Karten. (Dr. Frz. Ziemann.)

was der ungeschickte und ungeübte Spieler unabsichtlich tut, hat die Bedeutung von: seine Pläne oder Absichten mit Bedacht zu nichte machen, angenommen. „Farbe bekennen" und „nicht mit der Farbe herauswollen" stammen daher, daß der Spieler „bedienen" muß. Die übertragene Bedeutung ist: seine Meinung offen bezw. nicht offen kund geben. Der übertragene Sinn von „anspielen" und „Anspielungen machen" kommt daher, daß der Anspielende durch das Anspielen einer Karte zur Klärung des Spieles beiträgt. Aus der Spielregel, dem Gegner auf seine Karten möglichst kleine, nichts geltende Kartenblätter zuzuwerfen, hat sich die Redewendung: „klein beigeben" entwickelt, d. h. sich ohnmächtig fügen.

Von großer Bedeutung im Kartenspiel sind die „Trümpfe"; wer ihrer viele besitzt, dem ist der Gewinn sicher; denn es ist ihm ein Leichtes die Mitspieler „beet oder labet zu machen", d. h. „stichlos" und in übertragenem Sinne: „machtlos", „erschöpft" zu machen. Wegen der hervorragenden Stellung des Trumpfes im Spiele, wird das Wort und die von ihm gebildeten Ausdrücke oft und gern im übertragenen Sinne angewandt; so: „einen Trumpf darauf setzen", ihn „übertrumpfen", d. h. jemanden in seinen Reden und Handlungen noch überbieten. Derb und roh antworten, bezeichnet man mit dem Ausdruck „abtrumpfen". Ist der Redner mit seiner Weisheit zu ende, dann hat er den „letzten Trumpf ausgespielt".

Ein im 15.—16. Jahrhundert sehr beliebtes Kartenspiel, das Karnöffelspiel, bei dem die „Sieben" der Teufel war, soll auf die Redensart: „Eine böse Sieben" [1]) zurückführen. Im Jahre 1562 erschien von Cyriacus Spangenberg eine heftige Streitschrift „Wider die bösen sieben ins teuffels karnöffelspiel", in deren Vorrede der Verfasser auseinandersetzt, daß in dem Kartenspiel, Karnöffelspiel genannt, die siebente Karte „der Teuffel (oder die bösen Sieben) Teufelsfrey ist, daß sie weder Keiser, Bapst, noch Karnöffel stechen kann". . . . . „Die weil es der

---

[1]) Nach Prof. Dr. Fr. Kluge hat diese Redensart von der Satire Joachim Rachels (1664): „Das poetische Frauenzimmer oder böse Sieben" ihren Ursprung genommen. In dieser werden sieben Frauenarten, wie sie nicht sein sollen, vorgeführt. Mit „böse Sieben" bezeichnet man also schlechthin ein böses Eheweib. Ähnlich wie das Wort „Frauenzimmer" aus dem Sammelbegriffe „Gesamtheit der (im Frauengemach sich aufhaltenden) Frauen", „weibliches Geschlecht" zur Bezeichnung eines einzelnen weiblichen Wesens, so wurde zur selben Zeit, nämlich seit dem Ende des 17. Jahrh., aus der Mehrzahl „die bösen Sieben" durch die Mittelstufe „eine von den bösen Sieben", schließlich „(eine) böse Sieben".

Teufel, der im Karnöffelspiel Sieben heisset, so arg kaum machen kan, als die sieben Buben[1]), wider deren Gotteslästerung."

Auch die geläufige Redensart: „den Rummel kennen", erinnert an ein beliebtes Kartenspiel „Piquet" genannt. In demselben heißt die größte Anzahl von Kartenblättern in einer Farbe „Rummel". Dieser ist für das Spiel so wichtig, daß es auch „Rummelspiel" oder einfach „Rummel" genannt wird. „Den Rummel kennen" ist eigentlich also nichts andres, als jenes Spiel verstehen; dann weiter: die Vorteile bei demselben kennen und sich zu nutze machen; schließlich überträgt sich die Wendung auf andere Dinge des Lebens.

Das aus dem Morgenlande stammende Schachspiel hat in unserer Sprache das schon frühzeitig verallgemeinerte „schachmatt" (von ursprünglich schâh mât, d. h. der König ist tot) und die verwandten Bildungen: „matt", „ermatten", „Mattigkeit" zurückgelassen.

Die Redensart: „etwas in die Schanze schlagen", ist dem Würfelspiel entlehnt, wobei der entscheidende Wurf, der Glücksfall, den französischen Namen chance, d. i. fallen führt. In dieser Bedeutung wurde chance um 1500 in rein deutscher Aussprache und Schrift als „Schanze" in unsere Sprache aufgenommen. Das dazu gehörige Zeitwort „schanzen" erscheint in seiner eigentlichen Bedeutung von würfeln noch bei Hans Sachs, wo er von den Landsknechten, die im Himmel gefochten haben und um das Erbettelte spielen, sagt: „Sie fingen zu umbschanzen (= darum zu würfeln) an." Heute erinnert nur noch das zusammengesetzte Zeitwort zuschanzen in der Wendung „einem etwas zuschanzen" (d. i. gewinnen lassen) an dieses Wort der Spielersprache.

Das Dingwort Schanze wird früh schon übertragen im Sinne von Einsatz, Wagnis gebraucht. Schon im „Parzival" heißt es ums Jahr 1205:

„Soll nun hier Streit ergehn,
So muß gleiche Schanze (Einsatz) stehn;"

und am Ende des 15. Jahrhunderts schreibt Sebastian Brant im „Narrenschiff":

„Wer hohen Dingen stellet noch,
Der muß die Schanz auch wagen hoch."

---

[1]) Sieben Gottesleugner der damaligen Zeit.

Auch in dem Volksliede zu Ende des 16. Jahrhunderts:

„Es fänget sich an ein Wunderspiel,
Deutschland es dir gelten will,
Hab wohl acht auf dein Schanze"

bedeutet „Schanze" noch den Einsatz, das, was auf dem Spiele steht.

Am lebendigsten ist die Bedeutung von Schanz (= Spiel) noch in der Zusammensetzung Mummenschanz, d. i. Maskenspiel.

Auf das Brettspiel, das unter dem Namen „Puff" bekannt ist, führt die Redensart: „einen Stein im Brett haben" (d. h. in jemandes Gunst sein) zurück. Agricola schreibt: „Wer auff dem spiel einen guten Bundt ym Brett hat, daruber ein ander sein steine spielen muß, der hat das spiel halber gewunnen." Ein „Bund" sind zwei nebeneinander stehende Steine, über die der Gegner schwer hinwegkommen kann. Wer nun einen Stein im Felde hat, dem ist die Möglichkeit leicht gegeben, beim nächsten Wurfe den zweiten daneben setzen zu können, wodurch dem Gegner das Weiterkommen erschwert wird.

Mit der Wendung: „Hahn im Korbe sein" (d. h. der Bevorzugte sein, in höchster Gunst stehen) die also in ihrer Bedeutung mit der vorhergehenden verwandt ist, will ich dieses Kulturgebiet schließen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Wendung ein sprachlicher Rest eines volkstümlichen Osterspiels ist, das in Anknüpfung an alte germanische Frühlingsfeste auf einem freien Platze unfern des Dorfes aufgeführt wurde. Die heiratsfähigen jungen Mädchen, die mit einem Stocke in der Hand, erwartungsvoll versammelt waren, mußten mit verbundenen Augen auf einen Korb schlagen, unter dem man vorher einen Hahn versteckt hatte. Wer den Korb traf, ging siegesbewußt, glücklich voll Hoffnung des nahen Brautstandes mit dem „Hahn im Korbe" heim. Mit welch süßen Gefühlen mag sie ihn getragen haben; denn der von ihr gefundene Hahn galt als der Vorbote des nahen Freiers. Heute gebrauchen wir die Wendung nur von dem Jünglinge, der allein und deshalb siegesbewußt in einem Kreise junger Mädchen weilt. Auch denken wir nicht mehr an den wirklichen Hahn und den wirklichen Korb.

9. Das Schrifttum.

Endlich hat auch das Schrifttum Spuren in unserer Sprache hinterlassen. Die „Wertherstimmung", die „Be-

kenntnisse einer schönen Seele" verdanken wir Goethes „Werther" und „Wilhelm Meisters Lehrjahre" und das „mephistophelische Lächeln" seinem „Faust". Ein berühmtes modernes Kinderbuch hat der Sprache den „Struwelpeter", „Hansguckindieluft", „Suppenkaspar" und „Zappelphilipp" geschenkt. Die Volksschrift die „Schildbürger" aus dem 16. Jahrhundert hat die Redensart erzeugt, mit der allzugroße Vertraulichkeit abgewehrt wird: „Haben wir etwa die Schweine miteinander gehütet?" Denn sie berichtet, wie zum Schultheißen der Schweinehirt gewählt worden. Diesem begegnete „ein anderer, welcher vor etlichen Jahren die Säue mit ihm hütete, unwissend, daß er der Schultheiß wäre, ihn deshalben als einen alten Säuhirten und guten Gesellen duzte"; dagegen verwahrt sich der neue Würdenträger und verlangt die höfische Form der Anrede. Den „Nürnberger Trichter" schuf die Schrift des Nürnbergers Philipp Harsdörffer (1607—1658) betitelt: „Poetischer Trichter, die teutsche Dicht- und Reimkunst in sechs Stunden einzugießen" (Nürnberg 1647). Der „letzte Mohikaner" ist eine Gestalt aus Coopers Lederstrumpferzählungen. Der „Ritter von der traurigen Gestalt", der „mit Windmühlen kämpft" entstammt Cervantes' Roman „Don Quixote".

Homer schildert gelegentlich die unermeßliche Heiterkeit, die unter den Göttern ausbricht beim Anblick des hinkenden Hephästos, der das Amt der Hebe verwaltet; daher das „homerische Gelächter". Eine „Philippika" ist die Nachfolgerin der Reden, die Demosthenes gegen Philipp von Makedonien gehalten hat. Was „catilinarische Existenzen" sind, lehren uns Ciceros heftige Reden vor versammeltem Senate gegen Catilina, der eine Verschwörung zum Umsturz der Verfassung anzettelte.

Die Volksmärchen lieferten die Ausdrücke „Aschenbrödel" oder „Aschenputtel", „Hans im Glück", „Tischleindeckdich", das „Schlaraffenland" mit seinen „gebratenen Tauben". Von den Schwaben weiß der Volksmund zu erzählen, daß sie erst mit vierzig Jahren klug werden, weshalb mit dieser Zeit der Mensch in sein „Schwabenalter" eintritt. Aus Uhlands Gedicht: „Schwäbische Kunde" erfahren wir, was „Schwabenstreiche" sind. Eine Gestalt der Äsopischen Fabel ist der „Esel in der Löwenhaut"; eben daher der „Löwenanteil", der Anteil, den der Löwe von der Beute beansprucht und erhält. „Sich in die Höhle des Löwen wagen" erinnert an die Fabel von dem alten Löwen, der sich krank gestellt und sich in seine Höhle zurückgezogen hat. „Da beißt

keine Maus einen Faden ab", ist um deswillen eine so kraftvolle Versicherung, weil die Maus in der Fabel doch das starke Netz, das den Löwen fesselte, zernagt hat. „Wer kein Wässerchen getrübt hat" gleicht dem Lamm der Fabel in seinem Handel mit dem Wolf. „Der Katze die Schelle anhängen" ist ebenfalls einer Fabel entnommen, nach welcher die Mäuse beschlossen, die Katze müsse eine Schelle tragen, um stets ihr Nahen zu verraten.[1])

Auch die antike Sagenwelt hat unsre Sprache mit manchem Ausdruck bereichert. Ariadne, die Tochter des Königs Minos von Kreta, half dem Theseus mittels eines Garnknäuels nach der Tötung des Minotaurus aus dem Labyrinth sich wieder herausfinden; daher der „Ariadnefaden" (sinnbildlich für Anweisung zur Lösung verwickelter Probleme oder Verhältnisse). — An Argus, den Hundertäugigen, der von Juno zum Wächter der in eine Kuh verwandelten Jo bestellt wurde, erinnert „Argusauge" in der Bedeutung von argwöhnisch, ängstlich bewachendem Auge. — Der Sage nach war Augias, der König von Elis, durch seinen Reichtum an Rindern so berühmt, daß selbst Herkules es für unmöglich hielt, den Stall des Augias in einem Tage zu reinigen; nur durch das Hineinleiten zweier Flüsse vollbrachte er die zu leistende Arbeit. „Augiasstall" hat daher die Bedeutung von großer Unordnung, durch Vernachlässigung entstanden. — Der goldene Apfel der Iris, der Göttin der Zwietracht, welche denselben bei der Hochzeit des Peleus unter die Gäste warf, gab uns den „Irisapfel". Der griechische Held Achilles, der tapfere Sohn des Peleus, wurde durch das Eintauchen in den Styx bis auf die Fersen unverwundbar; daher „Achillesferse", metaphorisch die unverwundbare Stelle eines Menschen. — „Danaergeschenk" ist ein zweideutiges Geschenk mit Beziehung auf das sagenhafte hölzerne Pferd, das die Griechen bei ihrem scheinbaren Abzug von Troja zurückließen, und womit sie dann Troja eroberten. — Wegen Ermordung ihrer Männer mußten die Danaiden, die Töchter des Danaus, in der Unterwelt zur Strafe ein durchlöchertes Faß mit Wasser füllen, woher die Redensart: „das Danaidenfaß füllen", d. h. vergebliche Arbeit verrichten, und der Ausdruck: „Danaidenarbeit" = mühsame, aber erfolglose Arbeit, rührt. Dieselbe Bedeutung hat der Ausdruck: „Sisyphusarbeit", der ein Niederschlag der Sage von Sisyphus, dem Könige von Korinth, ist, welcher für seine Ungerechtigkeit in

---

[1]) Sieh: Behaghel, Die deutsche Sprache. II. Aufl.

der Unterwelt ein Felsenstück, das immer wieder herabrollte, einen steilen Berg hinaufwälzen mußte. — Von dem Griechen Stentor erzählt die Sage, daß er vor Troja schrie wie fünfzig Männer zusammen; daher „Stentorstimme". — „Tantalusqualen" (für ewigen Durst und Hunger) sind ein Überbleibsel aus der Sage vom Könige Tantalus in Phrygien, der wegen Ausplauderung von Göttergeheimnissen in einen Teich der Unterwelt verbannt wurde, wo er bis an den Mund im Wasser stehend, weder mit diesem seinen Durst löschen konnte, da es, sobald er seine Lippen näher brachte, zurückwich, noch mit den über ihm herabhangenden Früchten seinen Hunger stillen konnte, da sie, sobald er sie berühren wollte, in die Höhe schnellten.

Als einst Damokles, ein Schmeichler des Tyrannen Dionysius, so erzählt die Sage, dessen Glück pries, lud in der Tyrann zu sich und bewirtete ihn fürstlich. Damokles freute sich. Da er aber auf einmal über seinem Haupte ein Schwert an einem Haare hangen sah, entwich er. „Dies ist das Glük der Tyrannen," sprach Dionysius, „unter Wohlleben schweben sie beständig in Furcht." Daher rührt die geläufige Wendung: „das Damoklesschwert, das an einem Haare hängt". — Die Sage von Pan, dem altgriechischen Gotte der Hirten mit Bocksfüßen und Hörnern, der den Persern bei Marathon einen solchen Schrecken einjagte, daß dadurch die Athener siegten, gab uns die Ausdrücke „panischer Schrecken" und „Panik", d. h. allgemeine, plötzliche, doch grundlose Bestürzung.

* * *

Zum Schlusse dieses Aufsatzes kann ich es mir nicht versagen, den Leser auch auf den köstlichen Humor aufmerksam zu machen, der sich in der Art und Weise birgt, in der das Volk landläufige Redensarten anwendet.

In der Regel nennt es zuerst die Redensart und erfindet dann zu ihr eine Situation, die wie die Faust aufs Auge paßt. In diesem Gegensatz aber liegt das Komische, z. B. „Aller Anfang ist schwer, sagte der junge Dieb, da stahl er einen Amboß." „Aller Anfang ist leicht, sagte jener Bettler, als er anfing zu betteln und sein Sack noch leer war." „Nichts für ungut, sagte der Fuchs, da biß er der Gans den Kopf ab." „Nur nicht ängstlich, sagte der Hahn, da fraß er den Regenwurm." „Alles mit Maß, sagte der Schneider, da schlug er seine Frau mit der Elle tot." „Ich strafe meine Frau nur mit guten Worten, sagte Lehmann, da warf er ihr das Gesangbuch an den Kopf." „Ratet

mir gut, sagte die Braut, aber ratet mir nicht ab." „Ich bin über die Erde erhaben, sagte der Dieb, da hing er am Galgen." „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, sagte der Teufel, und setzte sich auf einen Bienenschwarm." „Vom Himmel hoch, da komm' ich her, hat Lotzen Zimmermann gesungen, als er vom Dache fiel." „Ein gutes Wort findet einen guten Ort, sagte der Bauer, als ihn der Richter wegen Schimpfereien ins Loch stecken ließ." „Da geht es schweinisch zu, sagte der Bauer, als er seine Sau schlachten ließ." „Ich werde mein Bett schon finden, sagte der betrunkene Jakob, da ging er in den Schweinestall." „Der Sache ist nicht zu trauen, sagte der Junge, Vater, leg erst den Stock weg." „Meine Werke folgen mir nach, sagte der Töpfer, und fiel mit dem Ofen um." „Gleich und gleich gehört zusammen, sagte der Teufel, da hatte er einen Advokaten, einen Schneider, einen Weber und einen Müller im Sack." „Seid umschlungen, Millionen! sagte der Leutnant, da umarmte er die reiche Bankierstochter als seine Braut" u. v. a.

Vor allem liebt das Volk Vergleiche und Bilder. Diese sind ihm förmlich ans Herz gewachsen, und erst, was es im Bilde sich vor Augen zaubert, ist ihm ganz zum Verständnis gekommen. In dieser anschaulichen Ausdrucksweise des Volkes tritt sehr oft die gute Laune, eine gewisse Überlegenheit über die Dinge und Widerwärtigkeiten des Lebens recht deutlich zutage; denn nur der, welcher sich nicht „unterkriegen läßt", der immer wieder obenauf schwimmt, wird nach Empfang einer Rüge sagen können, daß er eine Nase oder sein Fett[1]) gekriegt hat, daß ihm der Kopf gewaschen worden ist. Ist die Sache noch schlimmer abgelaufen, so wird er immer mit Humor erzählen, daß er böse versohlt, tüchtig vermöbelt, gehörig gewalkt, blau gegerbt worden ist; daß ihm aus dem FF mitgespielt, die Hosen stramm angezogen, die Fassade glatt gebügelt worden ist. Ein anderer ist mit ungebrannter Holzasche kuriert worden oder hat etwas Warmes, aber nichts Gekochtes bekommen oder mußte Stockfische doch ohne Butter essen. Der Sorgenvolle behauptet, es gehe ihm ein Mühlrad im Kopfe herum, und der Ungeduldige oder Aufgebrachte möchte mit dem Kopfe durch die Wand rennen oder aus der Haut fahren. Und wenn der eine erzählt, daß ihm da ein schöner Bär aufgebunden worden sei, daß er böse hineingefallen, auf den Leim gegangen sei, einen Bock geschossen, sich

[1]) Das Wort „Fett" hat der deutsche Volksmund aus dem franz. „fait", d. i. „Teil" gebildet. Der Franzose sagt: „Je lui ai donné son fait."

eine schöne Suppe eingebrockt habe, und nun in der Klemme sitze, daß er mit langer Nase wieder habe abziehen müssen, so geht aus solcher bilderreichen, humorvollen Sprache hervor, daß der Sprecher ein unangenehmes Gefühl, ein Gefühl der Unlust nicht ganz unterdrücken kann, daß er aber doch durch die „verflixte“ Geschichte sich nicht aus seiner guten Laune bringen läßt.



III. Über deutsche Schimpf- und Spottnamen.

„Aus welcher Quelle ist das Wort geflossen?
Aus welchem Köcher der Pfeil geschossen?"
(Rückert.)

Eine Beschäftigung mit unseren Schimpf- und Spottnamen ist nicht ohne Reiz und Wert. Offenbart sich doch auch in ihnen der Reichtum und die Bildsamkeit unserer lieben deutschen Muttersprache. Zwar scheinen die Schimpfwörter, oberflächlich besehen, weiter nichts zu sein als nichtssagende Namen, ohne jegliche tiefere Bedeutung. Allein beim schärferen Zusehen und Vergleichen lassen diese vielfach abgegriffenen Sprachmünzen ihr altes Gepräge doch erkennen und einen Blick in das wunderbare Walten des deutschen Sprachgeistes tun.

„Bald leuchtet uns aus diesen eigenartigen Wörtern heitere Laune und eine feine, treffende Beobachtungsgabe entgegen und bald spiegelt sich sittlicher Ernst und Abscheu gegen das Böse und Gemeine in ihnen wieder." Auch in den Schimpf- und Spottwörtern wird uns klar, daß unsere Sprache ein Spiegel des Volkslebens und ein Dolmetscher des Volkscharakters ist. Schauen wir denn einmal in diesen Spiegel hinein!

Eine ganze Reihe von oft derben, ehrenrührigen Bezeichnungen hat der Volksmund solchen Personen beigelegt, die ihm in ihrem äußeren Benehmen und Verhalten, in ihrem täglichen Tun und Treiben, überhaupt in ihrem ganzen Auftreten und in ihrem Verkehr mit andern Menschen, besonders auffällig erschienen sind, ihm also besondere Veranlassung dazu geboten haben. Ein Mensch, der durch ein ziel- und gedankenloses Umherschlendern, durch ein gemütliches Gehen auffällt, erhält den Namen „Bummler" (vom niederdeutschen bummeln, d. h. hin- und herschweben) oder „Schlendrian" (vom niederdeutschen slendern). Der Rähkel (am Rhein, auch im östlichen Norddeutschland geläufig) ist ein ungeschickter Mensch, der nicht weiß, wo er Arme und Beine unterbringen soll. Der Schlingel ist

ursprünglich gleichbedeutend mit „Schleicher"; er hat seinen Namen von schlingen (ahd. slingan, d. h. winden, flechten, hin- und herziehend schwingen). Der Begriffskern der Wurzel slingw, wozu außer schlenkern noch Schlinge gehört, war „drehende, schwingende Bewegung". Verbindet sich mit dem Ganzen ein schleichendes Wesen, wie bei der auf Raub ausgehenden Katze, die durch ihr leises Auftreten, ihr bückendes und springendes Benehmen, ihre Verschlagenheit und Falschheit zu verbergen weiß, dann nennt man einen solchen hinterlistigen, heimlichen Menschen einen „Duckmäuser" (mhd. tockelmûser, d. i. Schleicher, Heuchler). Die neuhochdeutsche Lautform beruht auf erneuter Anlehnung an ducken, mhd. tucken. Daneben erscheint unter Anlehnung an Tücke auch „Tückmäuser". Der zweite Teil beruht auf mhd. mûsen, in diebischer Absicht „schleichen".

Will die Mutter ihrem Herzenssöhnchen einen besonders zärtlichen Namen geben, dann redet sie ihn an: „Du kleiner Kropsack", weiß aber nicht, daß „Krop" (von ndd. krôp) kleines kriechendes Tier bedeutet. Aus „kriechen" ist auch „Kriecher" entstanden, mit dem das Volk einen elenden Schmeichler benennt, den es durch dieses Schimpfwort mit dem kriechenden Wurm auf eine Stufe stellt. Eine kräftigere und derbere Bezeichnung für einen solchen Menschen ist „Speichellecker".

Der „Lümmel" (aus dem veralteten Eigenschaftswort lumm = schlaff, locker abgeleitet) hat mit der Zeit seinen Charakter geändert. Früher galt er für einen „lummeligen", d. h. schlottrigen, faulen Menschen. Heute bezeichnet man gewöhnlich mit dem Schimpfwort einen Menschen, der sich durch ein grobes und plumpes Benehmen und Betragen besonders auszeichnet.

Auch „Laffe" (von mhd. lappe), an Rhein und Mosel „Lappes", hat einen anderen Sinn angenommen. Während man heutzutage mit demselben einen einfältigen Menschen bezeichnet, verstand man früher ein „Leckermaul" (von laffen = lecken, schlürfen) darunter. In Koblenz und anderswo nennt man einen Menschen, der sich überall da aufdrängt, wo es etwas zu essen und zu trinken gibt, einen „Schmachtlappen", von nhd. „schmachten" = lechzen, hungern, dürsten (also Hungerlappen).

Auf dem Gebrauche, daß etwas Kleines, Geringwertiges verächtlich für einen Menschen gesetzt wird, beruht wohl das Scheltwort „Tropf", das mit Tropfen gleichbedeutend ist. „Seid kein Tropf!" so ruft der Edelmann dem Invaliden in Pfeffels „Tabakspfeife" zu.

Einem Menschen, dem öfters ein Mißgeschick zustößt, nennt man „Pechvogel“. Derselbe war früher gar ein „Höllenvogel“, d. i. ein Mensch, der in die Hölle gehörte; denn „Pech“ wurde im Althochdeutschen zur Bezeichnung der Höllenqual in den Flammen des Peches gebraucht. Abraham a S. Clara sagt statt: requiescat in pace mit witzigem Wortspiel requiescat in pice, d. h. er ruhe im Pech.

Einem unselbständigen, charakterlosen Menschen, der einer Drahtpuppe gleicht, die man nach Belieben tanzen lassen kann, legt der Volksmund den Namen „Hampelmann“ bei. Und ein hochmütiger, eitler Mensch erhält den bezeichnenden Namen „hochnäsiger“ Mensch. Hat derselbe dabei noch einen hohlen, leeren Kopf, dann nennt ihn der Volkswitz treffend „Windbeutel“, d. i. ursprünglich ein hohles Gebäck, ein hohler Kuchen. Auch „Lotterbube“ ist ein Hohlkopf; denn mhd. „loter“ heißt leer, eitel, locker, leichtsinnig, leichtfertig in seinem Wesen. Verwandt damit ist „Luder“, d. i. ursprünglich Lockspeise, Schlemmerei, lockeres Leben. Die häßliche Bedeutung, die das Wort jetzt hat, nämlich „lüderliche Weibsperson“, war ihm also früher fremd.

Einer unfriedfertigen Person gibt unsere Sprache die „Zange“ (eigentlich Beißer) und die „Stange“ in die Hand und nennt sie „Zänker“ und „Stänker“, d. i. ein Mensch, der mit der Stange in dem klaren, hellen Wasser so lange rührt, bis es trübe und schmutzig wird. Führt ein Handwerker eine Arbeit ohne genügende Sachkenntnis aus, dann erhält er den Schimpfnamen „Stümper“, eigentlich Verstümmelter (von „stompen“, d. i. verstümmeln), weil er die aufgetragene Arbeit verstümmelt oder unvollkommen ausführt. Wer seine Mitmenschen plagt und aussaugt, verdient den Namen „Schinder“, „Leuteschinder“, von schinden, ahd. scintar, mhd. schinden = enthäuten, schälen, hart mißhandeln.

Ganz „allerliebste“ Bezeichnungen erhält der Geizige: „Knicker“, „Geizhals“, „Geizkragen“, „Gneißbeutel“ (von gneißen = genügsam sein), „Filz“, weil er alles, wie der langhaarige Filz festhält, also zäh im Geben ist. Eine häßliche Bedeutung hat das Schimpfwort „Racker“ (von niederländisch rakker, d. i. Scherge, Henker. Lessing dachte an Verwandtschaft mit „recken“, d. i. „auf die Folter spannen“. Jetzt denkt man an ndd. „racken“ = zusammenfegen. Man bezeichnet mit Racker einen unempfindlichen, gefühllosen, brutalen Menschen, der einen andern sich „abrackern“, gleichsam sich abschinden läßt. Nicht

weniger schön ist die Bedeutung von „Schuft“, ein Wort, das aus dem ndd. schuf ût, d. i. „stoß aus“, zusammengezogen ist. Schuft ist also ein Mensch, den man an die Luft setzen soll, weil er der Auswurf, die Hefe, das Unbrauchbare, der Schund der menschlichen Gesellschaft ist. Eine ähnliche Imperativbildung, die besonders in dem volkstümlichen Schrifttum des 15. und 16. Jahrhunderts geblüht hat, ist auch das Schimpfwort „Schubbejack“, d. i. schubb (schab, reib) die Jacke. Er ist ein Schmutzfink, der sich mit der Jacke reibt oder juckt.

Auch der Schimpfname Maulaffe stammt aus dem Niederlande. Wenn der Niederdeutsche sagt: „Mûl âpen hollen“, hört der Hochdeutsche aus „Mûl âpen“ einen Maulaffen heraus, während der erstere nur an „Maul offen“ dachte, als an die bezeichnende Gebärde für die in Verwunderung Staunenden und Gaffenden. Daß man nach dieser Umdeutung nicht bloß die müßig lungernden Menschen „Maulaffen“ nennen, sondern sie als in ihrer Person „Maulaffen feil bietend“ bezeichnen konnte, ist wohl leicht genug erklärlich.

Daß in dieser „ehrenwerten“ Gesellschaft sich auch nichtdeutsches Gut vorfindet, begreift sich leicht. Vor allem liefert das Hebräische, bezw. Judendeutsch, viele schimpfende Bezeichnungen. Voran steht der „Gauner“ mit der Nebenform „Jauner“, d. i. Betrüger, von hebr. jirnu = betrügen; dann kommt der „Schaute“, d. i. Narr, der „Schlumiel“, d. i. ein Mann, der alles über sich ergehen läßt.

Das „schöne“ Wort „Halunke“ ist der böhmische „holomek“, d. i. Bettler, Taugenichts, und sein Kollege „Schurke“ ist gar ein zahmer Engländer, der in Albion als shark daherstolziert. Das Wort hängt mit „schurgen“, d. i. „Posten schieben“, „roh behandeln“ zusammen. Nach Friedrich Kluge ist ahd. firscúrgo „Schurke“, das zu fir-scurigen = „verstoßen“ gehört. „Tolpatsch“ ist ungarischer Abstammung, wo das Wort einen Fußsoldaten, bei uns aber einen plumpen, ungeschickten Menschen bezeichnet. In „Canaille“ begegnet uns das italienische canaglia, das auf lat. canis = Hund zurückgeht, und so viel bedeutet, als „Hundevolk“, „Hundepack“. Obgleich das Wort „Bandit“ zunächst auch der italienischen Sprache entlehnt ist und im Süden auch am besten gedeiht, so liegt doch deutsche Abkunft vor. Der Bandit ist der in den Bann Getane, als vogelfrei Erklärte, des Landes Verwiesene und weist in der allmählich angenommenen Bedeutung Straßenräuber, Meuchelmörder auf den traurigen Weg hin, den solche unglückliche Geächtete viel

fach gehen mochten. Der „Vagabund" ist wie der „Vagant" ein Lateiner, aus vagor, d. i. „umherschweifen", gebildet.

In treffender Weise nennt das deutsche Volk umherziehende, arbeitsscheue Bettler „Stromer", weil sie sich wie ein Strom über das Land ergießen. Im Rotwelsch oder in der Bettlersprache des 14. Jahrhunderts begegnet uns das Wort Stromer als „Kehlabschneider". Auch „Schwindler" stammt aus der Verbrechersprache und tritt um 1800 auf. — „Hochstapler" ist ein Gaunerwort des 18. Jahrhunderts, aber das einfache „Stapler" begegnet mit der Bedeutung „brotsammelnder Bettler" schon im 16. Jahrhundert. (Kluge.) Der „Schwadroneur" im Sinne von Großsprecher, Aufschneider, erinnert an „Schwadron", franz. escadron, kommt aber wahrscheinlicher von dem süddeutschen Zeitworte „schwadern", mhd. swadern, swatern = schwätzen, rauschen, klappern her.

Einem beschränkten, unbeholfenen, ungeschlachten Menschen gibt der Volkswitz den Namen „Tölpel", von mhd. törpel, dörpel, eigentlich dörper, d. i. Dorfbewohner. Auch der Name „Bauer", von mhd. gebûr, der ursprünglich Mitbewohner, dann Nachbar, Mitbürger und weiterhin Dorfgenosse bedeutet, muß heutzutage vielfach als Schimpfwort für einen rohen ungeschliffenen Menschen dienen.

Mit „Bärenhäuter" hat man ehemals einen faulen Menschen bezeichnet, der den ganzen Tag auf der Bärenhaut, dem Lieblingslager unserer Vorfahren in den germanischen Wäldern, zu liegen pflegte: „Sie lagen auf der Bärenhaut und tranken immer noch eins." Damit hängt wohl auch „Faulpelz" zusammen; denn „Pelz" ist hier offenbar gebraucht wie „Haut", in „gute Haut", „Dickhäuter" u. dgl., mit welchem Worte die menschliche Haut ihrer Unempfindlichkeit wegen absichtlich mit einem Tierfell verglichen ist. Damit kommen wir auf das Gebiet der Schimpf- und Spottnamen, die aus Personennamen entstanden sind.

Der Heldenname Karl, d. i. Mann, starker Mann, Geliebter, hat sich in das verächtliche „Kerl" verwandelt, zu dem noch allerlei „nette" Zusammensetzungen, das Schimpfwort verstärkend, hinzutreten können. Oft spricht man auch von einem „guten Kerl", als von einem Dummkopf, mit dem leicht fertig zu werden ist. Und oft sagt man: das ist ein „rechter Kerl", das ist ein „braver Kerl", und bekennt damit, daß das Wort seinen ursprünglichen Sinn noch nicht ganz verloren hat.

Nicht besser ist es dem Namen Ruprecht, dem Ruhm-

glänzenden, ergangen, der in der Form von „Rüpel“ zum Schimpfworte für einen Menschen von flegelhaftem, plumpem Wesen herabgesunken ist. — Ihm zur Seite darf sich auch der Personenname Nikolaus in den Verstümmelungen „Nickel“ und „Claus“ stellen, die eine geringschätzige Benennung eines ungeschlachten, gemeinen Mannes sind und in „Schweinickel“ und „Sauclaus“ ebenfalls zum niedrigen Schimpfworte für unreinliche, schmutzige Menschen geworden sind.

Der „Stoffel“, „Stöffel“[1]) und der „Töffel“ (im Sinne vom unbeholfenen, dummen, gutmütigen, schläfrigen Tölpel) verdanken ihre Entstehung dem hl. Christophorus, der wohl durch seine Hünengestalt und sein ungeschlachtes Wesen diese Bedeutung vermittelt hat. — Auch Heinrich ist in seinem früheren Ansehen stark gesunken und gilt in manchen Gegenden Deutschlands nunmehr als Spottname. So nennt man in Niedersachsen einen mageren Menschen spottweise einen „knöckeren Hinreck“ und in Mitteldeutschland tituliert man einen gutmütigen Jasager, der alles über sich ergehen läßt, mit „sanfter Heinrich“. Die „faule Trine“ (von Katharina), die „faule Lene“ (von Helene), der „Schmutzbartel“ (von Bartholomäus), der „dumme August“ sind sogar sprichwörtlich geworden. Der Berliner spricht von „Quaselfritze“, „Quaselliese“ und „Quaselpeter“, um einen Schwätzer zu bezeichnen; einen guten dummen Kerl nennt der Basler einen „Baschi“ = Sebastian. (Behaghel.)

Am meisten tritt der Name „Hans“, „Johannes“, „Johann“ in Schimpf- und Spottnamen auf. Er gehört somit in erster Linie zu den „moralisch heruntergekommenen“ Wörtern. Da marschieren auf: der „Großhans“ und der „Prahlhans“, der „Faselhans“ und der „Speckhans“, der „Fabelhans“ und der „Gaffhans“, der „Hansdumm“ und der „Hansnarr“, der „Dummerjahn“ und der „Groberjahn“ (oder auch „Grobian“), der „Hanswurst“ oder wie ihn auch Hans Sachs nennt, der „Wursthans“, der bei den Fastnachtszügen eine lange dicke lederne Wurst trug. Das zuletzt genannte Schimpfwort, mit dem man einen Menschen von plumper, wurstähnlicher Leibesgestalt bezeichnet, der durch seine possenhaften, albernen, lächerlichen Streiche überall Aufsehen erregt, entstand zu Anfang des 16. Jahrhunderts und kommt in der nieder-

---

[1]) „Das Glück ihm günstig sei,
Was hilft's dem Stöffel?
Denn regnet's Brei,
Fehlt ihm der Löffel.“ (Goethe.)

deutschen Bearbeitung von Sebastian Brants „Narrenschiff" aus dem Jahre 1519 zuerst vor. Luther hat das Wort adoptiert. In seiner Schrift „Wider Hans-Worst" sagt er: „Diss Wort ist nicht mein, noch von mir erfunden, sondern von andern Leuten gebraucht wider die „groben Tölpel, so klug sein wollen, doch ungereimpt zur Sachen reden und thun."

Außer den vorhin angeführten Schimpfnamen gibt es noch eine große Zahl, bei denen Johann Gevatter gestanden hat, so daß man wohl sagen kann, es regnet und hagelt von Johann. Daher pflegt man mit Anspielung auf die Menge der Hagelkörner eine zahlreiche gemeine Menge „Janhagel" zu nennen.

Auch das Wort „Knecht" ist in seinem früheren Ansehen merklich gesunken. Abgesehen von bäuerlichen Kreisen, ist es heute nur im sittlichen Sinne üblich. Es bezeichnet den zu jedem Dienste Gezwungenen. Dieser Bedeutung verdanken „Knechtsseele", „knechtisch", „knechten" ihr Dasein. Früher war „Knecht" ein ehrendes Wort und meinte den Knaben, den waffenfähigen Jüngling, oft auch den Helden. Noch im Mittelalter heißt es von zwei Rittern, die sich bekämpfen, daß sie vehten gelîch zwein guoten knehten. Die englische Sprache hat die alte Bedeutung bewahrt; in derselben ist knight jetzt noch der Ritter. Der Grund in der Entwertung des Wortes im Deutschen liegt wohl darin, daß man den Dienenden als den Jungen, den Knaben bezeichnete, dem der Gehorsam gegen den Älteren, den Herrn eine natürliche Pflicht war.

Dasselbe Schicksal hat das Wort „Bube" erlitten, das früher einen Knaben, einen jungen Diener, jetzt aber meistens den Sinn eines niederträchtigen, schamlosen, gemeinen Menschen angenommen hat. Auch seine Zusammensetzungen wie „Bubenstück", „Bubenstreich", „Lotterbube", Spitzbube" haben eine recht ehrenrührige Bedeutung. Unsere heutigen „Spitzbuben" sind die früheren „Spießbuben", wie ursprünglich auch die Lands- und Troßknechte hießen, mit denen bis zum 17. Jahrhundert die Kriege geführt wurden. Weil diese in Friedenszeiten vielfach vom Diebstahl, Bettel und Raub lebten, nahm der Ausdruck „Spitzbube" eine verächtliche Nebenbedeutung an. — In verschiedenen Mundarten jedoch, z. B. den süddeutschen, wird „Bube" noch in seiner ursprünglichen Bedeutung gebraucht, so daß hier eine Mutter ihre Söhne als ihre Buben bezeichnet. Eigentümlich ist, daß „Bube" auch im Kartenspiel (Skat) die alte Bedeutung bewahrt hat.

Auch „Magd" und „Dirne" haben einen ähnlichen Be-

deutungswandel erfahren. Das alte „maget“ (eine weibliche Ableitung aus einem alten verloren gegangenen „magus“, d. i. Knabe, Jüngling) bezeichnete eine Jungfrau, ein noch nicht verheiratetes Mädchen. Im Mittelalter wird die Allerseligste Jungfrau Maria geradezu diu maget genannt. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts aber wurde daraus eine Dienerin niedriger Art; daher auch die Namen „Viehmagd“, „Saumagd“. Und mit dem alten „dierne“ aus diu, d. i. leibeigene Dienerin schimpft man jetzt ein lüderliches, gemeines Mädchen.

Auch „Gesindel“ (von Gesinde, aus ahd. gasindi, d. i. Reisegefolge) hat einen häßlichen Beigeschmack angenommen. Es bezeichnete erst eine kleine, niedere Dienerschaft und dann „Lumpenpack“.

Zu den Spottwörtern kann man jetzt auch das Wort „Streber“ zählen, das den Sinn eines auf jede Weise, besonders im Dienst sich vordrängenden Menschen hat. Unsere großen Dichter gebrauchen „streben“ noch im schönsten Sinne. So sagt Goethe in „Künstlers Apotheose“: „Die gute Tat, das schöne Wort, es strebt unsterblich, wie er sterblich strebte.“

Die Namen „Schulmeister“ und „Pfaffe“, die früher durchaus ehrende Bezeichnungen für Lehrer und Geistlicher waren, sind heutzutage so in Verruf gekommen, daß dieselben eine Beleidigung in sich schließen, die vor den Schranken des Gerichtes geahndet wird.

So tief wie die genannten Namen ist zwar der alte Ehrenname „Hagestolz“ nicht gesunken. Aber dennoch hat er heutzutage im Gegensatze zu seiner ursprünglichen Bedeutung einen verächtlichen, verspottenden Sinn. Die ahd. Form des Wortes ist hagustalt und heißt eigentlich „Hagbesitzer“, d. i. nämlich der Besitzer eines kleinen eingefriedigten Grundstückes („Hag“, ein Wort, das noch in vielen Ortsnamen erscheint). (Vgl. die Abhandlung „Unsere Ortsnamen“.) Nach dem altgermanischen Erstgeburtsrecht erbten nämlich der älteste Sohn den Hof, während seine Brüder auf den Nebenbesitzungen angestellt wurden. Diese konnten somit keinen eigenen Haushalt gründen, waren oft ganz vom ältesten Bruder abhängig und blieben ledig. Schon in den ahd. Glossen dient hagustalt als Adjektiv für ehelos, z. B. in der Verbindung hagustalt lêp = eheloses Leben.

Auch „Schreiber“, das früher in hohen Ehren stand, ist heute in „Schreiberseele“, „elender Schreiber“ zum Spottnamen geworden. In den Schimpfnamen „Trunkenbold“, Raufbold“ fühlt man jetzt nicht mehr, daß „bold“ (das frühere

Eigenschaftswort „pald“) kühn, tapfer, stark bedeutet. Sie bezeichnen eine Person, die stark in dem ist, was das Bestimmungswort ausdrückt. „Bald“ steckt als zweiter Teil auch in dem rheinischen Schimpfwort „Rabau“. Dieses entstammt dem niederländischen „rabaut“, daß die Bedeutung von Polterer, Ungestümer hat.

Man hat zur Erklärung dieser Bedeutungsverschlechterungen von einem pessimistischen Zuge in unserer Sprache geredet. Aber nichts ist verkehrter als eine solche Auffassung. Die Absicht, ein harmloses Wort zu verschlechtern, hat den Redenden durchaus fern gelegen. Was sie wollten, war vielmehr etwas ganz anderes. Sie scheuten sich, ein häßliches Ding mit dem zutreffenden derben Ausdrucke zu bezeichnen und griffen zu einem milderen, ohne daran zu denken, daß diesem damit sehr Unrecht geschah. Also Rücksicht, vielleicht übertriebene Rücksicht, eine verkehrte Sucht, zu beschönigen, das ist die Ursache solcher Bedeutungsverschlechterungen, meint Dr. Fr. Schroeder in einem Aufsatze „Über den Bedeutungswandel der Worte“.

In neuerer Zeit hat sich jedoch in der Entwicklung mancher Worte ein optimistischer Zug geltend gemacht, so z. B. in „Schalk“ und „Schelm“. „Schalk“ das ursprünglich „Knecht“ bedeutete, hat später einen beschimpfenden Beigeschmack angenommen: man bezeichnete mit ihm einen Menschen von knechtischer, hinterlistischer Art. Heute gebrauchen wir das Wort nur in scherzender Anwendung, wenn wir eine unschädliche, harmlose List zu schelten uns den Anschein geben. Schon Goethe bezeichnet mit dem Worte ‚Schalk‘ „eine Person, die mit Heiterkeit und Freude jemand einen Possen spielt“.

„Schelm“ bedeutete ursprünglich so viel als „Pest“, dann „gefallenes Vieh“: „so kâm ein gemeinre schelme und ein sterben unter die lûte dar,“ heißt es in einer Chronik vom Jahre 1349 über den „schwarzen Tod“. Aus dieser Bedeutung entwickelte sich der Begriff „Schurke“, „Betrüger“, „ehrloser Mensch“. Schiller läßt Wallenstein zu Max sagen: „Dein Vater ist zum Schelm an mir geworden.“ Heute verwendet man das Schimpfwort vielfach mit derselben volkstümlichen Art derben Scherzes, wie dem Sachsen jetzt sein „Luderchen“, dem Frankfurter sein „Dos“ oder „Schinnoos“ (eigentlich Schindaas) als Kosewort dient. Beglückt über die Verlobung ihrer einzigen Tochter Luise, hörte ich kürzlich, wie eine Mutter selig lächelnd ihrer Nachbarin zurief: „Der kleine ‚Schelm‘ hat Luisens Herz gestohlen.“

Auch das oberrheinische „Keib“, d. i. ein gemeiner Mensch,

wird gelegentlich lobend gebraucht, um einen schlauen Burschen zu bezeichnen.

Oft haben Witz und Humor oder auch Bosheit an Körperteilen Eigentümlichkeiten entdeckt, die den Trägern unliebsame Namen eintrugen, wie: „Dickkopf“, „Mollenkopf“ (der den Kopf voll Schmutz und Ungeziefer hat), „Teufelskopf“, „Schmutzmaul“, „Gestmaul“ (soviel wie „Fettmaul“), „Schmerbauch“ (von smëro = Fett, Fettigkeit), „Langohr“, „Glotzauge“ (dessen Augen weit vorstehend sind), „Großmaul“, „Schreihals“, „Langfinger“, „Dummbart“, „Schlafmütze“ u. a.

In gleicher Weise ist die Bezeichnung von leblosen Dingen in zahlreichen Fällen auf Personen übergegangen, die mit denselben in besonders hervorragender Verbindung gestanden haben. Ein Mensch, der nur mit einem Dreschflegel umzugehen versteht, der sich also in seinem ganzen Tun und Treiben derb und grob zeigt, heißt kurzweg „Flegel“ und sein Benehmen flegelhaft.

Sein Freund „Bengel“ hat seinen Namen von einem zum Schlagen und Prügeln dienenden Stücke Holz (Bengel genannt) erhalten, das er meisterlich zu handhaben versteht. Nicht nur der Strick, mit dem der Verurteilte gehenkt wird, heißt „Galgenstrick“, sondern auch derjenige, welcher solchen Strick verdient. Einem plumpen Menschen geben wir den passenden Namen „Klotz“ oder „Kloß“. Doch läßt sich nicht jeder diesen Schmeichelnamen gefallen, nicht einmal ein Eskimo. Das bezeugt uns Meister Urian:

„Da schalt ich jemand (Eskimo) einen ‚Kloß‘
Und kriegte viele Schläge.“

Einen gemeinen, schäbigen Kerl vergleicht das Volk verächtlich mit einem abgetragenen Kleidungsstücke und nennt ihn einen „Lumpen“:

„Du alter „Lump“, wie steht dir nicht
Der Bettelsack so zierlich an,“

singt Hebel. Einen haltlosen Menschen tituliert der Volkswitz treffend mit „Waschlappen“, wohl mit bezug auf den wertlosen Lappen. Und eine alte Frauensperson, bei der man keine „Eroberungen“ mehr machen kann, gibt der Volksmund, der auch sehr ungerecht sein kann, den Namen „Schachtel“, wohl mit Anspielung auf die wertlose Pappschachtel.

Vor allem sind es gewisse Berufsarten, die der Volkswitz

mit Spitznamen heimsucht, die einen köstlichen, mitunter freilich auch einen recht derben Humor verraten. Die Zahl solcher Neck- oder Spottnamen ist bei uns endlos. Da wird der Barbier zum „Verschönerungsrat", zum „Doktor" (weil er nicht selten in früheren Zeiten und wohl auch jetzt noch als Heilgehilfe oder Zahnkünstler tätig war), zum „Bartkratzer", „Schnutenfeger" und in Süddeutschland sogar zum „Rüsselschaber". Die Kaufleute, insbesondere die Gehilfen, haben die Auswahl unter folgenden „ehrenden" Beinamen: „Heringsbändiger", „Trankonditor", „Ölprinz", „Ellenreiter", „Pfeffersack"[1]), „Tütchendreher", „Rosinenengel", „Sirupsritter". „Fadenbeißer", „Bekleidungsrat" oder „Schneider Meckmeck" ruft man den Schneidern zu; „Pillendreher", „Giftmischer" den Apothekern, „Stoppelhopser" den Verwaltern auf Landgütern oder den Landwirten; „Pflasterkasten" den Wundärzten; „Spulkater", „Himmelfechter", „Schwartenrutscher" den Leinewebern; „Pechhengst", „Pechdraht", „Drahtklemmer", „Meister Knieriem" den Schuhmachern; dem Schornsteinfeger aber „Essenkehrer", „Röhrenkieker", „Kaminrat", „Feuerrüpel"; der Schmied heißt „Rußwurm" und der Wagner „Krummholz". Sehr schlecht kommen die Advokaten weg, die über „Rechtsverdreher", „Schadvokaten", „Beutelschneider", „Beutelräumer", und die Wucherer, die über „Hals- oder „Kehlabschneider", „Vampire" dankend quittieren können.

Eine überaus reiche Ausbeute liefert das Tierreich dem deutschen Schimpfwörterbuch. Sehr zahlreich sind die entehrenden Bezeichnungen, die sich auf den „Hund", den treuen Begleiter des Menschen beziehen. Sie gelten für eine der stärksten Beschimpfungen: „Du bellst nur, um Hund zu heißen." „Du wirst noch Hunde tragen oder führen müssen," so schalt man oft im 15. Jahrhundert. Räudige Hunde tragen oder führen war nämlich in alten Zeiten eine der schlimmsten Strafen.

Andere Tiernamen, durch welche menschliche Eigenschaften von unerfreulicher Natur gekennzeichnet werden, und die den Stempel eines Schimpfworts tragen, sind: „Esel", „Gans", „Heupferd", „Kamel", „Ochs", „Rindvieh", „Rhinozeros", „Schaf", „Trampeltier", „Faultier", „Schwein", „Sau".

Alle Schimpfwörter, die auf Tiernamen zurückgehen, aufzu-

---

[1]) Pfeffer in der Bedeutung von Gewürz, vgl. Pfefferkuchen = Gewürzkuchen. Der Spottname war schon im Mittelalter überall gang und gäbe.

zählen, ist überflüssig, weil sie an sich so verständlich sind, daß sie keiner weiteren Erklärung mehr bedürfen. Nur „Backfisch“ und „Stockfisch“ will ich kurz berühren. „Backfisch“ ist eine spöttische Bezeichnung für junge Mädchen, die in dem Lebensalter zwischen Kind und Jungfrau stehen.

„Ihr wißt doch, was man Backfisch nennt?
Ein frisch und fröhlich Element,
Halb sinnend Mägdelein, halb noch Kind,
Unartig oft, launisch gesinnt.“

Alex. Kaufmann.

Die kleinen unausgewachsenen, gewissermaßen unreifen Fische eignen sich besser zum Backen als zum Kochen. Die Ähnlichkeit liegt also in der Unreife beider, eines solchen Fisches und eines solchen Mädchens. — Es fehlt auch nicht an Analogieen für diesen Ausdruck. Für einen noch unreifen Jüngling haben wir die Bezeichnung der Vogelwelt entnommen: wir nennen ihn „Gelbschnabel“, weil der Schnabel vieler junger Vögel gelblich ist. Das Wort „Stockfisch“ ist als Schimpfwort zur Bezeichnung dummer Schuljungen schon über 100 Jahre alt. Christoph von Schmid schreibt in seinen „Erinnerungen“ von dem Schulunterrichte seiner Zeit: „Wenn er (der pedantische Ludimagister) uns heftig geschmäht und geschlagen hatte, wurde er wieder freundlich: „Es muß nun einmal so sein,“ belehrte er uns. „Ich habe euch oft Stockfische genannt, nicht als hättet ihr keinen Kopf wie die Fische, die ohne Kopf zu uns kommen; denn mit solchen kopflosen Knaben wäre ja nichts anzufangen; sondern ich nenne euch deshalb so, weil Knaben wie die Stockfische gebläut, derb geklopft und geschlagen werden müssen, damit sie brauchbar und genießbar werden.“

Zum Schlusse dieses Abschnittes soll auch noch des mysteriösen „Drachen“ gedacht werden. Dieses merkwürdige Tier wird als fliegende Schlange mit großen feurigen Augen und pfeilspitziger Zunge dargestellt. Obwohl nun der Drache in der Tierwelt, wie schon bemerkt, ein sagenhaftes Wesen ist, so soll er im täglichen Leben als „Hausdrache“ keine seltene und durchaus keine fabelhafte Erscheinung sein.

Merkwürdig ist, wie rasch oft gewisse Wörter, die eine Person zuerst angewandt hat, wie klingende Münze in kurzer Zeit ganze Länder durchwandern. „Philister“, welches scherzhaft wohl auch als: „Viel ißt er“ gedeutet wird, war anfangs ein Spottname, den die Studenten den Bürgersleuten gaben. Im

Jahre 1693 fiel zu Jena im Gasthause „Zum gelben Engel" eine Prügelei zwischen Studenten und Bürgern vor, wobei ein Musensohn getötet wurde. Sonntags darauf predigte der Generalsuperintendent G. Götze heftig wider diese Tat: „Es sei," rief er, „bei diesem Mordhandel hergegangen, wie dort geschrieben steht: Philister über dir, Simson!" Dieses Wort ertönte bald in allen Gassen Jenas, und von der Stunde an hießen die Bürger daselbst und auf anderen Universitäten „Philister".

A. Heintze aber meint, man wird eher das Richtige treffen, wenn man von solch recht fragwürdigen Geschichten absieht und die Entstehung dieses Sprachgebrauchs einfach aus der in studentischen Kreisen von alters her herrschenden Anschauungsweise erklärt. Das akademische Volk, bibelfest wie es war, verglich sich mit dem auserwählten Volke des Alten Bundes. Im Einklang damit wurde auch ein Auszug der Studenten, die sich mit den akademischen Behörden entzweit hatten (wie z. B. noch zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts in Halle) mit dem Auszuge der Kinder Israels verglichen. Über die bürgerliche Welt fühlte sich nun das studentische Völkchen so erhaben wie die Kinder Israels über die verachteten Philister.

Auch über die Entstehung des Spottnamens „Salbader" und des davon gebildeten Verbums „salbadern" gibt es verschiedene Erklärungen. Nach der einen ist das Wort in Jena entstanden. Es lebte daselbst vor dem Saaltore in einem Badehause Hans Kranich, Barbier und Chirurg, der durch seine kopflose Geschwätzigkeit so bekannt war, daß die Redensart aufkam: „Er spricht wie der Saalbader." Nach einer anderen Erklärung verdankt das Wort seine Entstehung einem gewissen Jak. Vogel, Bader aus Stößen a. d. Saale, der zur Belohnung für seine unsinnigen Gedichte zum kaiserlichen Dichter gekrönt wurde. Doch ist Moriz Heynes Erklärung vorzuziehen, welcher „Salbader" als Umformung aus Seelbader ansieht. Seelbad (mhd. sêlbat, war ein Bad, das jemand zum Heil seiner Seele für die Armen gestiftet hatte, in einer bestimmten Badestube und an festgesetzten Tagen. Die Geschwätzigkeit der Bader ist bekannt; der Bader aber, der bei einem Seelbade bediente (der Seelbader), hat es sicher auch nicht an der nötigen Salbung in seinen Reden fehlen lassen, und so ist die Entstellung des Spottwortes nicht verwunderlich. (Vgl. „Zeitschrift d. A. d. Spr.", XIV. Jahrg. Nr. 5, S. 99.)

Der Spottname „Blaustrumpf", der heutzutage einer ge-

lehrten Dame beigelegt wird, ist englischen Ursprungs und hatte früher eine ganz andere Bedeutung. Der gelehrte Mr. Stillingfleet erschien in Gesellschaften, wo geistvolle Unterhaltung vorzugsweise gepflegt wurde, in nachlässigem Anzuge mit gemeinen blauen Strümpfen. Man nannte solche Gesellschaften „Blaustrumpf-Gesellschaften", nicht zum Spotte, sondern um auszudrücken, daß nicht das Äußere, sondern das Innere daselbst etwas galt. Da man die Bildung solcher Gesellschaften den drei gelehrten Damen, Montagu, Vesey und Ord zuschrieb, so ging allmählich der Name auf gelehrte Damen über.

Für die Entstehung des Spottwortes „Prinzipienreiter" wird Fürst Heinrich der 72. von Reuß-Lobenstein-Ebersdorf verantwortlich gemacht. Derselbe erließ im Jahre 1844 nachstehenden Erlaß: „Ich befehle hiermit Folgendes ins Ordrebuch und in die Special-Ordrebücher zu bringen. Seit 20 Jahren reite Ich auf einem Prinzipe herum, d. h. Ich verlange, daß ein Jeglicher bei seinem Titel genannt wird. Dieses geschieht stets nicht. Ich will also hiermit ausnahmsweise eine Geldstrafe von 1 Thaler festsetzen, der in Meinem Dienste ist, und einem Andern, der in Meinem Dienste ist, nicht bei seinem Titel oder Charge nennt.
Schloß Ebersdorf, d. 12. Okt. 1844. Heinrich LXXII."

Von den Schimpf- und Spottnamen, die an den Götterglauben unserer Altvordern erinnern, nenne ich „Wechselbalg", „Mondkalb", „Wicht", „Aschenputtel" und „Ölgötze". Wechselbalg ist ein Schimpfwort für ein mißratenes Kind, während ursprünglich der Aberglaube ein von Hexen stammendes, unterschobenes, eigentlich umgewechseltes Kind darunter verstand. Balg, eigentlich die abstreifbare Haut von Tieren, ist vielfach ein Schimpfwort für jedes Kind; am Niederrhein ist dafür „Panz" geläufig.

Mit Mondkalb beschimpft man eine geistig beschränkte Person; früher bezeichnete man damit eine Mißgeburt, von der man glaubte, daß sie unter dem Einfluß des Mondes entstanden sei.

Wicht bedeutet, je nachdem demselben ein gutes oder böses Eigenschaft vorgesetzt wird, ein gutes oder ein böses Wesen. Der „Bösewicht", der „elende Wicht", bezeichnen einen gemeinen niederträchtigen Menschen. Der Name „Wicht" wird auch dem Teufel beigelegt. „Fahr' zum Wicht!", d. h. zum Teufel, sagt man im Norden. Wichte sind übermenschliche Wesen, die heute noch in der Sage von den Wichtelmännchen und Kobolden fortleben.

„Aschenputtel" oder „Aschenbrödel", das ein armes, verachtetes, zu unwürdigen Dienstleistungen mißbrauchtes Mädchen bezeichnet, ist aus dem bekannten Märchen gemeinverständlich geworden. Weiter zurück aber bezeichnet der Name einen Heldenjüngling, welcher, von seinen stolzen Brüdern verachtet, am Herde hockt, beim rechten Anlaß hervortritt und durch seine Heldentaten die anderen beschämt. Dieses ursprüngliche Leben in verachteter Dunkelheit ist ein in der germanischen Sage häufig wiederkehrender Zug, der als echt mythologisch anzusehen ist.

Mit „Ölgötze" beschimpft man einen dummen, steifen und unbeholfenen Menschen. Über die Erklärung des merkwürdigen Wortes ist man noch geteilter Ansicht. Fast allgemein wird angenommen, daß der zweite Teil der Zusammensetzung das bekannte Wort „Götze" und das Öl, das lat. oleum sei. Nach einigen Forschern ist „Ölgötze" ein mit Öl bemaltes Götzenbild; nach andern ein geschnitztes Götzenbild, das Licht spendet, und an welchem die Öllampe hängt. Auf diesen Ölgötzen scheint sich die Redensart zu beziehen: „Den Ölgötzen tragen", d. i. niedrige, schmutzige Dienste verrichten, in allem unterwürfig sein; und auf ersteren: „Wie ein Ölgötze dastehen", d. h. steif, regungslos dastehen, dumm und unbeholfen sein.

Diese Auslese aus dem deutschen Schimpf- und Spottwörterbuch mag genügen, um schon zu erkennen, „welch unerschöpflichen Reichtum an Schimpfwörtern und moralischen Kernworten unsere Sprache besitzt, und wie viele treffliche Keile sie auf einen groben Klotz zu schlagen versteht". Ja, es liegt in vielen unserer deutschen Schimpfwörter ein Stück Kulturgeschichte verborgen. „Der Patriot braucht nicht zu fürchten," sagt ein Schriftsteller, „daß der deutsche Volkscharakter wegen der Fülle an derben und kräftigen Ausdrücken in ein schlimmes Licht gerückt werde, er darf vielmehr stolz darauf sein, daß auch nach dieser Seite hin die Muttersprache ihren großen und mannigfaltigen Reichtum bekundet und ein so deutliches Zeugnis gegen das Böse und Verachtungswerte redet."



IV. Unsere Familiennamen.

„Ich habe einen Genossen treu,
Wo ich bin, ist er auch dabei.
Bleib daheim ich, geht er auch nicht aus,
Und geh ich fort, bleibt er nicht zu Haus."
Nach: „Der treue Gefährte". (Anast. Grün.)

Diese etwas veränderten Worte des Dichters Anastasius Grün kann ein jeder Mensch auf sich anwenden; denn ein jeder hat in seinem Familiennamen einen solchen Genossen, der ihn während seines ganzen Lebens nicht verläßt, dem er stets treu zugetan ist, den er so ängstlich behütet, daß ihm auch nicht ein einziger Buchstabe — und wäre es selbst ein ganz unnützer — geraubt werde. Allein — wie merkwürdig — sein treuer Genosse ist ihm trotz alledem oft noch gänzlich unbekannt. Er kennt in vielen Fällen weder seine Herkunft, noch sein Inneres. Gleich einem Ritter mit geschlossenem Visier marschiert er ihm beständig zur Seite.

Versuchen wir einmal das Visier zu öffnen und dem „treuen Genossen" offen ins Antlitz zu sehen, dann erschließen sich uns ganz neue unverfälschte Quellen für die Erkenntnis der Denk- und Sinnesart unseres Volkes in längst vergangener Zeit.

1.

Das Auftreten der Familiennamen in unserm heutigen Sinne ist verhältnismäßig jung: es reicht nur wenig über das 14. Jahrhundert hinaus. Vor dieser Zeit kannte man nur Ruf- oder Vornamen. Diese sind daher die ältesten. Ihre Zahl ist keine geringe. Man schätzt sie auf etwa 1200, die in gedruckten Schriften und in Urkunden zu finden sind, ohne die vielen, die überhaupt niemals aufgezeichnet wurden.

Unsere Vorfahren legten dem neugebornen Kinde nur einen der vielen Vornamen bei. Dieser genügte für die damalige Zeit auch vollständig. Die Verhältnisse in den ersten 7 bis 8 Jahrhunderten waren höchst einfach und das Leben auf enge Kreise

beschränkt. Jeder kannte seinen Nachbar; Aus- und Einwanderung fand, die slavischen Marken abgerechnet, nur in geringem Maße statt. Da bedurfte es der Familiennamen so wenig wie heute im Kreise einer Familie. Selbst später, vom 9. bis 11. Jahrhundert, war die Unterscheidung einer Person von einer anderen gleichen Namens durch weitere Bezeichnungen unnötig. „Die Bevölkerung war verhältnismäßig dünn, und dazu der Hauptmasse nach bodenständig. Handel und Verkehr war nicht bedeutend."

Als aber die Kreuzzüge ins Leben traten, gestalteten sich die Verhältnisse wesentlich anders. Der Handel kam in Flor, der Geist großer Unternehmungen wurde wachgerufen. Italiens Erzeugnisse wanderten über die Pässe nach Deutschland. Es konnte somit nicht fehlen, daß die deutschen Städte herrlich aufblühten. Sie wuchsen an Bevölkerung und Reichtum mächtig heran. Alles zog in die Stadt, in den Sitz eifrig aufstrebenden Gewerbefleißes.

Infolgedessen kam es vor, besonders in verkehrreichen Städten, daß eine große Anzahl von Personen gleichen Namen führten. So waren z. B. auf einem Feste, das der junge König Heinrich im Jahre 1171 bei Bayeux gab, nicht weniger als 117 Ritter im Saale, die alle Wilhelm hießen. Diese einfache Bezeichnungsweise mußte selbstverständlich zu vielen Verwechselungen und Irrtümern, ja mitunter zu den unlösbarsten Verwickelungen führen, besonders, wo es wichtige Erbschaftsangelegenheiten betraf, oder wo gerichtliche Verträge und Urkunden, die mit dem Aufblühen der Städte immer zahlreicher wurden, unterschrieben werden mußten.

Man fand es daher unbedingt notwendig, zur Unterscheidung von Personen gleichen Namens zu den einfachen Personennamen noch andere Bezeichnungen der verschiedensten Art zu setzen: stehende Beinamen, aus denen allmählich im Laufe des 13. und der nachfolgenden Jahrhunderte die erblichen Familiennamen sich entwickelten.

Daß diese Festsetzung in Deutschland nicht überall zur gleichen Zeit stattfand, ist sehr natürlich. In den Bezirken, wo Handel und Verkehr schon früh in Blüte standen, in den Landschaften, in denen das mittelalterliche Städteleben am stärksten sich entwickelt hat, also am Rhein und in Süddeutschland, finden wir auch zuerst die Familiennamen. In Köln erscheinen sie bereits um das Jahr 1106 und in Süddeutschland tauchen sie in den Jahren 1145—1168 auf. Wo aber das Handels- und Verkehrs-

leben noch schlummerte, wie z. B. in Norddeutschland, da begnügten sich die Leute noch ferner mit einfachen Personennamen. So finden wir im Stralsunder Verfassungsbuch und in den Hamburgischen Kämmereirechnungen um die Mitte des 14. Jahrhunderts einfache Namen, wie Wicbold, Rothardus, Hinrichs, Eccardus zur Bezeichnung der Persönlichkeit. Zu Bremen wurde der Gebrauch der Familiennamen erst im 16. Jahrhundert allgemein. Am spätesten haben die Friesen eigentliche Familiennamen angenommen, bei ihnen waren sie noch bis in das 18. Jahrhundert selten. Eine Verordnung der Hannoverschen Regierung schärfte sogar noch im Jahre 1826 den Ostfriesen ein, jederzeit feststehende Familiennamen zu führen.

Hieraus geht nun zunächst hervor, daß die Entstehung der Familiennamen mit der sozialen und geistigen Entwickelung des deutschen Volkes in engem Zusammenhange steht. Ja, in der Geschichte unserer Familiennamen haben wir ein gutes Stück Kulturgeschichte Deutschlands. Weiter wird uns klar, daß die Familiennamen zuerst in den Städten und erst späterhin auf dem Lande aufgekommen sind. Von den Städtebewohnern haben zuerst die vornehmen Bürger, die Ratsherren, den Gebrauch der Familiennamen eingeführt, während der hohe Adel und die Geistlichkeit, sowie der Handwerker und der Bauer sich noch lange mit den einfachen Personennamen begnügten. Am längsten widerstrebten die Juden, eigentliche Familiennamen zu führen. Sie mußten meistens durch die Gesetzgebung dazu gezwungen werden. In Preußen geschah dies durch den Hardenbergschen Erlaß vom 11. März 1812.

2.

Der Gebrauch der Familiennamen trat nicht unvermittelt und unvorbereitet ein, sondern erscheint nur als eine Weiterentwickelung des schon früher Bestehenden. Bereits lange vor dem Aufkommen derselben war es bei dem grundbesitzenden Adel Sitte, daß die Familie sich nach ihrem Stammgute benannte; ferner wurden namentlich bei den nordgermanischen Völkern schon in alter Zeit zu den Personennamen Beinamen gefügt, die teils Bezeichnungen hervorragender geistiger Eigenschaften, der körperlichen Tätigkeit enthielten, teils Spottnamen waren. Da begegnet uns z. B. Frôdi der Mutige, Brandr der Freigebige, Ôsvifr der Kluge, Ôlafr der Schamhafte. Diesen Vorgängen entsprechend, enthalten die Familiennamen eine Bezeichnung teils der Herkunft aus Volk,

Land, Stadt, teils des Standes und der gewerblichen Tätigkeit, teils körperlicher oder geistiger Eigenschaften.

Von ganz besonderer Bedeutung und vorzüglich hervorragendem Interesse sind diejenigen Familiennamen, die aus den **altdeutschen Personennamen** erwachsen sind. Verweilen wir bei letzteren einige Augenblicke.

Wenn uns der römische Geschichtsschreiber Tacitus auch nichts von unseren Vorfahren berichtet hätte, so könnten ihre Namen uns so manches von ihnen erzählen. In ihnen spiegelt sich so recht der Geist dieses Volkes, sowie sein Charakter in seinen Eigentümlichkeiten wieder, ja sie liefern uns einen Beitrag zur Kenntnis der germanischen Weltanschauung.

Durch sie können wir erfahren, daß ihr ganzes Sinnen und Trachten auf Krieg gerichtet war. Wir nennen nur: Hildebrand = brennender, strahlender Kampf, Machtilde = machtvolle Kämpferin, Hildebert = der Kampf-Glänzende, Hildemar = der Kampf-Berühmte, Hilderich = der Kampf-Mächtige, Hildeburg = Bergerin im Kampf, Hiltrud = Kampf-Zauberin, Kriemhild = helmbedeckte Streiterin, Gunther = Kriegsherr, Guntmar = der Schlacht-Berühmte, Guntwin = der Schlachtfreund, Gustav (schwedisch), Guntstab (hochdeutsch) = der Kriegsstab(träger), Wigand = der berühmte Kämpfer, Chlodwig, Ludwig = der Ruhmkampf, Hatuwic, Hedwig[1]) = die kriegerische Kämpferin, Nithard = Kampf(zorn)-Stark, Notburg = Beschirmerin in Kampfesnot, Notbald = der in Kampfnot Kühne, Notrad = Berater in Kampfnot u. v. a.

Aber nicht allein Kampf und Streit, sondern auch Sieg und Frieden war den Germanen erwünscht, dies bezeugen die vielen Namen, deren erster oder zweiter Teil ein sigu, sig, bezw. fridu, fride ist, wie: Siegfried, Sigmund = Siegesschutz, Sigburg = Schirmerin in oder durch Sieg, Sighild = Siegkämpferin, Sigbert = der im Siege Glänzende; Friederich = Friedensfürst, Winfried = Freund des Friedens, Edelfrida, Fridemund = Friedenschirmer, Fridwald = Friede-Gewaltiger, Fridebald = Friedekühn, Ferdinand, ursprünglich Fredinand = der Friedenskühne.

Neben dem Kriege war ihre liebste Beschäftigung die Jagd. In Friedenszeiten lagen sie fast beständig mit dem grimmigen Bären, dem wilden Ur und dem starken Eber im Kampfe. Das

---

[1]) Das alte wig (Kampf) ist auch noch in dem Zeitworte „aufwiegeln" enthalten.

sagen uns die Namen: Bernhard = Bärenstark, Beringar = Bärenspeer, Bermund = bärenstarker Schirmer, Bernhelm = bärenstarker Schützer; Urold = der Urgewaltige, Uremar = der berühmte Ur; Eberhard = der starke Eber, Ebernand = Eber-kühn u. a.

Im Kriege und auf der Jagd bedurften die Helden der Waffen; auch diese klingen aus den Namen wieder: Gerhard[1]) = der Speerstarke, Gerwin = der Speerfreund, Gerbert = der Speerglänzende, Gerfried = der mit dem Speer-Schützende, Gerwig = Speerkämpfer, Oskar = der Asenspeer; Aginhart[2]), Eckehard = Schwertstark, Egbert = der Schwert-Prächtige, Egwin = Schwert-Freund, Egbald = schwert-kühn; Helmbert = der Helm-Prächtige, Helmut, Helmbald = der starke Helm, Grimhard (von aldn. und angels. grîma = Helm). Wilhelm = der mit seinem Willen Schützende; Brunhild = glänzende Kriegerin, Brunold = glänzender Walter, Brunhard[3]) = Panzer-stark, Brunfried = glänzender Frieden(bringer), Schützer.

Die Namen Moathard = starker Mut, Baldewin = kühner Freund, Baldemund = kühner Beschützer, Leodebald = Volkskühn, Frambald = der sehr Kühne, Ermanrich = gewaltiger Herr, Lothar = Ruhmheer, Rodegang = Ruhmgänger, Roderich = Ruhmherr, Ruhmkönig, Rother = Ruhmheld, Rumald = der Ruhmgewaltige, Rupert = der Ruhmglänzende, Gunthard = Kampfstark, Harderich = starker Herr, Hartold = starker Walter, Hartwin = starker Freund, Leonhard = der Löwenstarke, Meinhard = kraftstark; Kuonrât = kühner Rat, Ratobert = glänzender Rat, Ratbald = ratkühn, Ratmar = ratberühmt, Ratwald = der Ratgewaltige; Waldebert = der durch Walten Glänzende, Waldefrid = mächtiger Befrieder, Walther = gewaltiges Heer, Waldemar = der durch weises Walten Berühmte, Berchtwald = glänzendes Walten u. v. a. erzählen uns von ihrem Mut und ihrer Kühnheit, von ihrem Ruhm und ihrer Stärke im Kampfe, von ihrem

[1]) Das Wurfgeschoß, der Wurfspeer wurde von den Germanen „Ger" genannt. Es ist ein sehr altes Wort und wurde schon in frühester Zeit zur Namenbildung verwendet.

[2]) Agi, age, eke, ekke, eg = „Ecke", „Kante", „Schneide einer Waffe", besonders „Messerschneide", „Schwertschneide", dann „Schwert" überhaupt.

[3]) Brunna = Brünne; dies Wort hängt wahrscheinlich mit dem keltischen bruinne zusammen und bezeichnet den „Brustharnisch". In den Namen ist es schwer zu scheiden von brûn „glänzend" an erster Stelle.

klugen Rate, den sie bei allen wichtigen Gelegenheiten an den Tag legten, und nicht minder von ihrem mächtigen Walten in Friedenszeiten.

Sogar die religiösen Anschauungen unserer Vorfahren klingen in ihren Namen wieder. Das uralte germanische Wort „God“, das in seiner ursprünglich neutralen Form das „angerufene Wesen“ bedeutet, erscheint stets an erster Stelle, wie in: Gotthard = Gottstark, Gottschalk = Gottes-Knecht, Gottlieb, umgedeutet aus Gottleip, bezeichnete einen Menschen, der sich mit Leib und Leben Gott hingab. Godbald = Gottkühn, Godwin = Gottfreund, Gotwald, später umgedeutet zu Gothold, Gotthold = waltender Gott. Wo „God“ im zweiten Teile des Namens sich findet, liegen junge Bildungen, sogen. Heischenamen vor: Ehregott, Traugott, Fürchtegott, Helfgott.

Eigentümlich ist, daß der Name ihres obersten Gottes Wuotan (Odin), auch Donar und Fro, bei keinem germanischen Gotte in Personennamen zu finden ist. Jedenfalls hat dies seinen Grund in der heiligen Scheu vor diesen Göttern. Desto häufiger benutzten sie die allgemeinen Götternamen und die Benennungen der untergeordneten Götter dazu. Das geschah in erster Linie mit dem Namen des Göttergeschlechtes der Asen[1]), hochdeutsch Ansen, as. As, Os, z. B. in Ansowald (Oswald = waltender Gott, Ansarich = Asenherr, Anshalm (Anselm) = Asenschutz, Answin (Oswin) = Asenfreund, Götterfreund, Ansbert (Osbert) = Asenprächtig.

In das geheimnisvolle Reich der Alben[2]) oder Elfen, von denen Sagen und Märchen so vieles zu erzählen wissen, führen uns die Namen: Alberad (Alfred) = Elfenrat, Alberich = Elfkönig, Albhard = Elfstark, Albuin = Elffreund, Elfmar = Elfberühmt, Elfnand = Elfkühn.

Im grellen Gegensatze zu dem kleinen und schwachen, aber listigen und neckischen Volk der Elfen steht das sinnlich-rohe, naturwüchsige Geschlecht der Riesen oder Hünen, wie dies Geschlecht in Niederdeutschland heißt. An dasselbe erinnern die Namen: Hunibald = Riesenkühn, Hunibrecht = glänzender Riese, Hunemund = Riesenbeschützer.

---

[1]) Asen sind die Lichtgottheiten der Germanen, die als Träger des Weltgebäudes aufgefaßt und darum die „Balken“ — dies bezeichnet ursprünglich das Wort ans — genannt wurden.

[2]) Alb, alf, elf ist die Bezeichnung für halbgöttliche, gespenstige Wesen und steht immer im ersten Teil der Zusammensetzung.

Aus der hohen idealen Würdigung des Weibes in der gesamten Lebensanschauung unserer Altvordern erklärt es sich, daß dasselbe eine so ehrenvolle Stellung einnahm, eine viel würdigere als die hellenischen Hausfrauen zur Zeit der höchsten Kulturblüte Athens. Ja eine Art göttlicher Verehrung genoß sogar das germanische Weib. Wie der Römer Tacitus berichtet, glaubte der Germane, daß etwas Heiliges und Vorahnendes den Frauen innewohne, und er verschmähte es nicht, ihren Rat zu hören und ihre Aussprüche zu befolgen. Dieser Glaube an das Hohe und Ehrfurchtgebietende in der Frauennatur, hat einen Niederschlag in zahlreichen weiblichen Namen zurückgelassen; so in: Idaberga[1]) gekürzt in Ida = jugendfrische Schirmerin, Idburg = jugendstarke Schützerin, Idfrida = jungfräuliche Befriederin, Trudberta[2]) = glänzende Zauberin, Hiltrud = Kampf-Zauberin, Helmtrud, Giseltrud = edle Zauberin, Gertrud = Schwertjungfrau, Guntrun[3]) (niederdeutsch Gudrun) = Kampfzauberin, Albruna (Elfrun) = Elfgeheimnis, Sigrun = Siegzauberin, Genovefa[4]) = die Zauberweberin.

Ja, selbst die Namen der den alten Deutschen heiligen Tiere: Rabe[5]), Wolf[6]) und Adler (Aar), die dem höchsten ihrer Götter, Wuotan, dienten, treten in den alten Personennamen auf, wie: Hrabanold = gewaltiger Rabe, Guntram = Kriegsrabe, Bertram = glänzender Rabe, Rambald = kühner Rabe, Wolfhard, Vulfhart = Wolfstark, Wolfbrant = brennender Wolf, Wolfmar = berühmter Wolf, Wulfila = Wölflein (der

---

[1]) Idis, dis ist die altgermanische Bezeichnung für den Begriff „heiliges, weibliches Wesen“; meist werden die Walküren Idise genannt. Nach Grimm bedeutet es vielleicht „glänzende Frau“ und gehört zur Wurzel idh = brennen.

[2]) Trûd, Drude bedeutet vermutlich „Zauberin“, doch ist seine Herkunft durchaus dunkel. Bei den Nordgermanen heißt eine Walküre Thrudr. Verwandtschaft des Stammes drut, trud mit dem Eigenschaftsworte „traut“ ist kaum zu bezweifeln. (Vgl. „Deutsches Namenbüchlein“ von F. Khull S. 9 Nr. 6 und S. 23 Nr. 146.)

[3]) Rûna, mit unserm Worte „raunen“ zusammenhangend, hat ebenfalls den Sinn des Geheimnisvollen, vgl. Alraun.

[4]) Beide Teile dieses Namens sind sehr dunkel. Förstemann denkt an gen „Zauber“ und an got. vaips „Kranz“, also etwa: „Zauberwinderin“. (Vgl. F. Khull, „Namenbüchlein“.)

[5]) Der Rabe (ahd. hraban, raban, verkürzt zu ram) war der Kriegs- und Siegesvogel. Zwei Raben, Hugin und Munin (Gedanke und Erinnerung) begleiteten Wodan.

[6]) Der Wolf (got. wulfs, verkürzt zu ulf und olf) war neben dem Raben dem Gotte Wodan geheiligt. Er wurde stets von zwei Wölfen, Geri und Freki (gierig und frech = kühn) begleitet.

Name des gotischen Übersetzers der Bibel), Wolfhraban, zusammengezogen in Wolfram = Wolfrabe; Arnold = waltender Aar, Arnhard = Aarstark, Arnobert = der Aarprächtige, Arnulf = Aarwolf u. a. Merkwürdig ist es, daß nicht alle heiligen Tiere zur Namenbildung genommen wurden, am wenigsten die Haustiere, auch nicht einmal das edle Roß, das doch in der alten Mythologie so bedeutsam ist.

3.

Diese kurzen Andeutungen mögen genügen, um uns wenigstens im allgemeinen einen Einblick in das Eigentümliche der altdeutschen Namengebung zu gewähren. Es ist, um mit Heintze zu reden, eine hochgemute, eine ideale, eine poetische Namengebung, in der uns nichts Unedles stört — so einheitlich, wie aus einem Geist und Guß, gleich dem Germanenvolke selber, das ein einheitliches an Abstammung und Aussehen war.

Um aber die aus altdeutschen Personennamen entstandenen Familiennamen ganz zu verstehen, ist es nicht allein notwendig, die Beschaffenheit der ersteren kennen zu lernen, sondern auch die verschiedenen Veränderungen, die sie schon in den ältesten Zeiten erfuhren, zu beachten. Die altdeutschen Namen sind mit wenigen Ausnahmen aus zwei Stämmen zusammengesetzt. Es sind sogenannte **Vollnamen**, und zwar sind die Stämme, aus welchen dieselben bestehen, nicht beliebige Wörter, sondern ein ganz bestimmter Ausschuß von Wörtern, die wir ihrer Verwendung entsprechend als Namenwörter bezeichnen können. Aus ihnen hat sich nun nach und nach eine ungeheure Anzahl der verschiedensten Formen gebildet, die sich als Familiennamen verhärteten.

Dies ging so zu. Hieß der Vater beispielsweise Hildebrand und sein Sohn etwa Ludwig, so bekam letzterer den Namen: Ludwig, Sohn Hildebrands, oder: Ludwig, filius Hildebrandi. Das Wort Sohn, bezw. filius fiel später fort, und der Sohn wurde einfach Ludwig Hildebrands oder Hildebrandi oder auch nur Hildebrand genannt. Vom Sohne ging nun dieser Name auf seine Nachkommen über. Er erbte fort, und aus dem altdeutschen Personennamen ist ein Familienname geworden. Auf diese Weise ist eine Menge genetivischer Familiennamen entstanden, nicht nur in starker Biegung, wie: Hildebrands, Hildebrandi, Alberts, lat. Alberti (von Athalberaht = glänzendes Geschlecht oder durch Adel glänzend), Hilgers (von Hildigar = Kriegs-

speer), sondern auch in schwacher Abwandlung, wie: Oden (von Audo = reiches Erbgut), Olfen (von Audolf = Edelwolf), Geisen (von Giso = Geisel [Kriegsgefangener]), Heinen (von Hagano = Einhegung), Bolden, Bolten (von Baldo = kühn), Geren (von Gero = Wurfspeer), Heyden (von Haido = Art, Wesen) u. v. a.

In vielen Familiennamen hat sich das Biegungs = s in z verwandelt, wie in Burghartz (aus Burghard), Reinhartz (aus Raginhart), Richartz (aus Ricohard), Seifritz (Siegfried), Wehrfritz (Warfried), statt Burgharts, Reinarts usw. Auf den ersten Blick scheinen also diese Namen keine genetivischen Bildungen zu sein. Namen wie: Machholz, Mahrholz, Siebholz, Reichholz, Leutholz, Köhnholz u. a. sind sogar so umgestaltet, daß wir sie durchaus nicht mehr als Genetive erkennen können. Durch das fälschlich eingeschobene h, die Weglassung des t und die Vergröberung des Biegungs-s in z ist aus der altdeutschen Form „olt“ (gen. olts) = kühn, jetzt „Holz“ geworden. Auf ähnliche Weise wurde aus got. hardus, ahd. hart (stark) „Herz“, z. B. Meinherz, Reinherz[1]), Rotherz aus Maginhard, Raginhard, Hrodhard.

Aber noch mancherlei andere Verstümmelungen haben sich die alten Personennamen gefallen lassen müssen, ehe sie sich zu Familiennamen festsetzten. In Zusammensetzungen wurde sehr oft der zweite Teil, der meist unbetont war, einfach übergangen und nur der erste festgehalten. An das Ende des ersten Teiles der Zusammensetzung hängte man ein o, das sich, der Entwickelung der Sprache folgend, mit der Zeit in e schwächte oder auch ganz abfiel. Oder aber, man zog noch einen Mitlaut des zweiten Teiles der Zusammensetzung herüber. So entstanden nun zwei verschiedene Formen von Familiennamen: einstämmig gekürzte und zweistämmig gekürzte Formen. Zu ersteren gehören: Grimmo, Grimme, Grimm von Grimhard oder Grimhar; Rano, Rahne, Regen, Reyne vom Namen Ragan in Verbindung mit den Stämmen -bald, -breht, -gar, -hart usw.; Hago, Hage, Hake, Hege, Heye vom Stamme Hagabald, -bert, -har, -mar, -rich u. v. a. — Zweistämmig gekürzte Formen

---

[1]) Die Erscheinung, daß ag durch Zusammenziehung — wie auch hier — sich oft in „ai“ oder „ei“ verwandelt, finden wir auch bei andern Wortklassen. Man vgl. Magd und Maid, Hag und Hain, tagedingen und verteidigen, gesagt und geseit: „Uns ist in alten maeren wunders vil geseit von helden lobebaeren, von grozer kuonheit.“ (Aus: „Der Nibelunge Nôt.“)

sind: Ebert von Eberhard, Lampe von Lamprecht, Hub von Hugibald (kühner Gedanke), Dapp, Tapp von Dagobert, Ohme, Ohm von Audomar (berühmtes Erbgut), Offe, Oppe von Autfrid bezw. Audoberht, Tiebe, Dippe, Tibbe, Töppe von Theudobald (kühnes Volk) oder Theudobert oder Deotprant u. a.

Bei Stämmen mit konsonantischer Ableitung wird bald der auslautende Wurzelmitlaut ausgestoßen, bald die Ableitungssilbe selbst unterdrückt. So wird aus Geisel (Kriegsgefangener) Gil, Kiel oder Giese, Geiß; aus Athal (Geschlecht) All, Ahl oder Adt, Ade u. a.

Oft verlieren die Stämme „-fert" (fried) und „-bert" ihre Endlaute und erscheinen alsdann in Familiennamen als die Endung „er", z. B. in Haffer aus Hadufried (Kriegsfriede); Hilfer aus Hildifrid; Kober aus Godabert (glänzender Gott). Wer den verdächtig klingenden Namen „Seuffer" oder „Tödter" oder „Dummer" trägt, der freue sich seiner, anstatt ihn zu schelten; denn sein Vorfahr war ein „Siegfried", ein „Diether" (Volksheer), ein „Domhard" (starkes Urteil) und nicht etwa ein Zechbruder, ein Massenmörder oder ein Schwachkopf. Und ein „Brummer" möge bedenken, daß sein Urahne gar ein „Brummar" war, ein Recke, der durch die Brünne (Brustharnisch) berühmt wurde.

Nicht selten erleiden die alten Personennamen durch Angleichung, Entstellung und Verdunkelung, z. B. Vollrath aus Fulcrad, Hillmar aus Hildimar, Baller aus Baldher, Nippel, aus Nidbald u. a. Auch Umstellung kann die Namen bis zur Unkenntlichkeit verändern: aus „-berht", wird -breht", „-breit", aus „-fried", „-fert", „-fart", aus „-olf" „-loff", oder sogar „-leff", „-lauf", z. B. Odebrecht, Odebrett, Ottenbreit; Siefert, Seyfahrt, Sifard; Liedloff, Leutloff, Ortleff, Leitlauf u. v. a.

Diese Verkürzungen bezw. Veränderungen der ursprünglichen Namen, die im Laufe des sprachlichen Lebens eintreten, sind weiter nichts, als eine Folge des Strebens, unsern Sprachwerkzeugen die Sache möglichst leicht und bequem zu machen. Die alten Personennamen waren eben für den täglichen Gebrauch zu schwerfällig.

Die verkürzten Namen wurden nun noch weiter dadurch verändert, daß man denselben Verkleinerungssilben anhing. Dadurch entstanden die sogenannten Kose- oder Schmeichelformen. Je nach der Landschaft sind die Verkleinerungssilben auch verschieden. In Süddeutschland ist der Verkleinerungslaut ein „l"

in den Silben -el, -le, -l, -li, -len, -lin, -lein. Durch Anhängung dieser Endungen sind nun Namen entstanden, wie: Brandel, Brendel, Brändle, Eberle, Schmidl, Friedli, Seierlein u. a. Doch ist hier zu bemerken, daß manche Namen dieser Art besser auf andere Weise zu erklären sind. Durch mundartliche Einflüsse verlieren bisweilen die Stämme „-bald" und „-old" ihren Endkonsonanten und erscheinen, indem sich a und o in e abschwächt, als die Verkleinerungssilbe -el. Daher sind die Namen: Siebel, Seibel, Seubel, Geibel, Bartel, Bechtel besser von den Vollnamen Sigibald, Gaidbald und Berthold, als auf dem Wege der Verkleinerung von zweistämmigen Koseformen abzuleiten [1]).

Das Verkleinerungsmittel in Mitteldeutschland in ein „z" in den Formen: z, ze. Familiennamen mit diesen Endungen sind: Götz, Heinze, Benz oder Bentz, Dietz oder Titz. Das Verkleinerungs-z hat sich mit der Zeit in „ß", ja sogar in „tsch" erweicht. Das zeigen die Formen: Seiß statt Seitz, Struß statt Strutz, Ratsch statt Ratz, Rantsch statt Rantz u. a. Mitunter treten die Verkleinerungslaute l und z zusammen in Namen auf, wie: Mützel, Menzel, Lintzel, Seißl, Sinzel, Rietschel, Ritzel, Ritschl, Ratzel, Retzel, Ressel u. v. a. In Norddeutschland ist der Verkleinerungslaut „k", das dem hochdeutschen ch und g entspricht, zur Herrschaft gelangt, z. B. in Reineke, Reinke, Hilke, Hicke, Hinke, Helmke, Schurig, Schurch, Niedka, Niecke, Harke, Harig u. a. Wie l und z, so können auch k und l in einem Familiennamen zugleich auftreten, wie in: Hankel, Heinkel, Henkel, Krimelke, Frickel, Ockel, Ockhl u. a.

Einer nicht geringen Anzahl dieser verkürzten Namen fügte man das Wort „-mann" hinzu, wodurch die Verkleinerung wieder aufgehoben wurde, z. B. Heinzemann, Hartmann, Götzmann, Heinemann, Reinemann, Nötzmann, Modemann u. v. a. Den Namen Heinz z. B. gab man dem Sohne, wenn er noch jung, also noch nicht erwachsen war. War er aber erwachsen, etwa verheiratet, so nannte man ihn Heinzemann. Dies geschah im 14.—15. Jahrhundert und viel jünger mögen auch die also gebildeten Familiennamen nicht sein [2]).

Andern Personennamen hängte man die Nachsilbe „-ing" an und bezeichnete mit diesen so gebildeten Namen einen Nachkommen

---

[1]) Vgl. Andresen „Die altdeutschen Personennamen". S. 12.
[2]) Vgl. Vilmar „Namenbüchlein". 5. Aufl. S. 17.

von dem im Namenworte angedeuteten Geschlechte, z. B. Hegeling (Nachkommen eines „Hago", Tettling (Tiudo = Volk), Hilling (Hildo = Kampf), Grunding, Gerling u. v. a. Das „i" in „-ing" ist bisweilen in „u" abgestumpft, z. B. Adelung. Hieß der Vater Hegel oder Hill oder Gund usw., so erhielt der Sohn den Namen Hegeling oder Hilling oder Gunding, usw., d. h. der kleine, junge Hegel, Hill. Zu des Sohnes Zeit trat nun das Festwerden der Familiennamen ein, und von jetzt an gingen die Namen, wie Hegeling, Hilling, die eigentlich den Sohn genau bezeichnen, auf die Nachkommen des Sohnes über. Namen dieser Art heißen Patronymica, d. h. nach dem Namen des Vaters gebildete Familiennamen.

In vereinzelten Fällen wird auch der Name der Mutter in dieser Weise zum Familiennamen. Ein eigenartiges Beispiel für diese Erscheinung ist der Name Vernaleken. (So heißt der K. K. Professor und Alt-Seminardirektor in Graz.) Vernaleken, eigentlich Vernalekensohn, ist der Sohn der Ver oder Frau Aleker, und dieser Name ist die Koseform von Adelheid. Vernaleken bedeutet also den Sohn einer Frau Adelheid. Namen dieser Art heißen Metronymica.

Diese kurze Betrachtung der altdeutschen Personennamen überzeugt den Leser schon hinreichend von dem fast unerschöpflichen Formenreichtum, über den unsere Sprache verfügt; und man weiß nicht: soll man mehr die große Lebenskraft der altdeutschen Namen oder die seltene Zähigkeit anstaunen, mit welcher sie sich lange Jahrhunderte hindurch behauptet haben. In der Tat, es ist mit denselben etwas Wunderbares. Einem einzigen Namen können Tausende von Familiennamen entkeimen, und weder die Stürme der Völkerwanderung, noch der Sieg des Christentums über das germanische Heidentum vermochten sie auszurotten. Ja, diejenigen Familiennamen, die aus den altdeutschen Personennamen entstanden sind, ragen unter den verschiedenen Klassen unserer heutigen Namen sogar der Zahl und Verbreitung nach hervor. Diese Erscheinung findet darin ihre Erklärung, daß die altdeutsche Namengebung aus dem innersten Leben und Wesen des deutschen Volkes hervorgewachsen ist.

4.

Mit dem Sieg des Christentums im 8. und 9. Jahrhundert über das alte, nationale Heidentum und mit der immerfort wachsenden Macht der Kirche fanden viele Namen von **Heiligen,**

zunächst von solchen der hervorragendsten Apostel, wie Petrus, Johannes, Jakobus, Matthias u. a. Aufnahme. Auch die Namen derjenigen Heiligen, an denen noch Anklänge von altheidnischen Vorstellungen, wenn auch unter einem versteckten Gewande, hafteten, kamen in Gebrauch, wie: Georg, Martin, Christoph, Michael u. a.

Da nun diese kirchlichen Namen, weil sie aus dem Lateinisch-Griechischen und Hebräischen stammten, eben Fremdnamen waren und somit ihre eigentliche Bedeutung wenig oder nicht bekannt war, und weil sie zudem in der Regel 3 bis 4 Silben hatten, so wurden dieselben im Laufe der Zeit, als sie sich zu Familiennamen festsetzten, noch mehr verstümmelt als die germanischen Personennamen, so zwar, daß man aus den Verstümmelungen kaum, ja in vielen nicht mehr die ursprünglichen Formen herausfinden kann. Auf den ersten Blick will es fast unglaublich erscheinen, daß Namen, wie: Ciliax, Silges, Züllich, Zill, Zoll alle auf dieselbe Grundform Cyriacus (griechisch = „dem Herrn gehörig") zurückgehen, daß Kirsten, Karsten, Karst, Kirstein und Kirschstein aus Christian; Grulms und Grolms aus Hieronymus; Broses, Brusis, Brösel, Brösicke aus Ambrosius (der Unsterbliche); Ventz, Fentzke aus Vincenz (lat. = der Siegende); Krings und Rings aus Quirinus; Gilles, Ilgen und Iltgen aus Ägidius (griech. = der „Beschildete"); Lips aus Philippus (griech. = „Roßfreund") erwachsen sind.

Die Erklärung für die Mannigfaltigkeit der Formen in diesen Fremdnamen ist nicht nur in der Fähigkeit der deutschen Sprache, fremden Lauten sich anzugleichen, sondern auch in den deutschen Betonungsgesetzen zu suchen. Je nachdem der Ton auf die erste oder letzte Silbe irgend eines Namens gelegt wurde, ließ man entweder einen Laut oder eine Silbe am Ende oder am Anfange eines Wortes weg.

Im Hochdeutschen legte man meistens den Ton auf die erste Silbe, und infolgedessen wurden außer den ersten Silben (Lauten) die übrigen einfach übergangen. So entstanden z. B. aus dem Namen **Matthias** (Geschenk Jehovas) durch Veränderung der Endsilbe Matthiaes, Matthes, Matthys, Matys, Mathais, Mathes, Mades. Wurde die letzte Silbe betont, wie im Niederdeutschen, so überging man die ersten Silben; z. B. Thias, Thies, Theis, Deiß; mit Zerdehnung: Tiges, Tigges, Dieges und mit Abfall des „t" Hiese, Heise, bayrisch: Hias, Hiasl. Aus **Bartholomäus** (Sohn des Tolmaï)

entstanden durch Betonung des ersten Teiles: Bartolmus, Bardelmes, Barthel, Bartel, Barte, bayrisch Bartl, schweizerisch Bartli; durch Betonung des letzten Teiles: Meus, Mees, Möbes, Möbus, latinisiert: Mevius, Möbius. **Andreas** (der Mannhafte) mit griechischem Tone wird zu Drees, Drewes, Drewke, Dreseke, Dresel; Andreas mit deutschem Tone zu Anders, Ander, Enders, Ender, bayrisch Enderle, Anderl, Anderson. Aus dem Namen **Jakobus** (der Fersenhalter) entwickelten sich auf diese Weise die Formen: Jack, Jäckel, Jockel, Jöckel, Jäcklin; Kobus, Kowes, Kopp, Köppke, Köbike. Der römische Geschlechtername **Cornelius** wird zu Cornel, Nelius, Nelies, Nelles, Noljes, Nolles, Noll, Nähls verstümmelt. Und der stolze griechische Name **Nikolaus** (Volkssieger) muß es sich gefallen lassen, daß er zu Nicklas, Nücklaß, Nickel, Klaus, Claus, Clas, Clawes, Clage, Klos, Kloos, Klaas, Claes, Claßen, Claßing entstellt wird.

Vielen kirchlichen Namen hängte man das Wort „Sohn" an, das sich jedoch mit der Zeit in „sen" abgeschwächt hat, z. B. Matthisson, Mathiasen, Mathießen; Johannson, Johannsen, Janson, Janßen, Hanson, Hansen, Hensen u. v. a. Anderen Namen wurde die lateinische und deutsche Genetivendung angefügt, wie: Martini, Adami, Matthiä, Petri, Pauly, Jakobi; Adams, Mertens, Philipps, Jahns, Peters, Kaspers, Jaspers u. v. a.

Die mit „sen" gebildeten Namen treten verhältnismäßig stark in Schleswig-Holstein auf; in einigen Kreisen machen sie fast 90 v. H. aus. Dagegen erscheinen die Namen auf „s" häufig am Niederrhein und treten in dichterer Fülle im Oldenburgischen auf.

Außer diesen patronymischen Bildungen gibt es eine Menge anderer, wie: Langnickel, Kurznickel, Mühlnickel; Grotjahn, Schmittjan, Schönjan, Schmaljohann, Führhans, Speckhans; Brüggenpeter, Graupeter, Großpeter usw. Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um uns einen kleinen Begriff von der staunenswerten Vermehrungskraft dieser Namen zu geben. Wir begegnen hier der großen Wandlungsfähigkeit der deutschen und der ins Deutsche aufgenommenen Laute, der ganzen Fülle des Formenreichtums, wie wir sie bei der Gestaltung der germanischen Personennamen bewundert haben.

5.

Wie alte Urkunden beweisen, benannten sich die Eigentümer von Grundbesitz, vorzugsweise der Adel, schon vor dem 11. Jahrhundert nach ihrem **Wohnsitz.** Doch blieben die von diesem Sitze hergeleiteten Zunamen damals noch nicht für immer zur genauern Bezeichnung an der Familie haften. Mit dem Einzuge in eine andere Wohnstätte nahm auch der Besitzer den Namen an, den die neue Wohnung trug. Auf diese Weise hießen z. B. die Grafen von Wittelsbach, das jetzige bayrische Königshaus, vorher Grafen von Scheyern, die Herren von Anhalt vorher Grafen von Ballenstedt. Die Freiherrn von Attinghausen führten diesen Namen erst seit ihrer Übersiedlung nach Uri; vorher hießen sie nach ihrer Stammburg im Emmental die Freien von Schweinsberg; und die von Löwenstein nannten sich früher Bischofshausen, von Bischofshausen, jetzt Bischhausen an der Schwalm; als sie aber im 13. Jahrhundert ihre neue Burg erbauten, nahmen sie ebenfalls die neumodische Benennung an. Das Schwanken der Namen der adligen Familien in dieser Zeit und bis ins Mittelalter hinein, hat vorzugsweise darin seinen Grund, daß in diesem Zeitraume sehr viele Burgen gebaut wurden. Mit der Zeit jedoch erbten sich diese Zunamen in der Familie allmählich fort, besonders als Kaiser Konrad II. verordnet hatte, daß die Lehen auch auf die Nachkommen übergehen sollten.

Zur genauern Bezeichnung der Herkunft diente die Präposition de, nhd. von, niederl. van. Der Heimatsort wurde mit vorangestellter Präposition dem Personennamen zugefügt und der Familienname war fertig. „Von" bezw. de hat somit nur einen Sinn von Ortsbezeichnungen. Daher waren auch im Mittelalter Namen, wie: von Bock, von Schmidt, von Weber, von Stülpnagel, von Moos, von Kranz, von Klein und noch viele andere solcher sinnlosen Bezeichnungen, wie sie heutzutage vorkommen, gänzlich unbekannt. Es ist ein klarer Beweis von erloschenem Sprachgefühl, daß man vor diese und noch viele andere ähnliche Wörter ein „von" so ganz äußerlich anheften konnte.

Nicht nur die Adligen, sondern auch die Bürgerlichen benannten sich früher nach ihrem Wohnsitze. Bekannt sind uns aus der Dichtung des Mittelalters die Namen Walther von der Vogelweide, Gottfried von Straßburg, Konrad von Würzburg (auch „meister" Konrad genannt), von denen nur der erste ritterlichen Standes war, die beiden andern dagegen dem bürgerlichen Stande angehörten.

Späterhin fiel das „von" bei vielen Namen dieser Art wieder fort, und so entstanden nun Familiennamen, wie: Rodenberg, Stollberg, Lichtenberg, Homburg, Delbrück, Birkenfeld, Brockhaus, Holtzendorf, Viereck, Buchholz, Karlstadt, Kahlstatt, Scharnhorst, Windthorst, Alsleben, Wanderleben, Freinsheim, Thalheim (gekürzt in Dahlem), Kirchheim (zusammengezogen in Kirchem), Fürstenau, Blumenbach, niederdeutsch Möllenbeck (Mühlenbach) u. v. a. Der Wegfall des „von" erklärt sich wohl daher, weil man aus Bequemlichkeit, wie auch durch das Bedürfnis der Kürze im täglichen Verkehre die Hinzusetzung mit der Zeit vergessen hat, und weil später der Adel dasselbe als besonderes Kennzeichen und Vorrecht für sich allein beanspruchte. Damit hat sich die vom geschichtlichen Standpunkte als irrtümlich zu bezeichnende Auffassung ausgebreitet, daß das „von" das eigentliche Adelsprädikat sei.

Die Zahl der Familiennamen, die aus Ortsnamen bestehen, ist eine so außerordentlich große, daß es kaum einen Ort in Deutschland gibt, dessen Name nicht auch als Familienname geführt würde. Ein geographisches Wörterbuch vermag daher manchen für uns rätselhaft erscheinenden Familiennamen aufzuhellen.

Ebenso wie „von" verschwand auch allmählich der Artikel vor den durch Ableitung von Orts- und Ländernamen mittels der Endung „er" gebildeten Namen der Nichtadeligen. Daher haben wir jetzt Namen, wie: Coblenzer, Laibacher, Gräfenbacher, Kohlbecher, Arzbächer, Straßburger, Wiltberger, Reichenberger, Holländer, Schweitzer u. v. a. Auch die Himmelsrichtung, aus welcher der Vorfahr seinerzeit gekommen ist, gibt Veranlassung zur Bildung von Familiennamen, wie: Nordmann, Sudermann, Ostermann, Westermann.

Sodann stammen viele Familiennamen von den **Ortsbezeichnungen** Bach, Berg, Hof, Mühle, Ende, Heide, Busch, Tor, Kamp (Feld) usw. her. Durch Vorsetzung der Präpositionen an, auf, aus, in, vor, zu, bei, über, unter und achter entstanden Namen, wie: am Bach, zum Bach, vom Berge, im Hof, zur Mühle, am Thor, am Ende, von der Heide, auf der Mauer, vor dem Baum, beim Born, überm Weg, unter den Weiden, achterm Boil, d. h. hinter dem Hügel. Späterhin verschmolz die Präposition mit dem Artikel und dem Substantiv zu einer untrennbaren Worteinheit. Aus „am Bach" wurde Ambach, Anspach, aus „auf dem Berge" Auffen-

berg, aus „in dem Hofe“ Imhof, aus „aus der Mühle“ Austermühle (niederl. Utermöhlen), aus „zur Linde“ niederl. Terlinden. Bildungen dieser Art sind: Zumsteg, Amthor, Terbeck (zum Bache), Tenholt (zum Holze), Terhag (zum Hage), Tendyck (zum Teiche), Terbruggen (zur Brücke), Tenbrink (zu dem Brink = hochgelegene Grasfläche). Terhorst (Gestrüpp, Strauchwerk).

Zu diesen besonders häufig in Westfalen und am Niederrhein, in der Nähe der holländischen Grenze vorkommenden Namen, gesellen sich die ebenfalls dort beliebten Bildungen: Kamp, Kamphausen, Kampmann; Hagen, Hagemann; Loh, Lok, Loë (Wald), Lohmann, Hohenlohe; Brühl, Bröhl (sumpfiges Buschwerk), Bühl (von ahd. buhil = Hügel), Hügel, westfälisch Hövel; Brock, niederrh. Broich (Sumpf), Brockhaus, zusammengezogen Brockes; Bungert aus Baumgarten, ein Wingert aus Weingarten.

Selbst von **Häusernamen** rühren viele Familiennamen her. Im Mittelalter war es Sitte, weil man die Einrichtung der Häusernummern noch nicht kannte, auch den Häusern Namen zu geben. Bei Gasthäusern, Apotheken und Landhäusern, namentlich in Sommerfrischen, besteht diese Sitte heute noch. Diese Namen nun wurden nicht angeschrieben, sondern dem leseunkundigen Volke zu Nutz setzte man sie in Gestalt eines Bildes[1]) über die Haustür. Von diesen Bildern und Hausmarken, die man gern aus dem Tier- und Pflanzenreiche, wie auch aus der Zahl der Himmelskörper auswählte, nahmen dann die Bewohner ihren Familiennamen an, zuerst mit der Präposition zum oder in und dann ohne dieselbe, wie: zum Adler, zum roten Hahn, zum Bock, im Zobel, im Fuchs (Voß); Adler, Bock, Zobel, Fuchs, Voß, Taube, Hirsch, Horn (wahrscheinlich ist das Einhorn damit gemeint), Nachtigall, Rebstock, Blume, Rosenbrom, Mohr, Krebs, Schiff, Stern, Abendstern, Morgenstern, von Lilienstern, Sonne[2]) Sonnenmaier u. a. Hieraus erklärt sich also die Erscheinung, daß viele Familiennamen eben Namen von Tieren, Pflanzen und Himmelskörpern sind. Auch die Familiennamen, bei denen von einer Abstammung schlechthin keine Rede sein kann, wie:

---

[1]) Schiller im Tell I, 2 von Stauffachers Hause:
„Mit bunten Wappenschildern ist's bemalt
Und weisen Sprüchen.“

[2]) Nach Buck heißen mehrere Edelhöfe in Bayern „Sonne“.

Abt, Probst, Mönch (Münch), Bischof, Papst oder auch Fürst, Herzog, König, Kaiser sind ursprünglich Bezeichnungen von Häusern.

6.

Überaus zahlreich ist auch die Klasse der Familiennamen, welche durch die von **Gewerbe** und **Stand** hergeleiteten Namen gebildet sind. Da in alter Zeit der Sohn fast immer das Geschäft seines Vaters erlernte und später auch forttrieb [1]), so war es sehr natürlich, daß dieser auch den Beinamen des Vaters ererbte. Dieser Beiname wurde ursprünglich zur näheren Bezeichnung der Person mit dem Artikel oder dem Zusatz „dictus" (genannt) hinter den Personennamen gestellt; aber das geschah so stehend und regelmäßig, daß allmählich der Artikel bezw. der Zusatz wegfiel und jene Bezeichnung zu festen forterbendem Namen wurde.

Überblicken wir die zahlreichen Familiennamen dieser Art, so finden wir, daß besonders die Namen Becker, Schmied, Schneider, Müller, Weber, Schulze, Meyer außerordentlich häufig als Familiennamen, nicht nur in einfacher Form, sondern auch in den mannigfaltigsten Zusammensetzungen auftreten. So gibt es Weckbecker, Kuchenbecker, Semmelbecker, Stollenbecker, Weißbecker, Kohlenbecker, Pfannenbecker, Waterbecker (Wasserbecker), Dörrbecker, Neubecker (niederd. Niebecker), Junkbecker, Brodbeck, Fesenbeck (von mhd. vëse, d. i. Hülse des Getreidekornes), Hofbeck, Matzbeck, Sauerbeck, Täglichsbeck, Jungbeck, Kleinbeck, Kornbeck u. a. Dies nur eine kleine Probe für die volkreiche Sippe.

Viele Familiennamen dieser Art sind uns heutzutage ganz unverständlich, weil die Gewerbe und Stände, von denen sie herrühren, jetzt nicht mehr vorhanden sind, wie: Breiser, Preser (von mhd. brîsen = schnüren, also Schnürriemmacher), Lersner (Verfertiger der Lederhosen), Böckler, Pückler (von mhd. buckel, d. i. ein halbrund erhabener Metallbeschlag in der Mitte des Schildes), ein Schildverfertiger; Armbruster, Armbröster, Armbriester, zusammengezogen in Armst, Armster

[1]) „Der Vater Schuhe flickt,
Der Sohn den Leisten drückt,
Der Vater ein Metzger worden,
Der Sohn von demselben Orden," singt Hans Sachs.

(Verfertiger der Armbrüste)[1]), auch Armbrustschütze; Plater, Plattner, Blattner, Platterer, Platte (Verfertiger der „blate“, d. i. eine eiserne Brustbedeckung, die über dem Panzerhemd [hals-përge] getragen wurde); Pfeilsticker, Pfeilstöcker, niederd. Pielsticker (Verfertiger der Stecken für die Pfeile); Bardenheuer (der Streitäxte verfertigte). Schilter, Schilder, durch Angleichung Schiller (der Schilde und überhaupt Lederwerk anfertigte, auch wohl ein Schildmaler, Wappenmaler); Bogner, Bögner, Böger, Beger (ein Bogenmacher); Buchfellner (der die Felle zu Büchern bereitete); Bucher, Buchner, Büchner, Büchling (Bücherabschreiber); Kramer, Krämer, Cremer war ein Händler, der früher auf dem Markte seinen Kram, d. h. sein Zelt aufschlug, und Menger, Mengel, Eisenmenger, Eiermenger galt als Kleinkrämer, während man in Pferdemenger, Ziegenmenger einen Zwischenhändler erblickte. Zu ihnen gesellt sich auch der Winkler, der Winkelmann, der seine kleinhändlerische Tätigkeit in den Winkeln einer Stadt ausübte. Wer mit buntem Pelzwerk (mhd. vêch) handelte, hieß Fechner. Und wer mit seinen Waren hausierend von Ort zu Ort zog, erhielt den Namen Schott, weil in früherer Zeit viele Schotten als Händler durch unser Vaterland wanderten und sich bei uns ansässig machten.

Der Besitzer einer öffentlichen Badestube, die im Mittelalter in jeder größeren Stadt zu finden war, hieß Bader, Badstüber, Stüber, niederd. Stöber, Stieber, Stübner, Steuber; auch Scherer oder Scheer. Er verschönte nicht nur den äußeren Menschen, sondern ließ auch zur Ader. Bei ihm versammelten sich oft die Bürger, um städtische Angelegenheiten zu beraten. Und trotzdem gehörte er zu den sogenannten „unehrlichen“ Leuten. Zu ihnen zählte man sogar die Vertreter der „holden Musika“: die Fiedler, Pfeifer (niederd. Pieper), die Bungner, Büngner, Büngler, Bunger, Bünger (von mhd. bunge = Trommel), die Drommeter, Trompter, Trümpter, Trümper, Trümler; bis sie durch besondere Reich-Ordnungen für „ehrlich“ erklärt wurden. Dagegen standen Fund und Fendel (Fußsoldat), Speth und Spethmann (von spêt oder speit = Spieß, also Spieß- oder Lanzenträger), Glaßmann (ebenfalls Spießträger), Weppler, Weppner und Fenner, die

---

[1]) „Armbrust“ hat scheinbar zwei deutsche Bestandteile, Arm und Brust; in Wahrheit aber ist es eine volksetymologische Umdeutung aus griech.-lat. arcubalista, eigentlich Bogenwurfmaschine (also Wurfgeschoß).

Vertreter des alten Kriegswesens, in Achtung bei dem Volke. Die Vorfahren der Namensträger Stöcker, Stocker, Stockmann, Stöckl (österreich.) versahen früher die Amtsgeschäfte der städtischen Gefängniswärter (Stockwärter mhd. stocwarte), die oft zugleich mit denen des Nachrichters verbunden waren. — Einer der verbreitetsten Familiennamen: Schulze, auch Schulz, Scholz, Scholte, Schultes geht auf den altdeutschen Schultheiß (ahd. scultheizo, mhd. schultheize, worunter ursprünglich wirklich der „Schultheischer", d. i. der Beamte zu verstehen war, der die Schuldigkeit zu leisten befiehlt, die Schuld eintreibt. Je nach den verschiedenen Gegenden hatte das Wort eine wechselnde Bedeutung. In Württemberg, wo es als Amtsbezeichnung für die Vorsteher der Verwaltung von Städten vorkommt, bedeutet „Stadtschultheiß" soviel wie anderswo Bürgermeister. (Vgl. Günther.)

Aus den früheren haus-, land- und waldwirtschaftlichen Verhältnissen sind die Familiennamen: Schäffer, Schaffner Schaffer, Scheffer, Schöffer[1]) (Wirtschaftsverwalter, Haushofmeister); Schenk, Schenk von Geyern, Schenk zu Schweinsberg, Bierschenk, Weinschenk; Krüger, Crüger, niederd. Kröger, Altkrüger (Schenkwirt auf dem Lande); Keller, Kellner[2]); Neubauer, Neugebauer, Niebuhr, Neumann; Huber, Hübner, Hüffer, Hüffner (von ahd. huoba = Stück Land von 30 Morgen); Widemarker (alte Bezeichnung des Waldverwalters von witu = Holz), Holzknecht, Förster, Förstner; Aschenbrenner, Aschenbrand, Ascher und Escher, welche ganze Waldstrecken niederbrannten, entsprungen.

Sodann gibt es viele von Gewerben gebildete Familiennamen, die durch mundartliche Verschiedenheiten nur in gewissen Gegenden verständlich sind: Gröber, Kröper, Kröber, sind Rhein und Moselländer, die den eisernen Topf „Kroppe" nennen. Dagegen sind: Potter, Pötter, Püttner, Püttmann, die auch Töpfer bedeuten, norddeutsche Familiennamen. In Süddeutschland kennt man die Töpfer als Hafner, Haffner,

---

[1]) Im 15. und 16. Jahrhundert herrschte in Mitteldeutschland der Gebrauch, das „e" in „ö" zu entstellen. Daher stammen auch die Schreibungen: zwölf statt zwelf, Hölle statt Helle, Geschöpf statt Geschepfe, Wört statt Wert. (Vgl. Donauwörth.) Löffel statt Leffel.

[2]) Derselbe hatte die Weinberge und Weingülten samt den andern Einkünften, die in die herrschaftlichen Keller einzuliefern waren, zu verwalten. Bei geistlichen Stiftern war er ein Beamter, der die Einkünfte verwaltete, die für den Tisch geordnet waren.

Häfner und in der Wetterau als Euler, Eulner, Eilers, Auler (von aul = Topf, aus lat. olla). Für das oberdeutsche Stellmacher ist niederdeutsches Wagner und Wegner im Gebrauche, und der oberdeutsche Schneider ist der niederdeutsche Schröder[1]) (zusammengezogen in Schröer) und Schrader (von mitteld. schrôden, schrâden = abschneiden). Im mittleren und südwestlichen Deutschland sind die Böttichcher, Böttger, Böttner, in Niederdeutschland die Bödicker und Bädecker zu Hause, alles Bezeichnungen desselben Gewerbes, das in den Familiennamen auch als Küfer, oberdeutsch Kiefer; niederdeutsch Küpper, Küppers, niederrheinisch Cuyper vorkommt. Im Nordwesten Deutschlands sagt man statt dessen Faßbinder, Faßbender, Bender, Binder und im Südosten Scheffler, Schöffler, niederd. Schepeler (von mhd. scheffelœre, von scheffel = kleiner Schaff).

Spener (d. i. Stecknadelmacher) ist in der Gegend geläufig, wo die bayrische Mundart gesprochen wird. In derselben heißt nämlich Stecknadel „Spenel" (mhd. spinele); Segister oder Segißer ist den Alemannen verständlich. Das Wort bedeutet Sensenschmied (von mhd. segenze, zusammengezogen Sense, und in dieser Mundart heißt Sense noch „Sägese"). Neben Fleischer kommen die Gewerbsbezeichnungen Metzger, Schlächter, Fleischhauer, Fleischhacker, Knochenhauer, Pfotenhauer als Familiennamen vor. Zu ihrem Gewerbe gehören auch Sulzer und Seltzer, Sältzer, die Gesulztes, Gesalzenes verkaufen, und Kuttler, Kittler, die Kutteln (Eingeweide) feilbieten.

Von vielen Familiennamen, die von dem Gewerbe des Schuhmachens entstanden sind, außer den bekannten Schuster, Schuhmacher und Schumann, können wir die Herkunft von besagtem Gewerbe kaum ableiten, so sehr haben sich diese Namen unter dem Einflusse der verschiedenen Mundarten entstellt. In Mitteldeutschland nannte man früher den Fußbekleidungskünstler „Schruhworchte", „Schruhwürchte". Aus der ersten dieser md. Form wurde durch weitere Abschleifung und zumteil durch Entstellung Schuchwort, Schuchhart, Schuchard, und aus der zweiten Form Schruchwirth, Schuhwicht, Schuwort, durch Verhärtung des „w" in „b" Schubert, Schubart,

[1]) Mit „Schröder" bezeichnet man auch jemand, der Lasten, namentlich Fässer „schrotet", d. i. auf zwei Leiterbäumen, die oben und unten verbunden sind, schiebend fortbewegt. In dieser Bedeutung war das Wort noch im 16. Jahrhundert verständlich.

Schober[1]), durch Erweiterung des „b“ in „f“ Schuffert, Schaufert[2]). Von „Holzschuher“, d. i. Verfertiger der Holzschuhe entstanden: Holzschuher, durch Zusammenziehung Hultscher, Helscher, Hölscher, Hilscher[3]) und von dem oberrheinischen „Suter“, d. i. Schuster, bildeten sich die Formen: Suter, Sutter, Sauter, Seuter, Sautner, Süttner, Sütterlin, Suttermeister.

Doch genug von dieser Art von Familiennamen. Schon aus diesen wenigen Beispielen erkennen wir, welch stattliche Reihe ehrsamer Meister vom Handwerk in den Familiennamen an uns vorüberzieht und welch friedlicher Arbeit sie sich gewidmet haben.

Ebenso zahlreich sind die Familiennamen, die ihre Entstehung den **Werkzeugen** und **Geräten** verdanken. Einem Krieger z. B., der den Degen oder den Speer nicht nur geschickt, sondern auch gewaltig zu handhaben verstand, gab man den Namen Degen, Speer. Einem Schmiede konnte sehr leicht der Name Hammer, einem Schneider der Name Zwirn, einem Schuster Pechdraht oder Knieriem beigelegt werden. Vielfach begegnen wir auch hier Wörtern, die wir heute als Gerät- und Werkzeugsbenennungen nicht mehr kennen; die aber in ihrer Bedeutung auf vergangene Zustände und Gebräuche hinweisen. Löffel, niederd. Lepel, Gabel, Masser, Kessel, Pfannstiel, Dreifuß, Fetthacke, Hahl, Hohl, Höhl, Dopp, Döpp, Topf mit den Zusammensetzungen Kleintopf, Reibtopf, Siedetopf, Hafen, Ölhafen, Napf, Napp, Glasenapp, Kesekast, Wasserfaß, Federwisch, niederd. Gosewisch; Tischbein, Schlössel, niederd. Schlötel, Scheinel sind Küchen- und Hausgeräte. Schild, Burgschild, Spor, Klingspor, Rust, Panzer, Eisenhut, Helm, Degenkolb, Hartdegen, Klebesattel, Pfeil, Bolz, Bosse und Feuerrohr entstammen dem alten Kriegswesen. Pflug, Flegel, Hoppe, Sielenscheid, Wagen und Bindseil sind Geräte des Landmannes.

Besonders zahlreich kommen aus den Gerätenamen Hammer und Nagel vor, wie Pochhammer, Boßhammer (von boßen,

---

[1]) Diese Lautwandlung ist besonders der hennebergischen Mundart, einem Zweige der fränkischen, eigen.

[2]) Diese Bildungen deuten auf die niederdeutsche Mundart hin. In derselben verwandelt sich das b in f. (Vgl. Haber und Hafer, Korb und Korf usw.)

[3]) Letztere drei Namen sind ebenfalls niederdeutsch. In dieser Mundart heißen Holzschuhe „Holtschen“, „Holschen“, wie auch in vielen Gegenden (Rhein und Mosel) die Handschuhe „Hänsche“ genannt werden.

d. i. schlagen), Schelhammer, Ringhammer, Blashammer, Althammer; Faßnagel, Hufnagel, Schiennagel, Pückernagel, Stülpnagel, Spannagel, Notnagel, Wackernagel u. v. a. Auch Sack zeigt in seinen unterscheidenden Zusammensetzungen eine große Fruchtbarkeit: Strohsack, Ledersack, Bauchsack, Bindsack, Habersack, Buttersack, Wadsack (von mhd. wât = Kleidung, also Mantelsack), Lautensack (Behälter für die Laute, Flöte), Botsack (die bekannte Botentasche des 15. Jahrhunderts) u. a.

Die letzteren Namen bilden den Übergang zu den Benennungen, die von **Kleidungsstücken** herrühren. Wenn irgend eine Person ein recht auffallendes Kleidungsstück trug, das sowohl in Farbe, als auch im Schnitt von der herrschenden Mode abweichend war, so wurde eine solche Person sehr häufig nach derselben genauer bezeichnet. So entstanden Namen wie: Hut mit den Zusammensetzungen Grünhut, Weißhut, Spitzhut, Schlapphut; Gogel, Kogel, Kögel[1]) als Grundwort in Rotkugel, Wittkugel, Leinekugel, Linnekugel (angedeutet in Lindkugel, Lindenkohl) u. a. Rock mit den Zusammensetzungen Leibrock, Kurzrock, Langrock, Wittrock (Weißrock) Blaurock, Grünrock, Schwarzrock; Hose mit den Zusammensetzungen Lederhose, zusammengezogen in Lerse, Kurzhose, niederd. Kurthose, Beinhose, Leinhose, Mehlhose Schlapphose und Lodderhose. Die beiden letzten Familiennamen erzählen uns von der verschwenderischen Pluderhosentracht des 16. Jahrhunderts. Mit Mantel, Hemd, Kittel, Schuh, Schug, Holzschuh, Breitschuh, Rotschuh, Handschuh, zusammengezogen in Häntsch, Hentsch, Hentschel, Henschel will ich diese Gruppe deutscher Familiennamen schließen.

Wie die Familiennamen, die von Gerät- und Werkzeugsbenennungen gebildet sind, den ganzen Hausrat und das Werkzeug des 15. Jahrhunderts vor Augen führen, so versetzen uns die von **Speisen und Getränken** herrührenden Familiennamen mit gleicher Lebendigkeit an die genügsamen Tische der mittleren und unteren Stände des 15. Jahrhunderts. Einfache Familiennamen sind: Fleisch, Brot (Brod), Mehl, Wurst, Milch, Wein und Bier zu nennen; aus welchen sich durch die mannigfachsten Zusammensetzungen eine ansehnliche Zahl Familiennamen gebildet hat, wie: Rindfleisch, Gansfleisch, Gensfleisch, Kalb-

---

[1]) Von ahd. cugulâ, mhd. gugele = eine Art Kapuze, die, am Kragen befestigt, zugleich Hals und Schultern mit bedeckte.

fleisch, Süßfleisch (niederd. Sötefleisch), Jungfleisch, Klopffleisch, Sittenfleisch (gesottenes Fleisch); Roggenbrod, Hirsebrod, Herrenbrod, Eigenbrod, Eichbrodt, Gutbrod, Vorbrodt, Druckenbrodt, Weißbrod, Gossenbrod[1]); Hafermehl, Habermehl (oberdeutsch) Gramehl zusammengezogen in Gromel, d. i. graues Mehl; Pfannkuch, niederd. Pankoke, Pustkuchen (Aschenkuchen), Matzkuchen; Blutwurst, Krautwurst, Leberwurst, Knackwurst, Wurststumb; Sauermilch, Fettmilch, Süßmilch, Schlegelmilch, zusammengezogen in Schleemilch, Schlömilch (von schlagen), Lautermilch (oberschwäbisch Lutermilch, von mhd. lûter = rein); Altwein, Virnwein (von ahd. firni = alt), Gutwein, Sauerwein, Floßwein, Mengewein[2]); Süßbier, Sötebier, Sauerbier, Warmbier, Dünnbier, Gutbier, Zuckerbier u. a.

7.

Der Gebrauch, Personen nach ihren besonders auffallenden geistigen, wie auch körperlichen **Eigenschaften,** Beinamen zu geben, ist uralt. Ich erinnere an die Namen Karl der Große, Friedrich der Schöne, Karl der Dicke, Ludwig der Fromme, Heinrich der Zänker, Otto der Faule, Eberhard der Greiner. Auch Personen aus bürgerlichem Stande erhielten derartige Namen. Besonders finden wir diese Sitte schon sehr frühe bei den nordgermanischen Völkern. Da begegnen uns z. B. Frôdi der Mutige, Brando der Freigebige, Odviso der Kluge, Olafo der Schamhafte. Ob nun diese Namen gute oder schlechte Eigenschaften bezeichneten, danach fragte man damals nicht viel. Mit der arglosen Naivetät der Kinder sagte man einfach heraus, was man sah. Haben es ja auch die Römer nicht anders gemacht. In ihren Namen wimmelt es von wohlbeleibten und mageren Leuten, von Schielenden und Hinkenden, Großnasigen und geistig Beschränkten. Man braucht nur an Crassus (der Dicke) und Macer (der Magere), an Claudius (der Lahme), Naso (der

[1]) Bei der Zusammensetzung mit „Brod“ ist besondere Vorsicht vonnöten. Sehr leicht kann der 2. Teil der Zusammensetzung aus përaht (zusammengezogen in bërt, brëht, brat, entstellt in brot) entstanden sein; wie „Heimbrodt“ zusammengezogen aus Haginbert. — Gossenbrod war mit Fett begossenes Brot, Zukost zu Wein, eine Lieblingsspeise alter Zeit.

[2]) Mitunter steckt in dem Worte „Wein“ das ahd. wini = Freund, z. B. in Baldewein = kühner Freund, Leutwein = Volksfreund, Reichwein = reicher Freund.

Nasenkönig) und Brutus (der Dumme), an Calvus (der Kahlkopf) und Capito (der Dickkopf), an Paetus (der Schieler) und Caecus (der Blinde) zu erinnern.

Diese und ähnliche Bezeichnungen gingen ruhig ihren Weg. Sie wurden sogar von den Behörden in ihren Urkunden angewandt, und der Familienname war fertig. Die ursprüngliche Form solcher Namen wie: der Weise, der Kurze, der Unartige usw. verlor sich mit der Zeit. Sie wurde zunächst dadurch verändert, daß der Artikel wegfiel. Später, als man die ursprünglichen Verhältnisse immer mehr vergaß, schwand auch die Biegungsendung der Eigenschaftswörter. Daher erscheinen viele Familiennamen dieser Art in zweifacher Form, in der gebeugten und in der ungebeugten, z. B. Lange und Lang, Große (niederd. Grote) und Groß, Kluge (niederd. Klauke), Kühne und Kühn, Weise und Weis (Weiß), Starke und Stark, Schöne und Schön, Krause und Kraus, Milde und Mild u. v. a. Mehrere treten in starker Beugung auf wie: Großer, Grüner, Schwarzer. Mitunter sind sogar Eigenschaftswörter im Superlativ zu Familiennamen geworden wie: Liebster, Eltester, Beste, Schönst u. a. Mit der Vorsilbe umgebildete Familiennamen sind: Unverzagt, Ungeraten, Unbescheiden, Umbscheiden, Unmilde, Ungefüg (unhöflich) u. a. Groß ist die Zahl der Zusammensetzungen: Großmann, Graumann, Kleinmann, Hilgermann (heiliger Mann), Schönermann, Süßermann (niederd. Söterdeutsch), Liebermann, Jungermann; Süßkind, Gutgesell, Liebknecht, Schönbub, Jungblut; Ohnesorge, Butenschön (außenschön), Woltemas, Frühauf; Gutheil, Schönleben, Leisentritt, Hartleb, Hartleben, Gutzeit, Hochmut, Frischmut, Gutsmuts, Dunnermut, Freimut, Widermut, Unruh u. a.

Hierher gehören auch die Namen von **Körperteilen**, die wegen ihrer besonderen Beschaffenheit allgemein auffielen, sowie auch die Namen von solchen **Tieren** und ihren Körperteilen, welche man vorzugsweise einer solchen Person beilegte, die eine hervorstechende Eigenschaft dieser Tiere besaßen; z. B. Weishaupt, Rauchhaupt, Kraushaupt, Breithaupt, Breitkopf, Schwarzkopf, Weiskopf, Moßkopf, Moßkopp, Krauskopf, Stirnbrand; Gelhaar, Weißhaar, Krumbhaar, Flachshaar; Rothbart, Flachsbart, Breitbart; Langbein, Hohlbein, Krummbein; Großfuß, Leichtfuß, Schmalfuß, Barfuß, Zierfuß, Stolzenfuß (niederd. Stoltenfot) u. a.; Fuchs, niederd. Vos (wohl wegen ihrer roten

Haare oder ihrer List und Schlauheit), Hase, Hasenfuß, Hasenherz (wegen ihrer Furchtsamkeit); Schwein (wegen ihrer Unreinlichkeit), Bock, Bockskopf, Roßkopp, Eselskopf; Gans, Schneegans, Gensebein; Huhn, Hühnerfuß, Hinkelbein; Hahn, Wildenhahn, Berkhan; Quadflieg (böse Fliege); Kalb, Kalbsfuß, Ochsenkopf, Kuhfuß, Rehfues (wegen der Zierlichkeit) u. v. a.

Oft haben Witz und Humor oder auch Bosheit an Körperteilen Eigentümlichkeiten entdeckt, die den Trägern unliebsame Namen eintrugen: Dickkopf, Mollenkopf (der den Kopf voll Grillen hat), Teufelskopf, Schmutzmaul (Fettesser), Großmaul, Schmerbauch, Spitznas, Langohr, Klapperbein, Zuckelbein, Klumpfuß, Plattfuß, Faulfleisch, Glotzauge u. a.

„Überhaupt entstand ausgangs des humoristischen Mittelalters eine Menge von Zunamen auf dieselbe Weise, wie bei uns Spitznamen entstehen: Zufälligkeiten, gedankenlose Äußerungen, ein lapsus linguae, ein oft gebrauchtes Wort, Manieren boten Tausende von Bezeichnungen, welche Familiennamen reichlich ersetzen konnten." (Staff.)

Auch die sogenannten **Imperativ- oder Satznamen** sind ein deutliches Zeugnis für die Liebe zu Scherz und Humor, die im deutschen Volkswesen tief begründet liegen; auch sie werfen ein helles Licht auf die Lebensführung unseres Volkes in vergangenen Zeiten. Es sind solche Namen, die aus ganzen Redensarten, aus Sätzen entstanden sind. Viele derselben sind uns heutzutage nicht mehr so geläufig, wie sie es vor ungefähr 400 Jahren waren. Dies kommt daher, weil in unserer Schriftsprache die Fähigkeit, aus einem Satze ein Kompositum zu bilden, im Laufe der letzten 200 Jahre mehr und mehr erloschen ist. Unsere Mundarten dagegen haben diese Bildungsfähigkeit treuer bewahrt. Infolgedessen kommen uns mitunter derartige Satznamen, weil sie eben selten mehr in der Schriftsprache auftreten, gar wunderlich vor, wie: 1. Bindauf, Springauf, Raffauf, Fliegauf, Kaufauf, Höruf (auf), Drischaus, Trinkaus, Suppus (sauf aus), Haltaus u. a. 2. Bleibtreu, Liebtreu, Drabsanft, Leuchtweiß, Leichtweiß, Scheineweiß, Hablützel (hab wenig), Stehfest, Hütwohl, Fahrenschon (schön), Schallweit, Raufbold (raufe kühn) u. a. 3. Bitdendüvel, niederd. (beiß den Teufel), Hastenteufel; niederd. Schietdendüvel (schieß den Teufel), Jageteuffel, Fressenteufel, Haßdenpflug (Bezeichnung für

einen faulen Landmann), ebenso auch Scheuchenpflug, Hackenbruch (hacke den Sumpf), Guckemus (guck ins Mus), Fegehelm, Gripenkerl, Schlagintweit (schlag in die Weite), Flickschuh, Hastenkrug, Findekeller (Bezeichnung für einen guten Zechbruder), ebenso Störtebeker (stürz den Becher), Schluckebier, Kehrein; Rumschöttel (räume die Schüssel, Bezeichnung für einen, der stets bei gutem Appetit ist), ebenso Schlickenbrei, Gießenbier, Hepenstiel (hebe den Stiel); Fellast (fälle den Ast), Streckbein, Klubescheit (spalte das Scheit, von mhd. klûben = stückweise abbrechen), Zickendraht (Bezeichnung für einen Schuster), Watenpfuhl, Kommallein, Kiesewetter (prüfe das Wetter), Schüttelsper (schüttle den Speer, engl. Shakespeare), Schlichtekrull[1]), Spintop (spalte auf), Stechemesser (Bezeichnung für einen, der bei Zechen für sich bezahlen läßt und durch Stechen des Messers in den Tisch an den Platz eines andern dies zu erkennen gibt), Wehrenpfennig, Wahrendorf (von mhd. wern = bewahren, schützen, verteidigen), Wendemut und Wenderath (Bezeichnung für einen, der seinen Sinn, seine Absicht leicht ändert), Gottbehüt u. v. a.

8.

So könnten wir also auf unserer Wanderung durch den endlosen deutschen Namenwald noch manche andere deutsche Pflanze pflücken, die Zeugnis von der Bildungsfähigkeit und Lebenskraft unserer deutschen Sprache ablegen würde. Leider aber umgibt uns nicht überall reine deutsche Waldesluft. Stellenweise sogar wuchert noch recht üppig so manches ausländische Gewächs, das sein Entstehen dem sogenannten humanistischen Zeitalter, dem 15. und 16. Jahrhundert, verdankt. In dieser Zeit widmete man sich mit besonderer Vorliebe dem Studium der römischen und griechischen Klassiker. Die Folge dieses Strebens nach dem Antiken war, daß unter anderem (vgl. das heimische Recht) auch die deutsche Sprache vernachlässigt wurde. Der bekannte Humanist Joh. Sturm (geb. 1507, gest. 1589) rühmte sich sogar, die deutsche Sprache fast ganz aus seiner Schule verdrängt zu haben. Die bevorzugte Sprache war Latein. In diesem Streben ging man nun so weit, daß man selbst seinen guten deutschen Familiennamen, eben weil man sich dessen schämte,

[1]) Von mhd. slihten = gerademachen, ebnen, glätten und mhd. krülle = Haarlocke.

latinisierte. So kam es denn, daß man den gut deutschen Familiennamen Koch, Kruse, Kurt durch die Endung „ius“ ein fremdes Mäntelchen umhängte und ihre Träger Cochius, Crusius, Curtius nannte. Oder man steckte andere Namen durch Anähnlichung an lateinische Laute oder durch zufällig gleichklingende fremde Worte ebenfalls in ein lateinisches Gewand. Eine Familie, die den Namen Eimer führte, nannte sich Euhimerus; eine andere, die Hose oder Hosemann hieß, verwandelte sich in Osius oder Osenius. Allein mit dieser rein äußerlichen Latinisierung begnügte man sich keineswegs, sondern damit auch nicht ein Laut mehr die deutsche Abstammung verraten könnte, hat man viele Familiennamen ganz zu Lateinern gemacht. Aus einem deutschen Schneider wurde ein Sartor oder Sartorius, aus einem Ackermann ein Agricola, aus einem Schmied ein Faber oder Fabry oder Fabricius; Jäger wurde in Venator, Bäcker in Pistor (wieder umgedeutscht in südd. Pfister) übersetzt, der Habermann hieß von jetzt an Avenarius; der Krämer Mercator; der Weber Textor oder Textorius; der Müller Molitor und der Schreiber Scriba.

Auch noch heutzutage herrscht eine starke Neigung, deutsche Namen durch fremde zu ersetzen, bezw. dem deutschen Worte eine fremde Form und Aussprache zu geben. Der Osten unseres Vaterlandes, wo das Slawentum die Herrschaft führen möchte, kann dies bezeugen. Ein deutscher Schumann, ein Schulz und ein Schreiber, ein Wollschläger, ein Reger und ein Walter werden dort zu polnischen Szuman, Szulc, Szrajber, zu Wolszlegier, Regier und Waltier.

Wie auf polnischem Gebiete, so vollzieht sich in andern Gegenden unseres Vaterlandes und bei den Deutschen im Auslande etwas Ähnliches, nämlich daß deutsche Namen in scheinbar englische und französische verwandelt werden. Ein englischer Minister, der aus der Leipziger Familie Göschen stammte, nannte sich in seinem neuen Vaterlande Goschen; der bekannte Klavierbauer Steinway in Neuyork hat ursprünglich auf gut deutsch Steinweg geheißen. Aus Solger wird französisch Saulier; aus Nagler Naguiller; aus Vogler Fouclair; aus Dessauer Dessoir; aus Gerber Guerber; aus Haller Allaire. Und wo die deutschen Laute der fremden Zunge gar zu sehr widerstreben, hilft man wenigstens mit französischen Lesezeichen nach und schreibt Schultsé, Salingré mit dem Akzent für Schultze und Salinger oder Eliaçon, Zéligzon für Eliassohn und Seligsohn; dann scheint wenig-

stens die französische Aussprache gesichert. (Vgl. „Deutsches Leben“ von Dr. Maydorn, S. 39.)

Zur Gruppe fremder Familiennamen sind auch die rein slawischen Namen zu zählen, die in den Landstrichen östlich von der Elbe häufig sind. Sie sind größtenteils von slawischen Ortsnamen auf -ow, -in, -itz und -ski gebildet. Die Endungen -ow und -in in ursprünglich slawischen Ortsnamen bezeichnen den Ort, den der Träger des Namens entweder gegründet oder besessen hat. So bedeutet Grabowa der Grabsche Ort, Babin, Gostin der Babasche, Gostische Ort. Späterhin fiel der Endlaut a in -owa ab und es blieb nach -ow mit stummen „w“ übrig. Familiennamen auf -ow und -in sind: Bütow, Massow, Passow, v. Bülow, v. Lettow usw.; Berlin, Köslin, v. Schwerin, Camin usw. Mitunter fiel auch sogar das stumme „w“ ab, wie in: Calo, Plotho, Zastro usw. Nicht selten hat sich die Endung -ow in „au“ verwandelt, wodurch den Namen ein mehr deutsches Gepräge gegeben wird, wie: Spandau, Prenzlau usw.

Die Endung -itz (vergröbert in -itsch oder -itzsch), ist entstanden aus der slawischen Bildung -ice, welche Patronymica bezw. Metronymica in der Mehrzahl bildet. Sie entspricht dem deutschen -ingen, z. B. Bobolice bedeutet so viel wie der Sohn der Bobula. Namen dieser Art sind: Politz, Nostitz, Görlitz, Lüderitz, Itzenplitz, Köckeritz, Delitz (Delitsch) usw. Mit Anhängung der oberdeutschen Endung er entstanden Namen wie: Konitzer, Clausnitzer usw. Die Endung -ski (-sky) entspricht der oberdeutschen Silbe -er. Piranski bedeutet: „ein Mann aus Piran“, Polensky „ein solcher aus Polen“.

Wir stehen am Schlusse der Abhandlung. Der aufmerksame Leser wird aus derselben wenigstens in den Grundzügen ein Bild der deutschen Familiennamen erhalten haben, ein Bild nämlich, das in den alten deutschen Personennamen uns den stürmenden, todverachtenden Heldengeist, den klugen Rat und das ruhmvolle Walten der Germanen, wie in den später auftretenden Namen die Bekehrung zum Christentume, das Aufblühen des Handwerkes, überhaupt das ganze mittelalterliche Leben und Treiben unseres Volkes vor Augen führt. Es ist wie der Dichter sagt:

„Vergangenheit entsteigt dem dunklen Grab
Und gibt uns manche wundersame Kunde.“



V. Unsere Ortsnamen.

„Wir werden gut tun, die alten Namen festzuhalten, an ihrer Deutung uns zu erfreuen und durch sie in eine ungemessene Zeit deutschen Altertums zurückzuschauen."
Dr. Frd. Pfaff.

Wie die Ruinen der Ritterburgen, so stehen auch die Ortsnamen da als Zeugen einer längst vergangenen Zeit, aus der sie uns gar mancherlei des Anziehenden und Belehrenden zu berichten wissen. An ihrer Hand können wir nicht allein nachweisen, welche verschiedenen Völker und Volksstämme das Land früher abwechselnd in Besitz gehabt hatten, sondern wir sind auch imstande, an ihnen die Wanderungen dieser Völker deutlich zu verfolgen; ja sogar das relative Alter der Orte selbst läßt sich an ihnen erkennen. Daher legt auch das heutige Verfahren geschichtlicher Forschung, wie ein bedeutender, noch lebender Gelehrter sagt, mit vollem Recht hohen Wert auf die Wortkunde der Ortsnamen, da ihre Erklärung für die Kenntnis der Landesgeschichte von großer Wichtigkeit ist.

Aber auch für die Kulturgeschichte sind die Ortsnamen höchst bedeutungsvoll. Wenn sich in der Sprache eines Volkes der Geist desselben abspiegelt, dann geschieht dies in ganz besonderem Maße in den Ortsnamen, die ja einen Teil der Sprache und noch dazu einen sehr alten derselben bilden. An ihnen können wir den Gang und die allmähliche Entwickelung der Ansiedelung der früheren Landesbewohner bestimmen. Ja die gesamte Lebenstätigkeit und Lebensanschauung eines Volkes lernen wir in ihnen kennen. In ihnen haben die späteren Entwickelungen im Leben des Volkes, in Sitten, Einrichtungen und Zuständen der mannigfachsten Art ihren Niederschlag zurückgelassen, so daß wir also ein gutes Stück unserer Kulturgeschichte an ihnen herabbuchstabieren können.

Freilich ist eine zuverlässige, stichhaltige Erklärung der Ortsnamen mitunter sehr schwer, zuweilen sogar ganz unmöglich, in-

dem uns einerseits die zu derselben oft notwendige Kenntnis der Nebenumstände der Ortsgründung fehlt; anderseits das Volk die im Laufe der Zeit unverständlich gewordenen Formen durch Annäherung an bekannte Begriffe umänderte oder dieselben infolge des Strebens, den Sprachwerkzeugen die Sache möglichst leicht und bequem zu machen, ganz entstellte oder verstümmelte, so daß sehr viele von ihnen alten Münzen mit unkenntlichem Gepräge gleichen.

Doch, wo eine Erklärung möglich ist, da erschließen sich uns, wie gesagt, ganz neue Quellen für die Kenntnis der Landes- und Kulturgeschichte, der Denk- und Sinnesart unseres Volkes in vergangenen Zeiten.

Die vor ungefähr 10 Jahren allgemein herrschende Ansicht, das erste geschichtlich nachweisbare Kulturvolk, das vor den Germanen den größten Teil Deutschlands innegehabt, sich dort angesiedelt und Orte gegründet habe, seien die Kelten, ist durch die neuere Namenforschung bedenklich ins Wanken geraten. Nach den eingehenden sprachgeschichtlichen Forschungen des französischen Gelehrten d'Arbois de Jubainville[1]) dürften die Ligurer in den Gebieten von Nizza, Genua und Piemont sich dieses Vorrechts erfreuen. Als Zeit ihrer Einwanderung nimmt man ziemlich willkürlich das Jahr 2000 v. Chr. an, während man die Kelten etwa ein Jahrtausend später von ihren bisherigen Wohnsitzen an der mittleren Donau vorrücken läßt.

Noch genauer als Jubainville selbst, hat der deutsche Sprachforscher W. Deecke[2]) nachgewiesen, daß auch im Elsaß, sowie in der oberrheinischen Tiefebene bis gegen Bingen und im Moselgebiet bis zur Saarmündung sich eine Anzahl ligurischer geographischer Namen erhalten hat.

Wie der Gesteinskundige nach seinen Erfahrungen gewisse „Leitmuscheln“ aufgestellt hat, die stets diese oder jene Erdbildung begleiten und kenntlich machen, so hat auch der Namenforscher „Leitworte“, „Leitsterne“ gefunden, die auf die ehemalige Anwesenheit dieses oder jenes Volksstammes schließen lassen. Jubainville und Deecke stützen sich auf die Bildungslaute -asco-, -asca-, -usco-, -usca-, -osca-, -an-, -ra-, -ent-, welche ligurische geographische Namen besonders kennzeichnen, sowie auf alte ligurische Wortstämme wie: arg = glänzen, hell sein, borm =

---

[1]) d'Arbois de Jubainville, „Les premiers habitants de l'Europe“ (2. Aufl., Paris 1894).

[2]) Vgl. „Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens.“ X. Jahrg. 1894.

warm, und appellative Substantive wie: cara = Stein, alisa = Erle, welche in Ligurien häufig auftreten. Als Ligurier hat man die Namen Kersch in der Eifel (aus villa Carasco) und Mersch im Luxemburgischen (aus villa Marisca) erkannt. Die Wurzel arg liegt dem alten Namen Straßburgs, Argentorate, zugrunde. Ebenso steckt sie in den Ortsnamen: Argenschwang und Argenthal (Kreis Kreuznach), sowie in Arkenwald[1]), ein Hof (in der Gemeinde Niederfell a. d. Mosel). Den Wortstamm borm finden wir in Worms, das um 300 n. Chr. Bormitomagus, d. h. Feld an der Bormita, hieß; desgleichen in Worm (Landkreis Aachen), Wormersdorf (Kreis Rheinbach). Das Wort Kar oder Karn begegnet uns in Karbach (Regierungsbezirk Coblenz), Kardorf (Kreis Bonn), Karstraß (Kreis Geldern), Karweg (Kreis Altenkirchen), Karnap (Landkreis Düsseldorf), Karnol (Kreis Eupen).

Aus Alisos, dem ligurischen Namen für Eller oder Erle, sind entstanden: Elz (Mosel), Alsenz (Pfalz), Elsbach (Regierungsbezirk Trier), Elsenborn (Kreis Malmedy), Elsenfels (a. d. Nahe, Nohfelden).

Die Flußnamen Isana, daraus Isenach (Wurzel -eis = sich heftig bewegen), Saravus, unser Saar, Ausava, der heutige Oosbach (Nebenfluß der Kyll), Matra, jetzt Moder (Nebenfluß des Rheines), Dura, die heutige Thur (Nebenfluß der Ill) sind ligurischer Abstammung und dienen zur Bildung vieler Ortsnamen, die früher als keltische Namen angesehen wurden. — Doch genug davon. Wer sich eingehender über ligurische geographische Namen in Deutschland unterrichten will, dem empfehle ich zum Studium „Rheinische Ortsnamen“ von Dr. Franz Cramer. Düsseldorf 1901, Verlag Ed. Lintz. (Ein vorzügliches Werk.)

Etwa im 7. Jahrhundert vor Chr. verließen die Kelten, von den Germanen gedrängt, ihre bisherigen Wohnsitze, wandten sich nach Westen und besetzten das Rheingebiet sowie Gallien. Noch heute führt das Rheintal den Namen: die alte Keltenstraße. Jahrhundertelang bleibt nun die Geschichte der nordgallischen Volksstämme für uns in ein vollständiges Dunkel gehüllt. Erst mit den Eroberungen Julius Cäsars (seit 58 v. Chr.) wird dasselbe etwas gelichtet. Wir sehen die gallischen Kelten in eine Menge von Völkerschaften zersplittert, die in fortwährendem Kampfe um ihre Machtstellung begriffen sind, bis sie endlich von

[1]) In diesem Wort ist die media g zur tenuis k erhärtet.

den von Süden hereinbrechenden Römern und diese von den nachrückenden Germanenstämmen allmählich aus Deutschland verdrängt wurden.

Körperliche Reste der Kelten finden wir in Deutschland nicht mehr, wenigstens ist dieses Volk, das uns körperlich nahe stand, vollständig mit den Germanen verschmolzen.

Von den Römern, die doch von allen Seiten als feindliche Eindringlinge betrachtet wurden, ist schwerlich etwas übrig geblieben. Aber beide Völker, Kelten sowohl als auch Römer, haben in den Ortsnamen Spuren ihres Daseins zurückgelassen.

Als echt keltische Namen verraten sich sofort die Ortsnamen auf den keltischen Endungen: -dunum, -durum, d. i. Feste, Burg; -briga, d. i. Berg; -magus, d. i. Feld, wie Daun und Dhaun (alt Dune); Cloduna, jetzt Clotten a. d. Mosel; Carrodunum, jetzt Carden a. d. Mosel; Virodunum, jetzt Werden a. d. Ruhr, Verden a. d. Aller und Verdun in Frankreich; Brigodunum, jetzt Brieden (Kreis Cochem); Cambotunum, jetzt Kempten; Tarodunum, jetzt Zarten; Rigodurum, jetzt Rheder (Kreis Euskirchen); Lindodurum, jetzt Lindern (Kreis Geilenkirchen); Vitodurum, jetzt Winterthur; Teudurum, jetzt Tüddern (Kreis Heinsberg); Marcodurum, jetzt Düren; Divodurum, jetzt Metz[1]); Baudobriga (Siegesberg), jetzt Boppard a. Rh.; Rigomagus (Königsfeld), jetzt Remagen a. Rh.; Durnomagus, jetzt Dormagen a. Niederrh.; Novigomagus, jetzt Neumagen a. d. Mosel, woraus am Niederrhein Nymwegen wurde. In Bormitomagus, jetzt Worms a. Rh., haben wir sogar einen halb ligurischen und halb keltischen Namen. Ebenso gehören Marmagen, alt Marcomagus und Marodurum, zwei Sprachgebieten an. Die Namen sind nämlich halb römisch und halb keltisch. Im ersten Teile beider Namen steckt der Vorname des berühmten Römers Cicero. „Solche Namen gemahnen an jene Zeiten," schreibt die Kölner Volkszeitung in einem Aufsatze:

---

[1]) In der ersten christlich-fränkischen Zeit hieß der Ort Metis, deutsch Metz und Metze, ein Name, dessen Ableitung man von dem dort angesessenen keltischen Stamme der Mediomatriker versucht hat. Allein die Erklärung, Metis sei eine Kürzung aus Mediomatricum, ist doch zu gesucht; denn Verbindungen wie Metis und Mediomatricum und ähnliche zeigen deutlich, daß beide Namen nicht gleichbedeutend sind. Metz ist vielmehr ein chattisch-fränkischer Name, der soviel als Opferstätte (von got. maitan, ahd. mezan = schlachten) bedeutet. Da gerade in Hessen, dem alten Chattenlande, der Name Metz sowohl einfach als auch zusammengesetzt ungemein häufig vorkommt, so ist ein Zusammenhang des chattischen Metz mit dem lotharingischen Metz wohl nicht in Abrede zu stellen. (Linnig.)

„Plauderei eines Rheinländers über die heimischen Ortsnamen", „wo die Legionen mit ehernem Tritt in die gallischen (keltischen) Städte und Festungen eingezogen waren und die Freiheit jenes begabten, aber unbeständigen Volkes niedergetreten hatten. Auf den Trümmern jener Orte erhoben sich neue Kolonieen und neue Kastelle."

Wielange sich das Keltentum auch noch nach der Eroberung des Landes durch die Römer und Germanen — selbst jahrhundertelang — behauptet hat, beweisen die vielen Ortsnamen auf den keltischen Endungen -acum und -iacum, die sich in deutsche -ach und -ich abgeschwächt haben. In der Rheinprovinz allein gibt es ungefähr 300 Ortsnamen auf -ach und -ich, von denen über vier Fünftel auf keltischen Ursprung zurückzuführen sind. Die nicht keltischen Orte auf -ich liegen fast alle auf der rechten Rheinseite und gehören fast alle dem deutschen Sprachgebiete an. In den meisten Fällen drückt der Ortsname auf -ach und -ich eine mit dem Namen des Besitzers bezeichnete Ansiedlung aus.

Auf der linken Seite des Rheines begegnen uns: Magontiacum (auch Mogontiacum), das im 6. Jahrhundert schon in Maguntia, jetzt Mainz, verkürzt war; Bacariacum = Bacharach, Anturnacum = Andernach, Sentiacum = Sinzig, Brisiacum = Breisig; zu beiden Seiten der Mosel finden sich: Martiniacum = Metternich, Devilliacum = Dieblich, Dracenacum = Drecknach, Tilliacum = Tellig, Masiniacum = Mesenich, Hilariacum = Illerich. An der Nahe begrüßt uns die schöne Bäderstadt Cruciniacum = Kreuznach als alter keltischer Ortsname. Sie ist die Siedelung eines Kelten, namens Crucinius.

Eine Anzahl Namen hat die Endung -ich = -iacum im Laufe der Zeit abgeworfen, wie Cröv a. d. Mosel, alt Croviacum, ebenso Costenz auf dem Hunsrück, früher Costenzig, Kretz (Kreis Mayen), alt Gretzich = Gratiacum, Baal (Kreis Erkelenz), alt Bahlic = Baliacum, Kenten (Kreis Bergheim), dem ein sprachlich gleichbedeutendes Wort Kendenich, Dorf im Regierungsbezirk Cöln, zur Seite steht.

In sehr vielen Ortsnamen hat sich das urkundlich nachweisbare keltische -iacum zu germanischem -ingen verwandelt; wie in Monzingen (bei Sobernheim a. d. Nahe), das urkundlich die Formen Munzecho (i. J. 1061), Monzecho, Monzicha aufweisen kann. Der Ort hat somit früher die -ich-Endung besessen und geht auf ursprüngliches Montiacum zurück, das vielleicht

als eine unmittelbare Ableitung von dem tatsächlich bezeugten Personennamen Montius betrachtet werden kann[1]). Ferner Ettringen (Kreis Mayen), früher Etterich, aus Ateriacum; Dillingen (a. d. Saar) aus Tiliacum; Merhingen (Kreis Merzig) aus Mauriciacus; Rehlingen (Kreis Saarburg) aus Reliacum; Fikingen (Kreis Merzig) aus Figiacus u. v. a.

Die meisten der vorhin genannten keltischen Ortsnamen sind im Rhein-, Mosel- und Nahetale zu Hause. Dies beweist zunächst, daß dieses Gebiet ehemals der Hauptsitz und der Mittelpunkt der Macht der keltischen Bevölkerung war; sodann aber auch, daß diese Täler, besonders das Moseltal, das die meisten der sogenannten hybriden (zweisprachigen) Ortsnamen aufweist, das alte Volkstum am längsten bewahrt haben. Das unwirtliche Waldgebirge der Eifel setzte den nach Süden dringenden Germanen eine unübersteigbare Schranke entgegen, und der unfruchtbare Boden lockte keinen Ansiedler an.

Von der über 400 Jahre dauernden römischen Herrschaft in Deutschland geben verhältnismäßig wenig rein lateinische Namen Kunde. In der Rheinprovinz beträgt ihre Zahl etwa 30, wovon die meisten wiederum im Moseltale zu finden sind. Der deutschen Zunge waren die Namen zu fremdklingend. Das nach den Römern kommende Volk suchte sie sich daher mundgerecht zu machen, sie so umzugestalten, daß sie deutsch klingen. Auf diese Weise entstanden die römisch-deutschen Namen, wie: Koblenz (aus Confluentes), Cöln (Colonia), Kastellaun auf dem Hunsrücken (aus Castellum novum), Zabern im Elsaß und Bergzabern in der Rheinpfalz (aus Tabernae), Kassel (durch Angleichung aus Castella) u. a.

Zuweilen hat sich das später kommende Volk um den bereits gegebenen Namen gar nicht gekümmert, sondern dem benannten Orte einfach einen ganz neuen Namen verliehen. So verschwand Ratisbona und an seine Stelle trat Regensburg, Argentoratum und Juvavia wichen den Namen Straßburg und Salzburg.

Der weitaus größte Teil der in Deutschland auftretenden Ortsnamen ist jedoch deutscher Abkunft. Das gegen das römische Reich vordringende Germanenvolk hatte sich in der Zeit des gemeinschaftlichen Angriffes, um im Kampfe desto sicherere und reichhaltigere Erfolge zu erzielen, zu großen Stammesein-

---

[1]) Vgl. „Rheinische Ortsnamen“ von Dr. Frz. Cramer. S. 56.

heiten verbunden, von denen besonders die Alemannen[1]), die Franken[2]), die Sachsen[3]), die Thüringer[4]) und die Bayern[5]) eine große Rolle in der Geschichte spielen. Wie diese auf die inneren Verhältnisse bestimmend und umgestaltend eingewirkt haben, so auch auf die Ortsnamengebung. Derselben haben sie den Stempel ihres Daseins unverkennbar aufgedrückt.

Bei jedem Volke, sogar bei jedem Stamme, war nämlich eine ganz bestimmte Form der Namengebung üblich, welche den Namen der Ansiedelungen irgend eines Stammes ein gewisses,

---

1) Der Name „Alemannen“, ahd. alamanida = Gemeinschaft, Genossenschaft, verrät sie schon als einen Bund von verschiedenen Völkern. Die alten Usipeter, Tenkterer, Tubanten gehen in ihrem Namen auf.

2) Der Name „Franken“ bedeutet aller Vermutung nach nichts weiter als Freie, und begreift nur alte Stämme in neuen Verhältnissen und Wohnsitzen. Man unterschied salische Franken (Niederfranken), ripuarische oder Uferfranken und chattische (hessische) oder Oberfranken. Die erstern saßen ursprünglich zwischen Ruhr und Sieg, ihr Stammvolk waren die Sigambrer. Schon früh hatten sie sich im heutigen Holland festgesetzt, wo sie von der Isala oder Sala ihren Namen erhielten. Die ripuarischen oder Uferfranken, auch Mittelfranken genannt, saßen ursprünglich zwischen Ruhr und Lippe, ihr Stammvolk waren eie Amsivarier. Sie eroberten im 4. Jahrhundert Cöln, das ihre Hauptstadt wurde und seither eine deutsche Stadt geblieben ist, zerstörten die Kastelle rheinaufwärts und ließen sich namentlich in den Nordabhängen der Eifel nieder. Die chattischen oder Oberfranken wohnten zwischen Lahn und Main und rückten, als die Römergrenze gefallen war, zuerst in das rechtsrheinische Gebiet ein, wo sie bald in dem Namen der ripuarischen Franken aufgingen.

3) Der Volksname „Sachsen“ ist von dem ahd. Worte sahs, an. sax, d. i. Messer, kurzes Schwert, hergeleitet. Es war nämlich eine uralte und weit verbreitete Sitte, daß kriegerische Volksstämme sich nach ihrer Lieblingswaffe benannten oder von den Nachbarn danach benannt wurden. Im Annoliede lesen wir, daß es damals in Thüringen Sitte war, die großen Messer Sachs zu heißen: „von den mezzirin also wahsen wurden si geheizen Sahsen“.

4) Die „Thüringer“ (mhd. Dürinc, Düring, During) sind wahrscheinlich die Nachkommen der alten Hermunduren, die einen Zweig der Sueven (d. i. die Freien) bilden. In Hermun, Herman, deren anlautendes H nur römische Schreibweise ist, steckt der Stamm Erman, der in dem Beinamen des germanischen Gottes, wie in Personennamen später Irmin heißt und „erhaben“, „vortrefflich“ bedeutet. Hermunduren bezeichnet also die „erhabenen“, „vortrefflichen“ Duren (Duri). Grimm setzt Duri gleichbedeutend mit Thuringi.

5) Die „Bayern“, die später in den Markomannen (Markbehüter) aufgingen, erhielten ihren Namen von den keltischen Bojen, die sie aus Böhmen vertrieben. (Linnig.) Wie germanische Konsonanten der keltischen Zunge anbequemt werden (germanisches hathu wird zu keltischem catu, germ. -rix [in Personennamen] zu keltischem -rigis), ebenso auch die germanischen Vokale. So vertritt der keltische Name Boio- in Boiohaemum das deutsche Baia, wie es Ptolemäus überliefert (Baimoi).

ihm eigentümliches Gepräge verleiht, das sie von Namen anderer Stämme leicht unterscheidet. Es sind zumeist bestimmte Grundworte, die einem Volke eigen und daher zur Namengebung auch mit besonderer Vorliebe gewählt worden sind.

Eine der eigenartigsten Namenbildungen für die Alemannen ist das Wort -weiler (ahd. wilari), das nicht nur einfach, sondern auch in zahllosen Namen zusammengesetzt als Grundwort erscheint, und sonst bei keinem andern Stamme gebräuchlich ist. Im Elsaß ist diese echt alemannische Bildung geradezu die vorherrschende, so daß man dieselbe als den alemannischen Grundstock der Besiedelung ansehen kann. Sie findet sich vielfach gekürzt zu: wil, wyl, weil, die der lateinischen Form villa entsprechen, und von welchen die Form, die sehr häufig in der Schweiz auftritt, öfters verunstaltet ist, wie in Pfaffel aus Pfaffwyl. Hohewiel ging in der Volkssprache in Heuel über, gerade wie Beinwiel in Beiel ausartete.

Ortsnamen auf -weiler können wir sogar bis nach Ostfranken, Lothringen, ja bis in die Gegend von Erkelenz, Heinsberg und Geilenkirchen verfolgen. Mit Ausschluß von Elsaß und der Pfalz beträgt ihre Zahl in den vorhin genannten Gegenden über dreihundert.

Wie -weiler, so ist auch -hofen (-hoven) ein nur bei den Alemannen gebräuchliches „Leitwort" zur Bildung von Ortsnamen, das in der Schweiz eine massenhafte Verbreitung gefunden hat. Im Kanton Zürich allein schlägt man die Gesamtzahl auf ungefähr 3000 Höfe an.

Elsaß und die Schweiz sind nun keineswegs die ersten Ansiedelungsorte der Alemannen. Vorher hausten sie zwischen Main und Neckar, wo sie Kaiser Caracalla um das Jahr 213 n. Chr. antraf. Sie suchten sich im römischen Dekumatenlande, nämlich zwischen der oberen Donau, dem Mittelrhein und dem Pfahlgraben[1]) festzusetzen und unternahmen von hier aus Streifzüge nach Gallien. Nach harten Kämpfen gelang ihnen die Besitznahme des Landes jenseits des Rheines bis zu den Vogesen, das sie als fremdredendes Volk Alesaz (d. i. Fremdensitz) nannten. Von hier aus drangen sie sogar bis zu den Alpen vor und siedelten sich in der östlichen Schweiz an. Dies bezeugen die oben erwähnten Ortsnamen auf -weiler und -hofen.

---

[1]) Derselbe ist eine unter den römischen Kaisern Trajan und Hadrian erbaute über 70 Meilen lange Befestigungslinie, die von Kehlheim a. d. Donau bis beinahe zum Siebengebirge sich erstreckte.

Nachdem zu Anfang des 5. Jahrhunderts, etwa um 440, die Burgunder am Mittelrhein ihr Land verlassen hatten und nach dem südlichen Gallien abgezogen waren, regte sich in den Alemannen im Elsaß und in der Schweiz wiederum der alte Wandertrieb. Vom Elsaß aus müssen sie sich über den Hagenauer Forst nach Norden zu ausgebreitet haben, und gleichzeitig oder wenig später drangen die Oberfranken in größerer Zahl die Mosel aufwärts nach Süden vor. Das von den Römern verlassene Gebiet auf dem rechten Rheinufer, Nassau und die Wetterau, nahmen die Alemannen ebenfalls in Besitz und dehnten von hier aus ihre Siedelungen aus nach Osten bis in das Schwäbische und nach Norden bis in das Westfälische hinein.

Auch diese Wanderung läßt sich deutlich an den Ortsnamen verfolgen. Außer den untrüglich alemannischen Bildungen auf -weiler und -hofen, die uns bis in die Gegend von Cöln und Düsseldorf begleiten, gebrauchte das alemannische Volk noch die Endungen -ach (got. ahva = Wasser), -bronn (-brunn = Quelle), -schwand (= Rodung durch Brand), -wang (= Feld), -boden, -bühl (= geringe Erderhöhung), -halden, -stetten, -zimmern, -beuren (im Sinne von Wohnung); im nördlichen und mittleren Deutschland -büren, sowie in Schwaben die Endung -ingen zur Bildung von Ortsnamen.

Letztere Endung deutet auf ein Besitz- oder Abstammungsverhältnis; so ist z. B. Gundelfingen der Ort, wo die Gundolfinge, die Nachkommen des Gundolf, sich niedergelassen haben. Nach Schiber sollen die Ortsnamen auf -ingen wahrscheinlich die ersten Flur- und Markgenossenschaften darstellen, gegründet in neu erworbenen Gebieten, von einem wandernden Volke, das sich entsprechend seiner Gliederung in Gaue und Familien dort niedergelassen hatten. Dies entspricht der Besiedelungsart des Römerreiches in Deutschland zur Zeit der Völkerwanderung durch einwandernde Germanen. Länder, die erst später germanisch besiedelt wurden, weisen demnach keine Ortsnamen mit -ingen auf. Nach A. Heintze ist -ingen seit dem 8. Jahrhundert in Ortsnamen gebräuchlich. Förstemann fand in der Umgebung von Stuttgart 20% Ortsnamen auf -ingen.

Einzelne Orte mit der alemannischen Endung -ingen sind unzweifelhaft keltischen Ursprungs, z. B. Zeltingen (früher Celtanc), Maring (früher Maranc), Monzingen (früher Monzecho), vgl. Seite 123.

Unterziehen wir uns einmal der kleinen Mühe, die mit diesen Grundwörtern gebildeten Ortsnamen auf einer Spezial-

karte aufzusuchen, dann wird uns sofort klar, welche Wanderung die Alemannen von ihrem Hauptgebiete aus unternommen haben. Diese Namen begegnen uns im Rhein-, Neckar-, Main-, Nahe-, Mosel- und Ahrtale, sowie im oberen Donautale und in dessen Seitentälern. Ja, selbst auf den Bergen siedelten sich die Alemannen an, wie dies der Hunsrück nicht allein in seinen Ortsnamen, sondern auch durch seine eigentümliche Mundart deutlich bezeugt. Es ist dies zugleich ein Beweis dafür, „daß die Wanderung längere Zeit fortgedauert hat und der Name wenigstens ein halbes Jahrhundert hier heimisch gewesen ist". Man sieht aber auch auf der Karte, daß die alemannischen Namen nach Norden zu immer spärlicher werden. Die Wanderung mußte demnach von Süden ausgegangen sein.

„Lange Zeit lebten Franken und Alemannen als Freunde friedlich neben einander. Als aber an der Mosel und der Maas ihre Wege sich kreuzten, begannen die Reibungen, die endlich im Jahre 496 mit der Besiegung und Unterwerfung der Alemannen endeten." Jetzt übernahm das mächtige Volk der Franken die Führerschaft am Rhein. Unaufhaltsam drang es weiter vor und suchte auch das Gebiet zu beiden Seiten des Mittel- und Oberrheines unter seine Herrschaft zu bringen. Daß ihnen dieses Vorhaben auch gelungen ist, sagen uns wiederum die Ortsnamen. Denn von jetzt an erscheinen im westlichen Teile Deutschlands Namen von ganz anderem Gepräge und zwar in solcher Menge, daß sie die alten alemannischen Ortsnamen gänzlich überwuchern.

Sie kennzeichnen sich als fränkische Namen sogleich durch die den Franken zur Bildung von Ortsnamen charakteristischen Endungen: -heim, -hausen, -statt, -bach, -seifen oder -siefen, -born, -feld, -scheid oder -schied, -rod oder -rat, -lag.

Von ihnen ist -heim, das ursprünglich Lager, jetzt weiter nichts als Heimat, oder bleibende Niederlassung bedeutet, auffallender, aber doch erklärlicherweise, wie Arnold bemerkt, zuerst in der Fremde und nicht, wie die übrigen im alten Stammlande selbst als Ortsbezeichnung geläufig geworden. In letzterem war nämlich die Heimat längst schon gewonnen, und somit konnte -heim dort kein Unterscheidungszeichen für neue Orte abgeben; während in den neuerworbenen fränkischen Gebieten zuerst eine Heimat gegründet werden mußte. Sodann ist es eine bekannte Erscheinung, die sich zu allen Zeiten wiederholt, daß Auswanderer die neugegründeten Orte am liebsten nach der Heimat benennen.

Das Grundwort -statt, das in Hessen geläufig ist, bezeichnet

ursprünglich nichts weiter als einen bloßen Ort, ob derselbe nun klein oder groß, ob er ein Dorf oder eine Stadt ist. In Schleswig, Holstein und Thüringen tritt es in der Form von -stedt oder -städt auf, wie in Bredstedt, Padenstedt, Brochstedt, Bramstedt, Hettstedt, Ruttstädt u. v. a. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die Ortsnamen auf diesen Endungen in letzterem Lande durch die von Norden her eingewanderten Warnen und Angeln verbreitet worden.

Die Endung -seifen, -siefen, ndd. siepen, bezeichnet das langsam fließende Wasser, aber auch die Schlucht, in der es fließt. Ortsnamen mit diesem Grundworte sind: Seifengrund, Kirschseifen, Müllensiefen, Siepen, Kottsiepen.

Das Wort Scheid oder Schied, mit dem man gewöhnlich die Wasserscheide, die Landesgrenze bezeichnete, bedeutet bei manchen Orten Wald (keltisch = cetum) z. B. Burtscheid, ursprünglich Porcetum, von Porcus = Schwein und cetum = Wald, also ein Wald, in den man die Schweine zur Eichelmast trieb; ähnlich Hoinscheidt, Quirscheid.

Die Namen auf -rod, -roth, -rath, -reth bezeichnen Ansiedlungen auf gerodetem Waldboden, sogen. Rodungen. Ihre Zahl ist eine außerordentlich große. In der Eifel verläuft die Grenze der Orte auf -rath in einer Entfernung von 23—30 km nördlich der Mosel mit einer stärkeren Ausbiegung nach Norden an der Römerstraße. Ungefähr bezeichnet sie die Linie Nianden-Steuerburg-Prüm-Mürlenbach-Wittlich-Urschmitt-Adenau.

Das Grundwort -lay bedeutet gewöhnlich Fels, Stein und am Rhein Schieferstein. Ortsnamen sind: Lay an der unteren Mosel, Burgleyen im Kreise Kreuznach; auch die allbekannte Lorelei am Rhein bei St. Goar kann als Beispiel dienen.

Verfolgen wir nun die mit fränkischen Endungen gebildeten Ortsnamen genauer, dann erkennen wir an ihnen deutlich, daß die Franken nach Süden zu gewandert sind. Ihre Namen treffen wir zu beiden Seiten des Mittelrheines an. Sie ziehen hinauf durch die Täler der Ahr, der Mosel, der Lahn, der Nahe, ja selbst im heutigen Lothringen finden wir fränkische Ortsnamen. Vom Rheine aus verbreiten sie sich über den größten Teil Deutschlands. Überall stoßen wir auf fränkische Gründungen. Sogar in sächsischen Gebieten, wie in Westfalen und zu beiden Seiten der Weser, begegnen sie uns. Es sind, wie W. Arnold berichtet, fränkische Niederlassungen, die dort angelegt wurden, um nach

der Eroberung durch Karl den Großen das Land dauernd an die fränkische Herrschaft zu fesseln.

Umgekehrt hat dieser große Kaiser, um den Trotz und die Widerstandskraft des Sachsenstammes zu brechen, Tausende von Sachsen zwangsweise in andere Gegenden versetzt, wo dieselben sich ansiedeln und in den fremden, fränkischen Volksstämmen aufgehen sollten. Lange hatte man keine sicheren Reste dieser ehemaligen Sachsen auffinden können, bis sie vor mehreren Jahren der Universitätsbibliothekar Dr. Emil Seelmann auf Grund der niedersächsischen Mundart und des wallonischen Sprachschatzes, ganz besonders aber an der Hand der Ortsnamen-Vergleichung in der heutigen Wallonie wieder entdeckte. Diese liegt bekanntlich zum kleineren Teile in der Rheinprovinz (Kreis Malmedy), zum größeren Teile in dem gegenüberliegenden belgischen Gebiete.

Auf den Stammesnamen der Sachsen oder Sassen, wallonisch Sansen, Sensen, Sausen, weisen in den belgischen Niederlanden: Sassenbrouck, Sassenhout, Sassenrode, Sasbrug, Sashoek, Saspolder, Sasput, vielfaches Sas u. a.; im Großherzogtum Luxemburg: Sassenheim, Sasserhof, Sasbach; im Wallonenlande: Sassor, Sauserotte (Sassenrode), Sanson, Sensenruth, Sansenruz, eigentlich Sassenfluß u. a. Die Ortsnamen Han, Heid, Brouc, Mor, Braqur geben das niedersächsische Hamm[1]), Heide, Bruch, Moor, Brach[2]) wieder.

Auch in der Gegend von Frankfurt a. M. wies Karl vielen Sachsen Wohnsitze an, das bezeugt uns der Ortsname Sachsenhausen.

Begegnen uns auf unserer Wanderung Ortsnamen mit den Endungen: -wig, -wîc[3]) (d. i. Wohnstätte, Stadt), -kamp (eingefriedigtes, höher gelegenes Feld), -brok (feuchte Wiese), -ede, -ithe (Heide), -brink (Hügel), -büttel (altsächs. -bodl, d. i. Hütte), dann haben wir ebenfalls sächsische Ansiedelungen vor

---

[1]) Hamm bedeutet Bucht, Lagerplatz der Schiffe.

[2]) Brache (von brechen) ist Umbrechung des abgeernteten Bodens, umgebrochen liegendes, unbesätes Land.

[3]) „Wic“ steckt auch in der ersten Silbe des viel „umstrittenen“ Wortes „Weichbild“ (mhd. wicbilide, wicbilde, wîchbilde), während die zweite Silbe das Wort „bild“ in der Bedeutung „Recht“ enthält, das entweder abzuleiten ist von einem ahd. bilida oder — wahrscheinlicher — von unserem Bild (ahd. bilidi), das schon früh im Sinne von „Vorbild“ vorkommt (vgl. das heutige „billig“ und „unbilde“). Danach muß die Grundbedeutung des Wortes: Weichbild, „Ortsrecht“, „Stadtrecht“, „Marktrecht“ gewesen sein.

uns, wie: Braunschweig (Brûneswîc), d. i. die Stadt des Bruno, Schleswig, Kettwig, Sundwig, Dellwig, Westerwyk, Osterwick, Wiek auf Rügen, Putziger Wiek, Wik am Kieler Hafen, Wyk auf der Insel Föhr; Kamp (Rhein), Bohnenkamp, Fahrenkamp, Arrenkamp, Hessenkamp, Ellernkamp; Ellerbrok, Aschenbrok, Ubbenbrok, Mirabelsbrok; Meschede, Wickede, Mengede, Ende (Ennede), Bierde (Bierethe); Gosebrink, Bollenbrink, Spilebrink; Ritzebüttel.

Ortsnamen auf der Endung „-büttel" sind besonders im Holsteinischen zu Hause. Von hier aus haben sie sich zwischen Weser und Elbe nach Süden zu bis in die Gegend von Wolfenbüttel ausgebreitet. Ohne Zweifel bezeichnen diese Namen den Zug der Sachsen, die im 5. Jahrhundert in das von den Langobarden verlassene Gebiet eingewandert sind.

Fast gleichlaufend mit den vorhin erwähnten Namen ziehen sich östlich von ihnen, ebenfalls im Norden beginnend, Ortsnamen auf -leben (ahd. leiba, d. i. Nachlaß, Erbschaft) durch das nördliche, besonders mittlere Deutschland, zwischen dem Harze und dem Thüringer Walde hindurch, wie: Merxleben (Margisleiba), d. i. Erbe, Hinterlassenschaft des Margis. Am zahlreichsten treten sie im Engel- und Werngau auf. Man geht nicht fehl, wenn man sie in Verbindung mit den Angeln und Warnen bringt, die sich später mit den alten Hermunduren oder den Thüringern zu einem Volke vereinigt haben. Ihre Wanderung begann im hohen Norden Deutschlands und endete in der Gegend von Würzburg. Anfangs- und Endorte sind Hadersleben (Hadarichsleiba) im nördlichen Schleswig und Güntersleben (Gundacharsleiba) bei Würzburg.

Während der Name Alemannen in Ortsnamen niemals auftritt, begegnen uns die Namen Franken, Hessen, Sachsen, Thüringen, Angeln, Warnen in denselben öfters. Ich erwähne nur Frankfurt, Frankenstein, Frankenthal; Hasselbach, Hessen (in Lothringen), Hastfurt, Haßlach; Sachsenhausen, Sachsenberg; Thüringenhausen, Döringstadt, Türkheim (gekürzt aus Thüringerheim); Engelhausen. Das hat offenbar einen besonderen Grund. Entweder bezeichnen diese Volksnamen als Ortsnamen „eingestreute Orte stammfremder Ansiedler, wie die zahlreichen fränkischen und sächsischen Niederlassungen, oder sie bezeichnen alte Stammesgrenzen". Die drei Reiferscheid oder Reifferscheid (von Ripariorum fines) in den Kreisen Altenkirchen und Adenau deuten ohne Zweifel

auf die frühere Grenze der Ripuarier (Uferfranken) und Alemannen hin.

Die Ortsnamen Frankweiler, Diedenhofen, Engelhausen, Sachsenheim, Warnheim, Warnfeld bestehen sogar aus verschiedenen Bestandteilen; die beiden ersteren haben nämlich ein fränkisches Bestimmungs- und ein alemannisches Grundwort, und die letzteren ein sächsisches Bestimmungs- und ein fränkisches Grundwort. Das zeigt, daß selbst fränkische bezw. sächsische Einwanderer von dem Strome alemannischer bezw. fränkischer Namenbildung mit berührt worden sind.

Schon aus diesen allgemein gehaltenen Auseinandersetzungen erkennen wir sofort, von welcher Bedeutung die Ortsnamen für die Völkerkunde sind. Aber auch nach einer anderen Seite hin erscheinen sie höchst bedeutungsvoll. An ihnen läßt sich sogar, wie ich eingangs bemerkt habe, die Zeit des Ursprungs der verschiedenen Klassen der Ortsnamen annähernd bestimmen.

Die Gründung der ältesten Orte fällt in eine Zeit, in welcher die deutschen Völkerstämme noch ruhelos umherschweiften, in der sie fortwährend ihre Sitze wechselten und diese nur sehr selten festhielten; nämlich in die Zeit vom 4. Jahrhundert vor bis zum 4. Jahrhundert nach Chr.

„Das Land starrte von Wäldern und häßlichen Sümpfen,“ sagt Tacitus; „es war unschön in seinen Landschaften, rauh von Klima, traurig zu bebauen und anzuschauen.“ Diese Taciteische Schilderung wird durch die reiche Synonymik, die wir in den alten Namen für Wasser, Wald und Sumpf haben, vollauf bestätigt. Dem Wasser entlang drangen die Ansiedler vor, siedelten sich an und gaben ihren Niederlassungen nur Wasser- und Waldnamen, deren Grundworte zum Teil aus unserer Sprache längst verschwunden sind, wie: -affa (niederd. -apa), -aha, -mar, welche Wasser bedeuten. Sie leben heute noch fort in den Ortsnamen: Elsaff (aus Els-apha), Walluff (aus Wald-affa) Salzschlirf (aus Slier-apha), Aschaffenburg (aus Ax-affa), Honnef, Hennef, Lennep, Laasphe, Netphen, Olpe. Abgeschwächt zu „-ach“, und gekürzt zu bloßem „-a“ erscheint -aha in den Namen: Biberach, Hausach, Steinach, Wolfach, Schiltach, Haßlach, Berka, Fulda, Gera, Nidda, Werra, sogar in Weser (aus Wiseraha, d. i. Westwasser). Auffallend ist, daß -affa und -aha nebeneinander vorkommen, z. B. in Berf (aus Biber-affa) und Bebra (aus Biber-aha).

Hierher gehören auch die Namen auf -au, die alle in der ältesten Schreibung auf -ahva (-owa) mit der Bedeutung:

Strom, Strömung, wasserreiche Wiese, Halbinsel[1]), Insel im Fluß, ausgingen, wie Bockenau, Dernau, Adenau, Werlau u. a. Der Übergang des -ahva in -au, der mit dem 13. Jahrhundert stattfand, beweist, wie früh schon das alte -ahva unverständlich wurde.

Auf -mar = totes Wasser, Sumpf, Moor, Brunnen (ahd. mari, meri, jetzt mar, mer) enden die besonders in Hessen auftretenden Namen: Wismar, Hofgeismar, Hadamar, Vilmar, Weimar, Weitmar, Wolmar, Themar, Hemer, Stemmer.

Zwei ebenfalls uralte Worte zur Bildung von Ortsnamen sind: -loh und -tar. Ersteres, das Wald, Gebüsch, Hain bedeutet und vielfach in -loch und lon entstellt, mit der Zeit sogar zu -la, -le, -len, -l abgeschliffen ist, erscheint in den Ortsnamen: Ullersloh, Großlohe, niederd. Waterloo, Gotaloh, Eichloh, Ennigloh, Nußloch, Bokloh, Haßloh, Ramsloh, Gütersloh (von Guther), Kirchloh, Obloh, Stiepel (steiles Loh) Brakel (Loh an der Brake (?) Sumpf), Eikel, Sprakel, Goxel, Welle, Iserlohn, sogar in Adelschlag (entstellt aus Adaloltes-lôh im 9. Jahrhundert). Die Endung -tar [abgeschliffen in -ter[2])], die Baum bedeutet, finden wir in den Ortsnamen: Bisholder, Affoltern, Apelder (d. h. zu den Apfelbäumen), Holderschlag, Holderspach, Hollerbach (genannt nach dem Holunder), Rodder, Mandern, Heldra u. a.

Schließlich sei noch das längst erloschene -lar = Niederlassung, Opferplatz — als Appellativum Lahr, Laar, Laer, Leer, Lehre, Lohr — erwähnt, das in Ortsnamen eine wichtige Rolle spielt. Es findet sich meist bei den mittel- und niederdeutschen Stämmen. Fern von diesen Ansiedlungen auf „lar" liegen in der Umgegend von **St. Vith** und **Malmedy** in der Eifel etwa 20 Orte auf „ler" (= lar) endigend, deren Entstehung nur durch eine plötzliche Verpflanzung niederrheinischer oder hessischer Franken zu erklären ist. Es sind folgende Orte im Kreise Malmedy: Dürler, Espeler, Lengeler, Oudler, Werveler, Koller, Andler, Wippler, Birkler; im Kreise Bitburg: Uffler und Geckler; im Kreise Prüm: Schüller

---

[1]) Als Beispiel möge der Ländername „Skandinavien" dienen, der aus altirisch scatan = Hering und -avia (-au) entstanden ist und soviel heißt, wie Heringsau.

[2]) Vgl. „Holunder" (im Althochdeutschen noch holuntar, d. i. der hohle Baum), „Wachholder" (von wachol = immergrün, also der immergrüne Baum), „Maßholder" (ahd. mazzaltra), wahrscheinlich der Speisebaum.

und Schweiler; in Luxemburg: Tadler, Reuler, Beyler, Holler und Lieler. Zum Vergleich seien erwähnt in Ostflandern: Bottellaere, Knesselaere, Ahpelar, Edelare u. a.; rechtsrheinisch: Fritzlar und Lollar.

Im heutigen Baden, das im 4. Jahrhundert in Besitz genommen wurde, finden wir -lar nur einigemale; und bei den Bayern, die zwei Jahrhunderte später in ihre jetzigen Sitze einzogen, ist es so gut wie gar nicht im Gebrauche. Das Wort muß also schon früh zur Bildung von Ortsbezeichnungen der Vergessenheit anheimgefallen sein.

Während die obengenannten Ortsnamen die Volksstämme noch in einer „losen, halbnomadischen Verknüpfung mit dem Boden" zeigen, indem ihre Grundworte nur die einfachsten, sinnlichen Wahrnehmungen, wie Bach, Wald, Baum bezeichnen, deutet -lar also doch schon einen festeren Wohnsitz an. Das beweist auch der Umstand, daß es schon eine Verbindung mit Personennamen eingeht, was die anderen uralten Grundworte nicht tun, wie: Peterslahr, Wetzlar (vom Personennamen Wetzilo, Wetzel), Fritzlar (vom Personennamen Frido). Andere Namen dieser Art sind von der Lage, von Bäumen u. dgl. entlehnt, wie: Goslar (an der Gose gelegen), Burglar, Birklar, Lindlar.

Die Endung -lar bildet somit einen Übergang zu den Ortsnamen jüngerer Zeit. Sie sind entstanden, als das unruhige Hin- und Herwandern der germanischen Völker aufgehört hatte: vom 5. bis 8. Jahrhundert.

Seit dem 8. Jahrhundert beginnt der Ackerbau sich auszubreiten. Das Volk war ansässig geworden; der Boden wurde urbar gemacht und Acker- und Weidefeld angelegt. Der Wald wurde ausgerodet und eine feste Heimstätte gegründet. Man suchte für den Landbau die vorzüglichsten Stellen aus, den Rand der Gebirge. Die alten Grundworte eigneten sich daher nicht mehr zur Bildung neuer Ortsnamen; sie verschwanden nach und nach. Anstatt der alten -affa und -aha traten nun -bach, anstatt -mar: -born oder -brunn, und das -lar mußte den jüngeren -heim, -hausen und -hofen weichen.

Die Orte, die in dieser Zeit entstanden sind, tragen also Namen mit einem ganz anderen Gepräge: es sind meist zusammengesetzte Namen auf -bach, -born, -bogen (Flußbiegung), -berg, -brück, -bühl (hochliegende Grasfläche), -ebbe (Senkung, Halde), -feld, -esch (Saatfeld), -made (Wiese), ohl (Wiesengrund, von Bergen eingeschlossen), -helle (Hölle, Schlucht), -gard, -bram (Dorn und Ginster), -rod (Rodung), -dorf,

ndd. -dorp und mit umgestelltem „r" -trop, -trup u. a., deren Bestimmungsworte teils die Beschaffenheit des Bodens und Wassers, teils Pflanzen- und Tier- und teils Personennamen bezeichnen, wie: Horbach, Horhausen, Horloff (von -hor = Sumpfboden), Ehlscheid (zu -ahl, -ohl = Sumpf), Bruschied, Bruchhof (Bruch), Dürrheim, Nassenfeld, Breitenfeld, Breitenscheid, Langenohl, Langenbrahm, Hohenrode, Neuenrode, Enghölle (d. i. enge Schlucht), Steinbuhl; Steinbach, Kisselbach (von der Beschaffenheit des Bachbettes), Lederbach, Liederbach (der rauschende Bach), Dratenach (schnelles Wasser), Lauterbach (der helle, reine Bach), Warmbach, Kaltenbach; Schönborn, Ellenbogen, Katzenellenbogen, Langenbogen[1]); Birkenfeld, Holzfeld, Wiedfeld (zu witu = Holz, Wald), Dorstfeld, Rohrbach, Eichenbach, Hasselbach, Wiedbach; Buchenrod, Dinkelrode, Eichhof, Schildhof; Ellwangen (d. i. eine Ebene der Renntiere), Fischbach, Hahnhof, Bocksrode, Ziegenrod; Hildesheim (vom Personennamen Hilda), Reichersdorf (von Richard), Kunersdorf (von Konrad), Warnsdorf (von Werinhart), Heinzenberg (von Heinrich), Budenbach (von Budo), Liebshausen (von Liuopa), Guntershausen (von Gunther), Ebertshof, Rayerscheid (von Herirad), Kurtscheid, Riegenroth (von Ruchart), Friedrichroda, Wickrath, Blankenrath (von Blankart), Lengsdorf, Tondorf, Düsseldorf, Dillendorf, Bendorf, Heddesdorf (Hedino), Höntrup, Bottrop, Hiltrup u. v. a.

Dagegen sind einfache Ortsnamen, welche die Beschaffenheit des Bodens und der Pflanzen bezeichnen oder an Personen und Örtlichkeiten erinnern, der ältesten Zeit der Ortsgründung zuzuweisen. Sie sind in unserer Sprache meist erloschen und daher schwer erklärbar. Hierher gehören die Ortsnamen: Treis, Dreis (wüstes Land), Bremen, Bremm (sumpfiger Boden), Suhl (niederd. söl, das die Wasserlache bezeichnet, worin das Wild „siehlt"), Schlade, Schlöte (ein flachgründiges Wasser mit festem Untergrund), Rad (eine tiefliegende, sumpfige Stelle), Deesen (Moor), Höhr (Schmutz, Sumpf), Struth (Wald), Driesch (unbebaut liegenbleibender Acker), Wirfus (entstanden aus Wermies zu Wiese), Minden (d. i. Weide, Trift, Viehtrift), Lieg (Pflanzenname), Dens, Rangen, Wirges (Personennamen).

---

[1]) Das Grundwort -bogen hat hier die Bedeutung von „Flußbiegung".

Bei den Ortsnamen, die von der Beschaffenheit des Ortes, z. B. von den Pflanzen, die dort wachsen, genommen sind, darf nicht immer an einzelne Stücke gedacht werden. Oft bezeichnen derartige Namen eine Menge von Bäumen, Sträuchern u. dgl., besonders, wenn den Namen die Silbe -ahi (-ach, -ich, -ig) angehängt ist, wie: Ahornach; Aschbach, Aschach, Aichich; Haslach; Ibenbach; Rohrschach, Röhrig; Fornich; Affaltrach; Lindich; Irlich, d. i. eine Ansiedelung bei vielen Ahornen, Eschen, Eichen, Haselnußsträuchern, Eiben, Rohren, Föhren, Apfelbäumen, Linden, Erlen.

Zu der Klasse der jüngsten Ortsnamen sind diejenigen zu zählen, welche auf die mehr und mehr zunehmende Ausbreitung des Christentums, auf den in Schwung gekommenen Burgenbau und auf die immer mehr sich entwickelnden volkswirtschaftlichen Verhältnisse hinweisen. Es sind dies zumeist Namen auf -kirchen, -kappel, -zell, -münster; auf -burg, -fels, -stein; auf -dom, -mal (-melle), (die Gerichtsplatz, Versammlungsstätte bedeuten) und auf -börde (ursprünglich Gerichtsbezirk, heute: fruchtbare Ebene), z. B. Kirchen, Neunkirchen, Odenkirchen, Gelsenkirchen, Bergkirchen, Altenkirchen, Nunkirch, Neuerkirch; Cappel, Kapellen, Keppel; Zell, Mariazell; Münster i. W., am Stein, und bei Bingen, Münstermaifeld, Münstereifel; Würzburg, Marburg, Merseburg, Magdburg; Braunfels, Hartenfels, Stolzenfels; Martinstein, Hammerstein; Domhof, Dombach; Detmold (ursprünglich Thietmella) [zu diot = Volk], Versmold, Malberg, Melle; Soester Börde, Magdeburger Börde.

Die Gründung dieser Orte fällt meist in die Zeit vom 8. bis 12. Jahrhundert. Doch mögen manche dieser Ortsnamen, besonders diejenigen auf -burg weit höher hinaufreichen; denn -burg, das in vielen Namen vor 1100 zu -berg wurde, ist ein uraltes Wort unserer Sprache. Schon Tacitus nennt in seiner „Germania" einen Ort „Asciburgium", d. i. Asburg am Niederrhein. Allgemein gebräuchlich ist dasselbe jedoch erst seit dem 10. Jahrhundert, in der Zeit der Burgenbauten, in Ortsnamen geworden. „Erst mit dem 12. Jahrhundert," sagt W. Arnold, „hört die Ortsgründung im alten Sinne allmählich auf. Die seitdem in größerer Zahl entstehenden Städte bezeichnen schon eine Gegenströmung, oder wenn man lieber will, einen Fortschritt der inneren Entwickelung, die in der Folge eine Menge älterer Orte wieder ausgehen ließ."

Die Entstehung von fürstlichen Residenzen und Lustschlössern seit dem 17. Jahrhundert riefen Ortsnamen, wie: Karlsruhe, Ludwigsburg, Charlottenburg, Ludwigshafen, Monrepos u. a. ins Leben. Und die zunehmende Industrie und der eifrig betriebene Bergbau schufen die Ortsnamen; auf -hütte, -zeche, -werk, -hall (Salzhütte), deren erster Teil gewöhnlich ein Personenname ist, z. B. Friedrichshütte, Hermannshütte, Peterszeche, Neuwerk, Bernhardshall u. a.

Damit habe ich nun schon auf die kulturgeschichtliche Bedeutung unserer Ortsnamen im allgemeinen hingewiesen. Es erübrigt noch, auf einige Punkte etwas näher einzugehen.

Wie ich in der Einleitung dieses Aufsatzes gesagt habe, geben uns die Ortsnamen nicht allein Aufschluß über den Gang, den die ursprüngliche Ansiedelung genommen hat, sondern wir erfahren aus ihnen auch von welcher Art sie war. Nach einem bekannten wirtschaftlichen Gesetze suchten die ersten Ansiedler irgend eines Landesteiles das bessere Land, den ergiebigsten Boden für sich nutzbar zu machen. Daher siedelten sie sich in den fruchtbaren Niederungen und in den großen Flußtälern an. Das sagen uns die uralten Ortsnamen auf -affa, -aha, -mar, -loh, -tar und -lar, welche wir auch nur dort antreffen.

„Wurde ein Volk von einem anderen verdrängt, so flüchtete es sich in die Berge, wo es leichter war, sich zu verstecken und zu verteidigen." Schließlich wurde es durch stetig nachfolgende Stämme sogar gezwungen, auf die bewaldeten Berge zu steigen und hier den Boden erst urbar zu machen und den Wald auszuroden, ehe es daselbst sich behaglich niederlassen konnte. Das sagen uns die zahlreichen Ortsnamen auf -rod (-roth), schweizerisch -rüti, -rütli, schwäbisch und bayerisch -reut, niederdeutsch -rat, hessisch -rode, thüringisch -roda[1]). Sie alle finden wir meist in höherliegenden Gebieten, die ursprünglich mit Wald bestanden waren. (Vgl. Seite 129.)

Die Ortsnamen auf -schwand (-schwend), -brand, -schlag, -schneid, -hau bezeichnen die Art der Rodung näher. Sie sagen uns, daß der Wald entweder mit Feuer (-schwand, -brand) oder mit der Schlagart (-schlag, -schneid, -hau) ausgerodet wurde.

War der Wald beseitigt, so konnte der Boden bebaut, beackert und gepflügt werden. Auf diese Tätigkeit beziehen sich

---

[1]) In der Umgebung von Nordhausen zählt man 21 v. H. Ortsnamen auf „-roda".

wohl die Namen auf -acker, wie Sandacker, Roggenacker, Langenacker, Bonacker, Mertesacker, Hasenack.

Unsere Vorfahren pflegten ihre Niederlassungen mit undurchdringlichen Dornwällen (Hag) oder mit Graben oder mit Damm zur größeren Sicherheit abzuschließen, sie einzufriedigen. Zur Befestigung ihres Landes dienten mit Hecken bestandene Erdwälle, die sich zuweilen meilenweit in die Ebenen hinzogen. Sie bilden noch heute zumteil die Grenzen von Gemeinden und größeren Bezirken. Auf solche Befestigungen (Umfriedigungen) weisen die Ortsnamen: Hagen, Frankenhagen, Petershagen, Stadthagen, Hagenau, Siershahe (der letzte Teil aus -hagen zusammengezogen), ebenso auch in Ginsterhahn, Kirchhain, Hähnen; Hecken, Haselhecke, Geishecke, Dornhecke, Damscheid; Friedberg, Landfried, Straßfried, Friedewald; Baumgart (gard = eingezäuntes Land), Stuttgart, Naugard, Neugarten, Engelgarten. Die Namen auf Pfahl und Damm, die man zwischen Kehlheim a. d. Donau und Lahnstein a. Rh. antrifft, erinnern an jene gewaltige Befestigungslinie, welche unter dem Namen Pfahlgraben (Limes imperii) bekannt ist, z. B. Wallbach, Pohlgöns.

Während die Umfriedigung die Ansiedelung des Menschen sicherte, bot ihm selbst das Haus, auch Bur, Beuren und Büren genannt, Wohnung und Schutz. Das berichten uns die Ortsnamen: Neuhaus, Markhaus, Rüppur (d. i. Riedbur), Böbber, Beber (d. i. Betbur, Bethaus), Trebur.

„Auf geistlichen Ursprung deuten die Namen, die gleich zu Anfang die Erinnerung an ihre alten bischöflichen oder klösterlichen Herren enthalten, von denen die Gründung ausgegangen ist", wie: Bischofstein, Bischofsheim, Bischofsdhron, Bischofflingen, Bischenberg, Bischmatt, Bischweier, Fischhausen[1]), Möncheſch, d. i. Mönchs-Saatfeld (von gotisch atisks, mhd. ezzisch = Saatfeld), Münchwald, Münchschlag, Münchingen, München, Pfaffendorf, Pfaffenheck, Abtweiler, Chumbd, Klosterchumbd (von commenda = Kirchen- oder Klostergut).

Die Ortsnamen Fronhofen, Fronhoven, Frohnau, Frohnschwand, Fronwald, Zellhof, Oberhub, Urbar, Neupfalz, Pfalzfeld führen uns das mittelalterliche, bäuerliche Besitzverhältnis und seine Lasten vor Augen. Ein Fron-

---

[1]) Ein Ort in Ostpreußen lehnt sich nur scheinbar an „Fisch" an. Fisch ist aus „Bischof" verkürzt worden; früher war dort ein Bischofsitz.

hof (von frôn = Herr) war die Wohnung des Grundherrn, die auch Salhof, Selhof, Zellhof (entstellt aus Sadelhof, d. i. Hof mit dem Herrenhause, von mhd. sal[1]) = Wohnsitz des Herrn) genannt wurde. Zum Fronhofe gehörten außer den Selländereien die in der Hand der Kolonen liegenden Bauernhöfe, auch Hubhöfe[2]), Urbare[3]) genannt.

Auch von den allmählich sich entwickelnden bürgerlichen und gewerblichen Verhältnissen geben die Ortsnamen Kunde. Ich erinnere nur an die Fortschritte des Mühlenbaues. Dampf- und Wassermühlen, wie wir sie heute haben, kannten unsere Vorfahren nicht. Ihre Mühlen waren sogenannte Handmühlen, von welchen uns schon die „jüngere Edda" in dem „Grottenliede" erzählt. Man nannte sie Quirn (von gotisch quairnus, ahd. chwirna = Mühlstein und Mühle). Das Wort ist, weil man späterhin die ursprüngliche Bedeutung desselben vergaß, aus unserer Sprache verschwunden. Nur in den Ortsnamen: Kirn (Nahe), Kirnhalden, Quirnbach, Quirnheim, Quernheim, Kernbach, Kehrenbach, Moselkern, Landkern hat es sich noch erhalten. Der Bau der Wassermühlen seit dem 8. Jahrhundert vertrieb nach und nach die unbequemeren Handmühlen, und so mußte denn auch das alte „Quirn" dem neuen „Mühle" weichen, das seit dem 12. Jahrhundert in vielen Ortsnamen erscheint, wie in: Mühlheim, Mühlberg, Mühlpfad, Mühlhausen, Mullenbach, niederdeutsch Möllenbeck, Zermüllen, Aumühle.

Auf die im Mittelalter in größter Blüte stehende Schmiedekunst weisen die Ortsnamen Schmiedburg, Schmiedeberg, Schmiedefeld, Schmidheim, Schmitten (Taunus) hin.

Von der früheren Tierwelt in Wald, Feld und Haus erzählen uns die Namen: Wiesenthau (Au der Wisente), Ellwangen (Ebene der Elentiere), Wolfsthal, Wolfshagen, Ebernach, Ebernburg, Schweinscheid, Burtscheid (von porcus = Schwein), Hirschfeld, Hirschheyd, Hilscheid (Hirsch), Rehbach, Fuchshoven, Bärweiler, Bärenbach, Falkenstein, Falkenhagen, Falkenau, Spessart (d. i. Wald der

---

[1]) Sahlweide hängt vermutlich mit „sal" zusammen, da die ältesten Wohnungen aus Weidengeflecht bestanden.

[2]) Die Hufe (oberdeutsch Hube, althochdeutsch huoba, altsächsisch hôva) ist ein Stückland von einem gewissen Maße, im allgemeinen 30 Morgen groß.

[3]) Urbar hat sich erst im Neuhochdeutschen aus mhd. urbor, urbar zu bëran (tragen) = Ertrag, Zinsgut entwickelt und bedeutet ursprünglich ertragbringend, zinstragend, jetzt „angebaut".

Spechte), Schneppenbach, Kranichfeld, Krähenhof. Sie alle zeigen uns nicht allein den Reichtum des Wildes in alter Zeit, sondern sie weisen uns auch auf die Bedeutung der Jagd, sowie auf die frühere Art und Weise der Ausübung derselben hin. Sie erzählen uns von Falkenjagden und Reiherbeizen. Die Jagd wurde nicht bloß der Nahrung wegen getrieben, sondern ihre Ausübung bedeutete mehr den Kampf ums Dasein. Deshalb begreift sich nun auch jene Leidenschaft, womit unsere Vorfahren der Jagd sich hingaben.

Zweifelhaft sind die Orte auf Bär- und Eber-, da diese auch in den Personennamen eine große Rolle spielen und leicht erst von da in die Ortsnamen gekommen sein können. Es lag ja bei der Ehrfurcht, welche die alten Völker stets den Toten zollten, sehr nahe, einen Ort nach dem ersten Ansiedler oder Besitzer zu nennen.

Von dem Reichtum an Pferden, welche noch im Mittelalter halbwild auf den weiten Triften umherliefen, berichten die Ortsnamen: Roßbach, Roßla, Marbach, Marburg, Mardorf (von marah = Mähre), Pferdsfeld, Pferdsbach.

An den früher in Deutschland hausenden, durch seine kunstvollen Bauten bekannten Biber, der jetzt aus Europa fast verschwunden ist, erinnern uns noch die Orte Bebra (biberaha) und Bersa (bibaraffa), die beiden Bieber (Ober- und Niederbieber) bei Neuwied und bei Offenbach, Biebern und Biebernheim auf dem Hunsrück, mehrere Biberstein in Deutschland und Österreich, Biebrich am Rhein und Bieberach in Württemberg, Beberbeck im Regierungsbezirk Kassel und Bevere in Braunschweig. „Die Bedeutung, welche diese Tiere für das Volksleben hatten, erkennen wir daran, daß noch jetzt im Volksmunde grobe Zeuge ‚Biber' genannt werden."

Auf den großen Fischreichtum lassen die vielen Fischbäche und Ottersbäche schließen.

Selbst die Bienenzucht — die im Mittelalter eine ganz besondere Bedeutung hatte, indem damals der Honig als Ersatzmittel für Zucker und das Wachs zur Herstellung von Kerzen, deren Bedarf in damaliger Zeit ein sehr großer war, als sehr gesuchte Handelsartikel galten — klingt in den Ortsnamen wieder. Die Namen Bienburg, Biendorf, Bendorf, Bingarten, Bingart, Bimbach u. a. weisen auf größere künstliche Anlagen zum Züchten der Bienen hin.

Die Ortsnamen auf -dissen, -tissen, -issen, -essen, die wir besonders im westlichen Deutschland finden, wie Alver-

dissen, Elverdissen (von Alf, Elf), Hardissen, Edemissen, Niederzissen, Willebadessen und Disibodenberg (a. d. Nahe) rufen uns die religiösen Anschauungen unserer Altvorderen vor die Seele. Die Bildung „-dissen“ aus angelsächsisch idis, ahd. itis bedeutet weise Frau, mit denen man die altdeutschen Priesterinnen zu bezeichnen pflegte, im Zusammenhang. Aus „Hagedisse“, „Hägedisse“ (Waldzauberin), verkürzt in „Hagsen“ (mhd. hecsen), sind die unglückseligen „Hexen“ entstanden.

* * *

Damit mag's genug sein. Bevor ich jedoch meinen Aufsatz schließe, will ich nicht unterlassen, dem Leser auch ein Pröbchen von der in neuerer Zeit üblich gewordenen Namengebung, die von der althergebrachten weit abgewichen ist, als Zugabe vorlegen. Es sind zum teil gar seltsam klingende Namen, die man für Ortsnamen nie halten möchte; Namen, die durch das schöpferische Walten der freien Phantasie geschaffen wurden, und die in vielen Fällen ursprünglich die Aufschrift oder die Devise eines einzelnen Hauses gebildet haben, von dem dann der Namen auf den neuentstandenen Ort übergegangen ist. So gibt es ein Affennest, ein Storchnest, ein Heiligkreuz, ein Friedrichsgüte, ein Ludwigslust, ein Königshuld, ein Luisensegen, ein Gottesbescherung, ein Wilhelmsgrille, ein Misgunst, ein Sorgenfrei, ein Adamsverdruß, ein Weibergram, ein Weiberkränke, ein Glockenklang, ein Hochzeit, ein Blumenschein, ein Armuth, ein Letzter Pfennig, ein Gesellschaft, ein Freundschaft, ein Erinnerung, ein Nachbarschaft und bei Danzig sogar ein Dreischweinsköpfe. Damit ist aber der Übermut der Sprache noch nicht erschöpft; die Krone bilden die sogenannten imperativischen (befehlenden) Ortsnamen. Die Orte warten gleichsam nicht mehr, bis man ihnen irgend einen schlechten Namen gibt, sondern rufen sich selbst in alle Welt hinaus: Paßauf, Duckunder, Traunicht, Grüßgott, Schönwillkomm, Behütgott, Kehrwieder, Siehdichum, Luginsland, Wohlauf, Ruhewohl, Kehrdichannichts, Murrmirnichtviel, Reißaus, Hüpfauf, Thumirnicht, Habenichts, Wärstdubesser.



VI. Nachtrag.

Über die Aussprache rheinisch-westfälischer Ortsnamen.

In dem weit ausgedehnten Ortsnamen-Walde, den wir soeben durchwandert und bewundert haben, sind uns schon bei oberflächlicher Betrachtung Namen aufgefallen, die sich trotz ihres fremdländischen Gepräges gar bald als gute echte deutsche verrieten. Ich meine: die rheinisch-westfälischen Ortsnamen. Sie sind an der niederdeutschen Schreibung ihrer Selbstlaute: ae, oe, oi, ou, oy, ue, ui, sofort erkenntlich.

Was bei dieser Art von Namen besondere Beachtung verdient, ist ihre Aussprache, über die leider noch sehr wenig Klarheit herrscht. In Gegenden, wie in Mittel- und Süddeutschland, wo über ihre Aussprache so gut wie nichts bekannt ist, werden diese Namen fast regelmäßig falsch ausgesprochen. Ja selbst am Niederrhein und in Westfalen — der Heimat dieser Namen — gibt es Leute, die sich über die Aussprache im unklaren sind, die sogar die richtige Aussprache eines derartigen Namens geradezu als fehlerhaft bezeichnen.

So haben z. B. auf meine Anfrage in Nr. 16 der „Pädagogischen Woche" 1905 und in Nr. 17 der „Westdeutschen Lehrerzeitung" 1905 um Mitteilung von rheinisch-westfälischen Ortsnamen, deren Mitlaute nach dem beigegebenen Muster ausgesprochen werden, die meisten Lehrer geschrieben: „oi" wird in Broich wie ō ausgesprochen; dagegen wollen andere Broich buchstäblich, und einer Troisdorf gar wie Treusdorf ausgesprochen haben. Ein Einsender legte das ehrliche Geständnis ab: „Die Aussprache von Roisdorf, Duisdorf und Buir ist mir nicht ganz klar." Ich halte es daher für angezeigt, als „Nachtrag" zu der Abhandlung: „Über deutsche

Ortsnamen" einiges über die Aussprache der rheinisch-westfälischen Ortsnamen zu sagen. Leider ist das Schrifttum über diesen Gegenstand sehr arm. Ich habe nur weniges gefunden, was ich zu meinen Ausführungen verwerten konnte. Das meiste verdanke ich einer mit großer Sachkenntnis geschriebenen Abhandlung von Gust. Rauter, früher Oberlehrer in Essen a. d. Ruhr. Meinen Herren Amtsbrüdern, die meine Anfrage in der „Pädag. Woche" und in der „Westdeutsch. Lehrerzeitung" beantwortet und mich dadurch unterstützt haben, sage ich an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank.

Die meisten Schwierigkeiten in der Aussprache der rheinisch-westfälischen Ortsnamen bieten fast nur die nach niederdeutscher Art geschriebenen Selbstlaute.

Ein langes a (ā) in einem solchen Ortsnamen wird auf zweifache Art bezeichnet, einmal, wie im Hochdeutschen, durch Verdoppelung des a, z. B. in Aachen, in Haanen (bei Aachen), in Haan (bei Mettmann), in Baal (bei Erkelenz), in Schaag (bei Kempen) u. in a., und durch Hinzufügung eines e, z. B. in Blaesweiler (Krs. Geilenkirchen), Praest (bei Rees), Graes (Krs. Ahaus), Straelen (Krs. Geldern), Baeren (Krs. Eupen), Gaesdonck (bei Goch), Saeffeln (Krs. Heinsberg), Raesfeld (Rgbzk. Münster), Flaesheim (Krs. Recklinghausen) u. a.

Bei der Schreibung der Silbe -lar, die auch als selbständiger Ortsname auftreten kann, schwankt der Schreibgebrauch, wie z. B. Laar (bei Meiderich), aber Laer (Krs. Steinfurt) in Kevelaer und in Wittlaer (bei Düsseldorf) u. a.

Auch o wird entweder durch Verdoppelung oder durch Anhängung eines stummen e verlängert, z. B. Loos, d. i. Wald; als Silbe tritt der Name in Venloo (nach neuerer holländischer Schreibweise Venlo) und in Waterloo auf. In Soest, Coesfeld, Hoetmar (bei Warendorf), Oer (Krs. Recklinghausen) klingt oe wie ō.

In einigen Namen ist das dem o angehängte e aber kein Dehnungszeichen, sondern klingt mit demselben wie u, z. B. in Roerdorf (Krs. Jülich) und in dem Flußnamen Roer. In anderen Ortsnamen wird oe wie ö ausgesprochen, wie in: Roetgen (Krs. Montjoie), Koellig, Oestrich (Iserlohn und am Rhein), Oeding (Krs. Ahaus), Oedingen (Krs. Meschede), Oehlinghausen (Rgbzk. Arnsberg), Oedekoven (bei Bonn), Oeynhausen (Krs. Höxter und Krs. Minden).

Die Dehnung des o bezeichnet man sodann durch Anfügung eines stummen i in Troisdorf, Roisdorf (bei Bonn), Froitzdorf (Düren), Soisdorf (bei Kassel), Moitzfeld (bei Bensberg) u. a.

Dagegen ist der Laut i in dem in der Erftniederung häufig vorkommenden Broich kein Dehnungszeichen, sondern oi entspricht dem hochdeutschen Laut u; wie Broich hochdeutsch = Bruch, d. i. feuchte Niederung, Sumpf ist. Die Aussprache Bruch ergibt sich somit aus dem lebendigen Worte der Sprache; während die Aussprache Brōch weiter nichts ist, als die Folge einer bei Broich falsch angewandten Analogiebildung. Man sieht hieraus, wie leicht sich jemand an Fehlerhaftes in der deutschen Sprache gewöhnen kann, zuweilen so, daß er sogar schließlich das Falsche für das Richtige hält. Dringt diese Anschauung nun in weitere Kreise, wird sie von vielen Menschen geteilt, dann findet das Fehlerhafte kaum mehr einen Widerspruch, und es gilt zuletzt als gangbare Münze.

Das doppelte e in mehreren Ortsnamen, als lange Selbstlaute, wie in Rees, Steele (bei Geldern), Bleeck (bei Erkelenz), Reetz (bei Schleiden), Keeken (bei Cleve), Been (bei Mörs) u. a. bereitet der Aussprache keine Schwierigkeit; ebensowenig auch das durch e verlängerte i in Griet und Griethausen (bei Cleve).

Schreibt man statt der Verdoppelung des i wie im älteren Niederländischen y, so wird dies auch i ausgesprochen, so in Dyck (bei Kempen), Styrum (bei Oberhausen), Vynen (bei Mörs). Die Holländer schreiben (nebenbei bemerkt) ihr früheres y, das sie ei aussprechen, schon seit längerer Zeit fast überall ij, um anzuzeigen, daß dieser Laut aus i und j (kurzem und langem j) entstanden ist, so in Nijmegen.

Das Doppelzeichen ou klingt in Courl und Poulheim wie ein kurzes u; in Bourheim (bei Jülich), Bouslar, Houverath (bei Erkelenz), Oudler, Our, Fluß (bei Malmedy) dagegen wie ein langes u (ū). Im Holländischen bezeichnet ou einen au-Laut; in anderen Ortsnamen ist ou ein französischer Laut, z. B. in Sanssouci (Krs. Arnsberg), vielleicht auch in Sourbrodt (bei Malmedy).

Der niederdeutsche Doppellaut oy klingt in Moyland = Schönland, in Boy (Krs. Recklinghausen), in Goy (der Name eines Teiles der Gemeinde Altenbochum), in Boyer (bei Bottrop) wie ō mit ganz kurzem i dahinter; dagegen in Oye und

Orsoy wie au und in Spoy und in Alpsroy (bei Mörs) wie eu.

Eine große Unklarheit in der Aussprache bereiten die Selbstlaute ue und ui. Durch den Zusatz des e wird der Laut u in Buer (bei Essen) und in Cues (a. d. Mosel), der Geburtsort des berühmten Kardinals Cusanus, in Niehues gedehnt. In Uerzig (a. d. Mosel), Uedersdorf, Uerdingen, Ueberems (Krs. Warendorf), Uelde (Krs. Lippstadt), Uemmingen (Krs. Bochum), Uentrop (Krs. Arnsberg) u. a. dagegen klingt ue wie ein ü.

Ebenso wird ui in Duisburg (= Zius Burg), in Duisdorf, Guisingen, Geidesweiler, Guichenbach wie ein ü ausgesprochen. — Nach Gust. Rauter ist in Buir (bei Düren) der Laut i ein Dehnungszeichen und ui ist demnach wie ū auszusprechen. Diese Aussprache rief bei sämtlichen Lehrern, die mich mit Mitteilungen unterstützten, lebhaften Widerspruch hervor. Alle wollen ui in Buir wie ü ausgesprochen haben. Herr Lehrer Dotzer in Köln-Nippes schreibt: „Buir wird gesprochen wie Duisburg. Das ‚i‘ ist nicht Dehnungszeichen, erinnert vielmehr an den in Österreich noch jetzt nicht ausgestorbenen Brauch ‚üiber‘ für über zu schreiben.“ [(?) Der Verf.]

In Huisen und seinen Zusammensetzungen, wie auch in der Schreibweise Holthuyen (hochdeutsch Holzhausen) klingt ui wie ein eu. Der davon abgeleitete Familienname „Heuser“ schreibt sich auch lautgemäß mit eu.

In den auf um (hochdeutsch heim) endigenden Ortsnamen, wie Klinkum (bei Düren), Kalkum, Stockum, Holtum (bei Erkelenz), Westum (bei Ahrweiler), Kehrum (bei Cleve), Bochum u. a. ist das u kurz und tonlos, wie ein unbetontes e. In der Volksaussprache wird dieses e aus Bequemlichkeitsrücksichten vollends verschluckt. Dort sagt man Kalkm, Klinkm, Stockm, usw. Schließlich möchte ich noch bemerken, daß der Laut X in Xanten eigentlich wie ein scharfes S ausgesprochen wird; holländisch: Santen.

„Daß nun die Aussprache dieser Namen,“ meint Gustav Rauter, „in jedem Falle erst besonders erlernt werden muß, ist jedenfalls eine große Unbequemlichkeit; aber sie läßt sich vernunftgemäß leicht auf dem entgegengesetzten Wege beseitigen, den man vielfach dazu geht, nämlich durch Anwendung der Vorschrift: Schreibe, wie du sprichst! Man schreibe also: Blasweiler, Prast, Gras, Stralen, Raren, Gasdonck, Saffeln, Rasfeld, Flasheim,

Lar, Lar, Kevelar, Wittlar; Sost, Cosfeld, Hotmar, Or; Rurdorf, Rur; Rötgen, Köllig, Östrich, Öding usw., Trosdorf, Rosdorf, Motzfeld usw.; Brūch, Curl, Pulheim, Buslar; Mooiland, Bōi; Aue, Orsau; Būr, Cūs; Ürzig, Ürdingen, Düsburg, Holtheusen, Kalkem, dann wird hier überall Einigkeit zwischen Sprache und Schrift sein, und es wird einen Grund weniger für Deutsche geben, ihre eigene Sprache falsch zu sprechen."



Wort und Sachregister

zu

A. Zelter, Deutsche Sprache und deutsches Leben*)

*) Die Zusammenstellung dieses Registers, das vielfach geäußerten Wünschen entspricht, hat in liebenswürdiger Weise Herr Dr. Stucke in Karlsruhe besorgt, wofür aufrichtig dankt
Der Verleger.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

I.

J.

K.

L.

M.

N.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

X.

Z.

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig.

Einige Urteile über:

Deutsche Sprache und deutsches Leben

Sprach- und kulturgeschichtliche Bilder für Lehrer und Freunde unserer Muttersprache

von

Johannes Zelter

Mit einem Begleitwort von Dr. Prinz, Kgl. Seminardirektor

160 S. 8°, broschiert 2 M., elegant gebunden 2.40 M.

Der Schulfreund: Leider riß der unerbittliche Tod dem verdienten Verfasser die Feder so früh aus der Hand, daß er sein letztes Werk nicht gedruckt sehen konnte. Seminardirektor Dr. Prinz beförderte die Arbeit zum Drucke. Zelter gibt auf den ersten Seiten seines Buches die benutzten Schriften und Aufsätze an. Aus dieser Angabe erkennen wir schon, wie emsig und treu er auf seinem Lieblingsgebiete gearbeitet hat, und wenn wir dann die Namen Andresen, Arnold, Heintze, Khull, Kluge, Albert Richter, Schrader, Simrock, Vilmar, Waag und Wackernagel finden, so verbürgen uns diese schon in etwas die Güte des Werkes. Wer ein Freund von sprachlichen Altertümern ist oder es werden will, der gehe zu diesem Brunnen! Ein eingehendes Studium des Buches wird reichen Segen stiften, es wird jeden Leser von neuem begeistern für seine Muttersprache und ihn antreiben, neben der Form mehr auf den Inhalt der Wörter zu achten. Das Werk paßt auch in die Hand des strebsamen Seminaristen, da es wie kaum ein zweites imstande ist, den grammatischen Unterricht des Seminars zu ergänzen und zu vertiefen; seine herrlichste Frucht aber wird sein, daß es anregt zu weiterem Nachdenken über die Sprache. Seminardirektor Dr. Prinz sagt am Ende seines Begleitwortes: „So wünsche ich denn, daß das Buch in die Hand recht vieler strebsamer Seminaristen und anderer Freunde unserer herrlichen Muttersprache gelange und zum tiefergehenden Studium veranlasse.“ Das ist auch mein innigster Wunsch. Möge die Beurteilung dazu beitragen. D.

Pädag. Jahresbericht: Die Schrift eröffnet dem Leser manchen interessanten Ausblick sprachlicher und kulturgeschichtlicher Art und wird vor allem dem Lehrer als Ratgeber willkommen sein.

Preuß. Schulzeitung: Diese Arbeit des inzwischen verstorbenen Verfassers ist nicht das erste und nicht das einzige Buch, das es sich zur Aufgabe gestellt hat, mitzuarbeiten an der Verwirklichung der Hildebrandschen Forderung, „mit der Sprache zugleich den Inhalt, den Lebensgehalt derselben, voll und frisch und

warm zu erfassen". Indes können wir einstweilen Bücher dieser Art sicherlich nicht zuviel haben. Ruhen doch gerade in diesem Eingehen auf Wortentwicklung und Bedeutungswandel, auf den Zusammenhang sprachlicher Erscheinungen mit dem Gange der Kulturgeschichte die Keime eines tieferen Interesses und einer warmen Liebe für unsere herrliche Muttersprache. Möge daher auch dieses Buch dazu beitragen, einer immer noch viel zu oft übersehenen Seite unseres Sprachunterrichts mehr und mehr zu ihrem guten Rechte zu verhelfen.

M. Spichalsky.

Kathol. Schulblatt: In diesem Werkchen ist das Ergebnis einer reichen Forschung und eines eifrigen Studiums auf dem Gebiete unserer Muttersprache niedergelegt. Wir werden in den Bedeutungswandel unserer Sprache eingeführt, lernen dunkle Worte und Wendungen recht erfassen und werden mit der Bedeutung deutscher Schimpf- und Spottnamen, der Familien- und Ortsnamen bekannt gemacht. Manch dunkler Punkt findet seine Aufklärung, und manches Wort wird nach seiner ursprünglichen Bedeutung erschlossen. Das Werkchen regt zum Studium unserer Muttersprache an und verdient darum allseitige Beachtung.

Wissenschaft und Schule: Wer das hochinteressante Werkchen durchliest, wird es ohne Zweifel bei Gelegenheit immer wieder zur Hand nehmen, wenn er auch hier und da ein Fragezeichen machen zu müssen glaubt. Das Buch, das einen vor kurzem verstorbenen rheinländischen Volksschullehrer zum Verfasser hat, wird jedenfalls in recht viele Lehrerbibliotheken Eingang finden. Gr.

Kathol. Schulblatt: Das Werkchen regt zum Studium unserer Muttersprache an und verdient darum allseitige Beachtung.

Die deutsche Schule: Ansprechende sprachgeschichtliche Aufsätze hat Johannes Zelter unter dem Titel vereinigt: „Deutsche Sprache und deutsches Leben. Sprach- und kulturgeschichtliche Bilder für Lehrer und Freunde unserer Muttersprache." Vieles aus dem empfehlenswerten Buche wird der Lehrer für den Unterricht in der Oberstufe verwerten können.

Nassauische Schulzeitung: Der Name Zelter ist nicht unbekannt. In verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften (z. B. „Koblenzer Volksztg.", „Deutscher Hausschatz") hat der Sobernheimer Hauptlehrer Zeugnis von seinem eingehenden Studium der deutschen Sprache und ihrer Geschichte gegeben. Auch das vorliegende Werk zeigt, daß er sich in den gewaltigen und schwierigen Stoff sicher hineingearbeitet und hineingelebt hat.

Eingehend dargestellt ist die Entwicklungsgeschichte der deutschen Sprache. In dem Abschnitt über den Bedeutungswandel zeigt der Verfasser, wie keinen Augenblick die Entwicklung der Sprache stille gestanden hat, wie nach innerer Notwendigkeit nicht nur unablässig neue Formen und neue Verbindungen, ja ganz neue Wörter geschaffen wurden, sondern auch fortwährend ein Wechsel in der Wortbedeutung eintrat, sei es durch Verengerung oder Einschränkung des Bedeutungsumfanges, sei es durch Bedeutungserweiterung oder auch durch Bedeutungsübertragung und Bedeutungsvertauschung.

Bei der Erklärung „dunkler Worte und Wendungen in unserer Sprache" zeigt er, wie das deutsche Volk all sein Denken und Empfinden, sein Wirken und seine Erfahrungen, überhaupt sein ganzes Leben und Streben in seine Sprache gelegt hat. Bei der Erklärung einer großen Zahl von Ausdrücken, deren eigentlicher Sinn heute kaum mehr verständlich ist, läßt der Verfasser das ganze Kulturleben unserer Vorfahren an uns vorbeiziehen, und wir sehen, wie sich die Ausdrücke aus der germanischen Mythologie, dem Rechtsleben, dem Ritter- und Kriegsleben, aus alten Sitten und Gebräuchen, dem Berufs- und Eheleben, dem Geld- und Rechenwesen früherer Zeit erhalten haben bis auf unsere Tage.

Auch das Kapitel über deutsche Schimpf- und Spottnamen zeigt uns, daß unsere Sprache ein Spiegel des Volkslebens und ein Dolmetscher des Volkscharakters ist. Zwar erscheinen uns die Schimpfwörter weiter nichts zu sein als

nichtssagende Namen ohne tiefere Bedeutung, aber der Verfasser weiß uns auch in ihnen das wunderbare Walten des deutschen Sprachgeistes zu veranschaulichen.

Sehr anregend und belehrend sind die Kapitel über unsere Familiennamen und unsere Ortsnamen. „Wie die Ruinen der Ritterburgen, so stehen auch die Ortsnamen da als Zeugen einer längst vergangenen Zeit, aus der sie uns gar mancherlei des Anziehenden und Belehrenden zu berichten wissen.“

Das Buch bietet für alle Freunde unserer deutschen Muttersprache eine Fülle von Anregungen und Belehrungen und eine Veranlassung zum tiefergehenden Studium. Auch ist es m. E. sehr geeignet zur Erweiterung und Vertiefung des Unterrichtsstoffes der deutschen Sprache in unseren Seminaren und kommt dadurch den Forderungen des Ministerialerlasses vom 1. Juli 1901 entgegen. Georg Häuser.

Neue Pädag. Zeitung: Allen Freunden deutscher Sprache und Kulturgeschichte wird hier ein unterhaltender und zugleich anregender und belehrender Lesestoff geboten. Vor allen Dingen aber will die Arbeit den Lehrern in der Erklärung der schönen, tiefen Sprachbilder, woran unsere Muttersprache so reich ist, sowie in der Erklärung dunkler Worte und Namen ein zuverlässiger Ratgeber sein. Diesen zweifachen Zweck erfüllt das Büchlein in jeder Hinsicht und ist dabei so interessant, so fesselnd geschrieben, ermöglicht einen so tiefen Einblick in die Volksseele und das Volksempfinden, daß man seine helle Freude daran haben kann. Der zu dem Werte in gar keinem Verhältnis stehende geringe Preis wird auch den Minderbemittelten veranlassen, sich das Buch für seine Privatbibliothek zuzulegen; in den Kreislehrerbibliotheken sollte es überhaupt nicht fehlen. — y —

Kathol. Schulzeitung: Das Buch bietet in der Tat „unterhaltenden, anregenden und belehrenden“ Lesestoff und dürfte nicht nur Lehrern, sondern auch Seminaristen als Ergänzung zum gramatischen Studium reiche Freude und reichen Nutzen bringen und für viele ein Ansporn sein, sich selbst noch „tiefer zu vertiefen in den Reichtum, in die Pracht“ unserer lieben, deutschen Muttersprache.
Kreisschulinspektor Rudolph.

Zeitschrift des allgem. deutschen Sprachvereins: Bietet Zelter uns auch kaum Neues, so bringt er das Alte doch in so ansprechender Form, daß man das Büchlein gern als Bereicherung der Abwehrmittel begrüßen mag, deren wir gegen die immer noch in weiten Kreisen herrschende Gleichgültigkeit in sprachlichen Dingen stets neue gebrauchen können. Wülfing.

Magazin für Pädagogik: Der Sprachunterricht soll nach der neuen Methodik dadurch lebendig und fruchtbringend gemacht werden, daß die Bildungsworte der Sprache, wie der Bildergehalt derselben u. a., dem Schüler erschlossen werden und so Gemüt und Phantasie Nahrung erhalten (vgl. Lehrplan für die württemb. Volksschulen S. 15). Der Lehrer wird sich darum vor allem nach Hilfsmitteln umsehen müssen, die ihn möglichst tief in das Wesen und die Geschichte unserer Muttersprache einführen. Zu diesem Hilfsmitteln dürfen wir unbedingt auch die oben verzeichnete Schrift rechnen. Mit Bienenfleiß hat der Verfasser die Ergebnisse der neuesten Sprachforschung zusammengetragen. Der reiche Stoff des Werkes ist übersichtlich in fünf Abschnitte gegliedert. Der erste Abschnitt behandelt ziemlich eingehend den Bedeutungswechsel der Wörter nach den Seiten der Verengung und Erweiterung des Bedeutungsumfanges. „Dunkle Worte und Wendungen in unserer Sprache“ finden im zweiten Abschnitt Aufklärung. Der Stoff ist entnommen der germanischen Mythologie, dem Rechtsleben, dem Ritter- und Kriegsleben, den Sitten und Gebräuchen, dem Berufs- und Eheleben, dem Spiel, dem Schrifttum. Reichtum und Bildsamkeit unserer Muttersprache offenbart sich ebenso in den deutschen Schimpf- und Spottnamen (Abschnitt III), wie im Gebrauch und in der Entstehung der Familiennamen (Abschnitt IV). Ein Stück Landesgeschichte und Kulturgeschichte spiegelt

sich in unsern **Ortsnamen** ab (Abschnitt V). Ein Nachtrag belehrt den Leser über die richtige Aussprache einer Anzahl rheinisch-westfälischer Ortsnamen. So also wird vornehmlich der Lehrer aus dem Buche reiche Belehrung schöpfen und zu eigenen Beobachtungen und Vergleichen auf dem Gebiete des Sprachwandels angespornt werden. J. Stk.

Badische Volkszeitung: Die in Umrissen gezeichneten Bilder lassen recht klar das ewig wechselnde Leben unseres Wortschatzes erkennen und drängen jedem aufmerksamen Leser Bewunderung über das geheimnisvolle Walten des Sprachgeistes auf.

Koblenzer Volkszeitung: Wenn auch kein systematischer Zusammenhang zwischen den einzelnen Kapiteln besteht, so bieten sie doch viel Belehrendes und Interessantes. Das Buch sei daher dem Leserkreis, für den es bestimmt ist, bestens empfohlen. Dr. J. M.

Pädag. Blätter für Lehrerbildung: Die hier dargebotenen sprach- und kulturgeschichtlichen Bilder dienen in gleichem Maße der Unterhaltung wie der Belehrung; insbesondere werden sie im deutschen Sprachunterricht im Seminar trefflich zu verwerten und den Seminaristen zum ergänzenden Eigenstudium zu empfehlen sein.

Hannoversche Schulzeitung: Ein äußerst interessantes Buch, das außerordentlich lehrreich ist, weil es aus der Sprach- und Kulturgeschichte unseres Volkes wertvolle Schätze hebt zum besseren Verständnis unserer Muttersprache und einen Einblick in die Entwicklung der Worte und Wortbedeutungen in fesselnder Weise gewährt. Das ganze Buch zeugt von tiefem Studium und von anerkennenswerter Beobachtung. Es zeigt, wie Schiller es so schön ausdrückt, daß die Sprache der Spiegel eines Volkes ist. „Wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes, treffliches Bild von uns selbst daraus entgegen." Lehrern und Freunden unserer Muttersprache sei das Buch warm empfohlen.

Schulblatt für die Prov. Brandenburg: Ein Herr Dr. Prinz hat nach dem Tode des Verfassers die vorliegende Arbeit herausgegeben und ihr ein Begleitwort mit auf den Weg gegeben. Daß sie aus eingehenden Studien der deutschen Sprache hervorgegangen ist, erkennt man auf jeder Seite des Buches auf den ersten Blick. Das wertvolle Buch bietet sich als eine Sammlung von Abhandlungen dar, die verschiedene bedeutungsvolle Themata zur geschichtlichen Entwicklung der deutschen Sprache behandeln und die namentlich dem deutschen Unterrichte in unseren Lehrerseminaren im Anschlusse an die neuen Lehrpläne vom 1. Juli 1901 treffliche Dienste zu leisten vermögen, indem sie den Unterrichtsstoff zu erweitern und zu vertiefen durchaus geeignet sind.

Hessische Schulzeitung: Lehrer und Freunde der deutschen Sprache werden aus dem frisch und interessant geschriebenen Buche manche Anregung und Belehrung schöpfen. Steitz.

Allgem. deutsche Lehrerzeitung: Der Verfasser war Lehrer im Nahetal und hat sich in jahrelanger Arbeit mit großem Fleiß und großer Freudigkeit sprachgeschichtlichen und kulturgeschichtlichen Studien hingegeben. Dies Buch ist erst nach seinem Tode erschienen und enthält zumeist eine Sammlung von sprachlichen Aufsätzen, die vorher in Zeitschriften und Zeitungen erschienen waren. Hervorgegangen aus der Liebe zu unserer deutschen Muttersprache, ist das Werk wohl imstande, die Liebe zu unserer deutschen Sprache zu erwecken und zu fördern, wenn es auch keine Sprachwissenschaft treiben, sondern nur die Ergebnisse wissenschaftlicher Arbeit der Germanisten popularisieren will. Wer sich für den Bedeutungswandel der Wörter, für den Ursprung der Bestandteile unseres deutschen Sprachschatzes, der Einzelwörter und der sprichwörtlichen Redensarten, für die Bedeutung unserer Familien- und Ortsnamen interessiert, der greife getrost nach dem Buche. Dem empfehlenden Begleitungswort, das der Arnsberger Seminardirektor Dr. Prinz dem Buche von Zelter vorausschickt, kann ich mich im großen und ganzen anschließen. Dr. Sellmann.

Schulblatt der Provinz Sachsen: Ob es sich in dem Buche darum handelt, die Ursachen des Wortbedeutungswandels festzustellen, oder der Entstehung dunkler Worte und Wendungen nachzuforschen, oder deutsche Schimpf- und Spottnamen zu erklären, oder Familien- und Ortsnamen auf ihre Bedeutung hin zu prüfen, immer hat es der Leser mit einem kulturgeschichtlichen Bilde zu tun, das ihm Interesse abgewinnen muß. Auf eine so angenehme Art nun auch noch instand gesetzt zu werden, so manches Wort und so manche Redensart, die tagtäglich mit größter Geläufigkeit über die Zunge gleiten, in dem vollsten und tiefsten Sinne würdigen und einen Einblick in das Sprachleben gewinnen zu können, gestaltet die Beschäftigung mit einem solchen Buche zu einem wahren Genuß.

Literar. Beilage zur Sächsischen Schulzeitung: Ein prächtiges Werkchen, das warm zu empfehlen ist. Es tritt der größeren Wilkeschen Wortkunde an die Seite und bespricht den Wortbedeutungswandel, dunkle Worte und Wendungen, deutsche Schimpf- und Spottnamen, unsere Familiennamen, unsere Ortsnamen. Das sind die Bücher, die dem Deutschunterricht der Zukunft die rechte Grundlage geben. Johannes Kühnel.

Pommersche Blätter für die Schule und ihre Freunde: Die Aufsätze enthalten eine Fülle von interessanten Einzelheiten und geben nicht bloß reiche sprachliche Belehrung, sondern lassen auch tiefe Blicke in das Leben der deutschen Vorzeit tun. Zahlreiche Wörter und Redewendungen, die wir täglich gebrauchen, werden uns ausführlich nach ihrer Entstehung und wechselnden Bedeutung erklärt. Allen Kollegen sei das Buch als interessante Lektüre empfohlen.

Pädag. Warte: Das Buch enthält sprach- und kulturgeschichtliche Abhandlungen über Wortbedeutungswandel, dunkle Worte und Wendungen, Schimpf- und Spott-, Familien- und Ortsnamen. Das Sein erkennt man aus dem Werden und die Bedeutung der Worte aus ihrer Entwicklung. In den Wandlungen des Wortes spiegelt sich zugleich ein gut Stück Kulturgeschichte ab. Das erfahren wir auf jeder Seite dieser Schrift, die — obgleich manche Abteilung und Deutung angreifbar ist — allen Lehrern zur Belebung des Deutschunterrichts warm empfohlen sei.

Blätter für die Schulpraxis: Das ebenso belehrende als unterhaltende Buch ist geeignet, dem Deutschlehrer in Präparandenschule und Seminar wertvolles sprachgeschichtliches Material an die Hand zu geben. B.

Schulwart: Ich empfehle die Sammlung allen, die sich in den schwierigen Stoff hineinarbeiten wollen, besonders den abgehenden Seminaristen zum ergänzenden Selbststudium, dann aber auch allen Freunden unserer deutschen Sprache. E. Orgel.

Preuß. Lehrerzeitung: Seminardirektor Dr. Prinz, der Zelters letzte Arbeit zum Druck gegeben hat, sagt über sie: „Das Werk bietet sich dar als eine Sammlung von Abhandlungen, welche verschiedene bedeutungsvolle Themata zur geschichtlichen Entwicklung der deutschen Sprache behandeln, und die namentlich dem deutschen Unterricht in unseren Lehrerseminaren im Anschluß an die Forderungen des Ministerialerlasses vom 1. Juli 1901 treffliche Dienste zu leisten vermögen, indem sie den betreffenden Unterrichtsstoff zu erweitern und zu vertiefen recht geeignet sind. Aus diesem Grunde möchte ich unsre Seminarlehrer auf die Schrift besonders aufmerksam machen und sie den Seminaristen zum ergänzenden Eigenstudium recht warm empfehlen; ich glaube: der grammatische Unterricht des Seminars wird sie mit nicht geringem Nutzen verwerten können. So wünsche ich denn, daß das Buch in die Hände recht vieler strebsamer Seminaristen und anderer Freunde unserer herrlichen deutschen Sprache gelange und sie zum tiefergehenden Studium veranlasse.“ Das wünschen wir auch und sind der Überzeugung, daß jeder aufmerksame Leser des Büchleins es mit dem Entschluß aus der Hand legen wird:

„Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichtum, in die Pracht!“ H. O.

Erziehung und Unterricht: Ich wünsche dem Buche eine weite Verbreitung namentlich unter den Lehrern, die manches von dem reichen Inhalt im Unterricht verwerten können.

Rheinisch-Westfälische Schulzeitung: Ein anregendes Buch in mehrfacher Hinsicht! Es zeigt zunächst, daß unsere Sprache kein totes Gebilde ist, sondern daß frisches Leben in ihr pulsiert, mehr, als mancher ahnt und weiß. Wo aber Leben ist, da ist auch Bewegung; wo diese herrscht, da wird manches emporgehoben, während anderes niedersinkt und verdeckt wird, so daß die ursprüngliche Bedeutung zu verdunkeln oder gar zu verschwinden droht. Daher sind alle Versuche mit Freuden zu begrüßen, die dazu beitragen, dunkle Sprachbilder aufzuhellen, gangbare Wörter und Namen nach ihrem wahren Sinne zu erklären. Es eröffnet sich dadurch dem aufmerksamen Leser nicht nur ein Einblick in die Sprachgeschichte, sondern auch sehr oft ein überraschender Ausblick auf die Kulturgeschichte. Wir besitzen schon eine Anzahl namhafter Werke auf diesem Gebiete; ihnen darf sich vorliegendes Buch ruhig zur Seite stellen. Es sei deshalb allen Lehrern angelegentlichst empfohlen. F. Weicken.

Schlesische Schulzeitung: Es sind sprach- und kulturgeschichtliche Bilder, die uns hier ein Kollege, der aber inzwischen verstorben ist, darbietet. Die fleißige Arbeit, deren Anschaffung durch den mäßigen Preis erleichtert wird, gliedert sich in fünf Abteilungen: Der Bedeutungswandel, dunkle Worte und Wendungen, über deutsche Schimpf- und Spottnamen, unsere Familiennamen, unsere Ortsnamen.

Kathol. Zeitschrift für Erziehung und Unterricht: Für die Wortbedeutungslehre, der die Sprachgelehrten in den letztverflossenen Jahrzehnten besondere Aufmerksamkeit zugewandt haben, bietet der Verfasser in der vorliegenden Schrift ein reichhaltiges Material, welches er auf Grund eigenen Studiums und unter Benutzung einer erheblichen Zahl einschlägiger Schriften zusammengestellt hat. Er geht zunächst auf den Bedeutungswandel und seine Ursachen im allgemeinen ein und behandelt dann in vier weiteren Abschnitten 1. Dunkle Worte und Wendungen aus den verschiedenen Kulturgebieten, 2. Deutsche Schimpf- und Spottnamen, 3. Unsere Familiennamen, 4. Unsere Ortsnamen. Beim Studium dieses Sprachzweiges wird sich die mit Sachverständnis und Sorgfalt geschaffene Leistung als ein recht geeignetes Hilfsmittel erweisen.

Literar. Handweiser: Das Buch bietet allen Freunden der deutschen Sprach- und Kulturgeschichte nicht nur unterhaltenden, sondern auch belehrenden und anregenden Lesestoff; vor allem will es der Lehrerwelt in der Deutung der Sprachbilder, an denen unsere Muttersprache so reich ist, sowie in der Erklärung dunkler Worte und Namen ein zuverlässiger Führer sein. Der sehr reiche Inhalt ist in fünf Kapitel gegliedert: 1. Wortbedeutungswandel, 2. Dunkle Worte und Wendungen, 3. Über deutsche Schimpf- und Spottnamen, 4. Unsere Familiennamen, 5. Unsere Ortsnamen — eine ungeheure Fülle von sprachlichem Stoff, der so recht im Geiste Rud. Hildebrands mit lebendiger Frische behandelt wird. Ich gestehe gern: das Buch hat mir schon manche angenehme Stunde verschafft, und ich greife immer wieder gern zu ihm, um neue Belehrung und neue Anregung dort zu holen. Da der Verlag dem Werke eine sehr schmucke Ausstattung gegeben hat, so eignet es sich besonders zu Geschenken für angehende Lehrer.

Thüringer Schulblatt: Das Buch ist hervorgegangen aus Vorträgen, die der Verfasser im Laufe der Jahre in Lehrervereinsversammlungen oder im Wiesbadener Zweigverein des „Allgemeinen Deutschen Sprachvereins“ gehalten hat. Sicher wird, wie dies auf einem so strittigen Gebiete gar nicht anders sein kann, die Worterklärung manchmal auf Widerspruch stoßen. Das deuten schon der Verfasser selbst und auch der Herausgeber Dr. Prinz an, und es wäre sicher vorteilhaft gewesen, wenn letzterer seine anfängliche Absicht, seine abweichende Ansicht in Fußnoten darzulegen, zur Ausführung gebracht hätte. Allen, die sich für die geschichtliche Entwicklung der deutschen Sprache interessieren, sei das auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende Buch empfohlen.

